

Ueber die

kleine Jagd

zum Gebrauch

angehender Jagdliebhaber

von

F. E. Jester.

Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage.

Dritter Theil.

Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Weidewerk gehörigen Vögel.

Mit einer Kupfertafel.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.



Ueber die
kleine Jagd
von Jester.

Dritter Theil.



Inhalt.

Dritter Theil.

Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Weidewerk gehörigen Vögel.

Jagd

Von

Von den Krammetsvögeln, Seidenschwänzen und der Golddrossel, imgleichen von dem Dohnenfange.

Dritter Theil.

Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Weidewerk gehörigen Vögel.

Einleitung.

Ehe und bevor ich mich über die Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Weidewerk gehörigen Vögel näher auslasse, halte ich es für nöthig, auf ähnliche Art, wie es bey den Säugethieren im zweyten Abschnitte des ersten Theils geschehen ist, etwas über die Naturgeschichte der Vögel im allgemeinen vorauszuschicken.

Naturgeschichte der Vögel im allgemeinen.

Die Vögel, von denen die Naturforscher bis jetzt an zweytausend Gattungen entdeckt haben, unterscheiden sich von den vierfüßigen und übrigen Thieren, theils durch ihren mit

Federn bedeckten zweyfüßigen Körper, ihre Flügel, ihren hornartigen Schnabel und ihre mit keinen Ohrläppchen versehenen Ohren; theils aber auch dadurch, daß sie ihre Jungen nicht lebendig zur Welt bringen, und diese vielmehr aus Eyern gebrütet werden. *) In Ansehung ihres inneren Körperbaues haben sie einiges mit den Säugethieren gemein, einiges anders. So besteht z. B. das Herz der Vögel wie das der Säugethiere aus zwey Kammern; sie haben, wie diese letzten, warmes Blut u. s. w. Dagegen sind ihre Lungen nicht, wie bey den vierfüßigen Thieren, mit einer dichten Haut umgeben; hängen nicht, wie bey jenen, *frey* in der Brust, sondern sind zum Theil hinten an den *Ribben* angewachsen, ihre Hirnschaale ist zelliger und lockerer wie bey den Säugethieren, ihr Brustbein verhältnißmäßig größer, aber weniger beweglich u. s. w. Um sich *einen* Begriff zu machen, mit welcher bewundernswerthen *Weisheit* die Natur bey der Bauart, so wie eines jeden Thieres, so auch des Vogels zu Werke gegangen ist, und wie sehr sie dabey auf die ihm bestimmte Nahrung und Lebensart Rücksicht genommen hat, ist es der Mühe werth, seinen Körperbau näher zu betrachten.

Der Kopf ist bey den meisten Vögeln verhältnißmäßig klein — bey der Eule in Verhältniß des Körpers groß — in Ansehung der Gestalt bald rund, wie bey den Eulen, bald zusammen gedrückt wie bey der Gans, bald flach wie bey den Falken, in Ansehung der Bedeckung aber bey den meisten befiedert, bey einigen (wie z. B. den Geyern) nackt, wollig, warzig, schabig (wie z. B. bey der Saatkrähe) u. s. w. Der Schnabel des Vogels, welcher als eine hornige Scheide über einem knöchernen Fortsatz des

*) Einige Amphibien, wie z. B. die Eydexe, legen auch Eyer, und unterscheiden sich dadurch ebenfalls von den sogenannten Säugethieren.

des ihm zur Stütze dienenden Stirnknochens, vorn am Kopfe sitzt, und aus zwey Kinnladen besteht, von denen bey den mehresten Vögeln nur die untere, bey einigen wenigen, wie bey dem Papagey z. B. auch die obere beweglich ist, leistet diesen Thieren die wichtigsten Dienste. Sie gebrauchen ihn, um ihre Speise und Trank zu sich zu nehmen, und die ihnen bestimmte Nahrung in Ermangelung der Zähne, zu zermalmen, zu zerreißen und zu verschlingen, und ihre Jungen zu füttern und ihnen die Speisen zuzutragen, um Löcher in die Bäume zu hauen, um die Insekten und Würmer herauszuholen, um sich zu putzen und ihre Federn in Ordnung zu bringen, ihre Nester zu bauen, Vorräthe zusammen zu tragen, sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen, um zu klettern und sich an die Aeste anzuhängen, welches letztere z. B. bey den Papageyen der Fall ist. Der Schnabel der Vögel ist aber auch hiernach, je nachdem ihre Nahrung aus Fleisch, Saamenkörnern, Insekten, Würmern besteht, und je nachdem er zu dieser oder jener besondern Beschäftigung bestimmt ist, bey einigen gerade, bey andern ober- oder unterwärts gekrümmt, und überdies bald rund, bald platt, bald kegelförmig, bald eckig oder hackenförmig u. s. w. gebildet, auch bey einigen, wie z. B. bey den Enten und Gänsen, an der untern Kinnlade mit Löchern zum Durchschlag des Wassers versehen. In der obern Kinnlade nahe gegen den Grund des Schnabels liegen die beyden Nasenlöcher, durch die die Vögel theils Athem holen, theils den Geruch erhalten, und welche bey einigen, wie z. B. bey dem Raben, groß, bey andern, wie z. B. beym Finken, klein, bey andern hinwiederum, wie bey den Falken, mittelmäßig, ihrer Bildung nach aber bald rund, bald länglich, bald ausgehöhlt oder vertieft u. s. w. sind. Zuweilen ist von diesen äußern Oefnungen gar keine Spur zu entdecken und die riechbaren Theilchen können in diesem Fall blos durch die Spalte im Innern des Schnabels zum Sinne des Geruchs gelangen. Die Geruchsorgane sind indessen bey einigen Vögeln, und besonders bey denen, die vom Raube leben,

ben, sehr scharf, obwohl sie im Allgemeinen den Säugethieren hierunter nachstehen. Die Zunge der Vögel, welche nicht nur das Werkzeug des Geschmacks ist, sondern auch das Verschlingen der Nahrungsmittel befördert und der Stimme die gehörige Bildung giebt, ist bald fleischig, z. B. bey dem Eisvogel, bald knorpelich bey dem Raben, ganz bey dem Wiedehopf, gespalten beym Pirol, ausgezackt bey dem Neuntödter, spitzig beym Baumläufer, pfeilförmig beym Kukuk, rund oder wurmförmig bey den Spechten u. s. w. Einige können so, wie der Wendehals und die Spechte z. B., ihre spitzige Zunge weit ausstrecken, und daher endigt sich ihr Zungenbein in zwey lange elastische Knorpel, die von hinten über den Hirnschädel weggehen und mit einer starken Fleischmuskel versehen sind, sich an der Stirn festsetzen und weit vor- und rückwärts schieben, dagegen diese Knorpel bey andern Vögeln mit kleinen Zungen, gleich hinter dem Schnabel am Kopfe, weggehen. Die außerordentlich lange Zunge, womit einige versehen sind, dient ihnen, um die Insekten aus den verborgensten Schlupfwinkeln hervorzuholen, und sie ist daher so gar wie bey den Spechten, mit Wiederhaaken wie ein Pfeil befiedert, um den Raub desto sicherer fest halten zu können. Einige, wie z. B. die Meisen, lecken alle ihre Speisen mit der Zunge, andere trinken wie die Hunde mit derselben, und diejenigen, welche wenig trinken, sind durch eine an dem Zungenbeine befindliche Speicheldrüse schadlos gehalten, welches bey den Spechten z. B. der Fall ist. Ungeachtet der Sinn des Geschmacks übrigens bey den Vögeln im Allgemeinen der schwächste zu seyn scheint, so haben sie doch alle in dem obern Schnabel Geschmacksnerven, die besonders bey denen, die ihre Nahrung aus der Erde oder dem Schlamm und Sumpfe nehmen müssen, sehr deutlich und stark sind, und die ihnen zugleich den Geruch der eigentlich für sie bestimmten Nahrungsmittel andeuten. Um die Singvögel zu Hervorbringung der mannigfaltigen Töne geschickt zu machen, und diese oft auf eine bewundernswürdige Art zu kräuseln, ist die Zunge bey

den

den mehresten dieser Gattung wie bey der Nachtigall, Lerche, Amsel u. a. m. flach mit einer harten Haut überzogen, an beyden Seiten abgeschliffen, spitzig und am Ende zertheilt, oder faserig. Bey denen, welchen diese Fasern fehlen, verschwindet auch der Gesang und die Stimme ertönt nur stark, rauh oder einfach, dagegen die letzteren hinwiederum gewöhnt werden können, die Stimme der Menschen nachzuahmen. Die Zunge des Papageyes kommt der menschlichen am nächsten, daher er auch am besten Worte nachsprechen kann. Auch das Ohr der Vögel hat eine merkwürdige Einrichtung. Es ist zwar nicht wie bey den Säugethieren, mit einem Ohrläppchen versehen, und die Vögel haben hiernach kein äußeres Ohr. Sie sind aber für diesen Mangel, und zwar diejenigen, die ihren Geschäften des Nachts nachgehen, wie z. B. die Eulen, — welche übrigens eine sehr große Ohröfnung haben — durch die an dieser befindlichen beweglichen Deckel, die den Gehörgang öffnen, erweitern und verschließen, die andern aber durch einen kleinen Kranz von dichten regelmäßig gestellten Federn, die eine Muskel erhebt und wieder sinken läßt, schadlos gehalten. Diese weise Einrichtung dient dazu, daß sie weder im Fliegen gehindert werden, noch in Gefahr kommen, die Ohren zwischen den dichten Gebüschen zu verletzen, so wie denn diese Federchen auch das Eindringen der Regentropfen und Insekten verhindern und zugleich das Gehör gegen das betäubende Gebrüll des Donners und das Wehen der Winde verstopfen. Die innern Gehörwerkzeuge sind an sich einfacher wie bey den Säugethieren und ihre Gehörknöchelchen, nehmlich der Hammer, Ambos und Steigbügel so genau mit einander verwachsen, daß sie nur einen Knochen auszumachen scheinen. Im äußern Gehörgange wird eine Feuchtigkeit abgesondert, um den Gang zu befeuchten, Insekten abzuhalten u. s. w. An den Gehörknöchelchen befinden sich zwar keine Muskeln, und die Vögel empfinden die zitternde Bewegung der Luft nur durch das Aufspringen und die Elasticität des Gehörknöchelchens. Ihr Gehör ist aber außer-

dentlich scharf, und es entgeht ihnen nicht der leiseste Schall. Die Auerhähne z. B. hören das geringste Geräusch, welches der Jäger verursacht, wenn er sich zur Falzzeit an sie schleichen will. Die Eulen, welche ebenfalls wegen ihres feinen Gehörs berühmt sind, wachen am Tage im tiefsten Schlafe auf, wenn nur die geringste Bewegung nahe bey ihnen vorgeht.

Auf den Bau des Auges scheint die Natur bey den Vögeln einen ganz vorzüglichen Fleiß verwandt zu haben. Die Augen der Vögel, welche meistentheils groß, aber flächer wie bey den Säugethieren sind, und nicht so wie bey diesen aus dem Kopfe hervorragen, haben oben und unten ihr Augenlied, das gewöhnlich ohne Wimpern, aber öfter am Rande mit Wärzchen besetzt ist. Die mehresten bewegen nur das untere, einige, wie z. B. die Nachteule, auch das obere Augenlied. Aeußerst merkwürdig ist der Bau der Augenkapsel. Büffon führt zwar in seiner Naturgeschichte der Vögel als eine Sonderbarkeit des Uhu an, daß seine Augen in einer knorpelichen Haut, als in einer Kapsel verwahrt liegen. Beseke hat aber in einer, seinem Beytrage zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands, angehängten lesenswerthen Abhandlung über die Augenkapseln der Vögel ausführlich dargethan, daß alle Vögel ohne Ausnahme dergleichen eigene Kapseln haben, worin die Augenfeuchtigkeiten mit ihren Häuten verwahrt sind, und dies ohne Unterschied des Alters, wogegen man bisher fälschlich geglaubt hat, daß nur bey den alten Vögeln die tunica scelerotica knochenartig — wie man sich ausdrückt — und weniger beweglich sey. Diese Augenkapsel besteht nur aus zwey Haupttheilen, aus dem beinernen Ringe und der hintern Pergamenthaut, womit die größere Erweiterung des Ringes in halbkugelförmiger Erhabenheit überzogen ist. Nach der Beschreibung, die Beseke von der Augenkapsel des Uhu macht, die aber auch, wie er sagt, zur Beschreibung aller übrigen dient, und wobey sich weiter kein merklicher

cher Unterschied, als in der Gestalt und in der mehrern oder mindern Härte der Knochen findet, besteht der beinerne Ring aus funfzehn über einander geschobenen (wahren) Knochen, die so zusammen gepaßt sind, daß sich die Augenkapsel wie ein Fächer durch Stäbe näher zusammen schieben und auch wieder erweitern läßt. Beydes wird durch die hinten ausgespannte Pergamenthaut vermittelst mehrerer Muskeln und Bänder, die mit den Muskeln der Augenhöhle in Verbindung stehen, bewirkt, und giebt dem Auge den Vortheil, daß die Kristallinse in größere Grade, als bey andern Thieren, vorgeschoben oder rückwärts bewegt werden kann, je nachdem die Gegenstände näher oder weiter entfernt sind. Vor der zirkelförmigen Oefnung der Augenkapsel ist die sogenannte *Cornea* an dem Rande befestigt, und bedeckt da die Iris und Pupille. Von diesem Rande geht die *ſcelerotica* um die ganze Kapsel herum, und bedeckt und verwahrt so das ganze Auge. Die *membrana nictitans* ist eine Fortsetzung des obern Randes der *ſcelerotica*, und ist bey den Eulenarten von mehrerer Durchsichtigkeit, so daß sie auch dazu zu dienen scheint, das zu starke Licht, welches dem Eulenauge besonders empfindlich seyn muß, zu mildern. Die **Kristallinse** ist nun wegen des eben beschriebenen Mechanismus sehr beweglich, und kann, wie schon vorhin erwehnt worden, vorwärts geschoben und wieder zurückgebracht werden. Dadurch erhält das Auge des Vogels einen doppelten Mechanismus, daß die Pupille nehmlich nach Maasgabe der Stärke oder Schwäche des Lichts, sich erweitert oder verengert, oder nach Maasgabe der Entfernung der Gegenstände vorrückt oder zurückweicht, so daß also das Vogelauge, wie **Beseke** sagt, hierin viel ähnliches mit einem Tubus hat, in welchem das Objectivglas näher oder weiter vom Okularglase, wie durch einen eigenen Auszug, gebracht werden kann. Durch diesen eigenen Bau und besonders durch die Beweglichkeit der Augenkapsel, und der mit ihr in Verbindung stehenden *ſcelerotica* und *membrana nictitans*, ist der Vogel, außer dem Vortheil, nahe und

und entfernte Gegenstände zu erblicken, auch gegen die zu starke Wirkung der Sonnenstrahlen, wenn er gegen die Sonne fliegt, so wie gegen die gewöhnlichsten Verletzungen von Gebüschen, Hecken, der Nässe u. d. gl. mehr gesichert, und der Augapfel wird überdem durch die wiederhohlten Bewegungen der Augendecke vom Staube und andern Unreinigkeiten befreyt. Einige Vögel, denen besonders ein gutes und scharfes Gesicht nöthig ist, wie die Falken, haben noch überdies einen weit über die Augen hervorragenden, ihnen ebenfalls zum Schutz gereichenden Stirnknochen, die Eulen aber noch außerdem einen das Auge umgebenden Federkreis (Federkranz), welcher ihnen als Nachtvögeln das Auge am Tage wieder die Gewalt der Lichtstrahlen schützt. — Das Auge ist nur der schärfste Sinn, womit die Vögel begabt sind. *) Ein Sperber wird, wie Büffon anführt, eine Lerche in einer zwanzigmal größeren Entfernung gewahr, als der Mensch. Der Geyer übersieht von einer Höhe, wo wir ihn nicht mehr gewahr werden, die kleinsten Vögel, Eydexen und andere kleine Thiere, auf die er stoßen will. Die Henne bemerkt einen Habicht in einer Entfernung, wohin das menschliche Auge nicht mehr reichen kann, das Rothschwänzchen sieht auf dem Gipfel des höchsten Baumes das kleinste Insekt sich im Staube bewegen.

Um die Vögel zum Fluge geschickt zu machen, und damit sie die Luft desto besser durchschneiden und in dieser gleichsam schwimmen können, gab ihnen die Natur außer dem meist immer eyrunden Kopf und dem an diesem befindlichen keilförmigen Schnabel, einen nach allen Richtungen beweglichen Hals; einen auf der untern Seite zugeschärften und auf dem Rücken zugerundeten Körper; ein ganz eigenes Brustbein, wodurch die Brust beynahe die Gestalt eines Schiff-

*) Man behauptet, daß die mit einem orangengelben Regenbogen versehenen Vögel die scharfsichtigsten sind.

Schiffkiels erhält, einen leichten Knochenbau; bekleidete sie mit Federn; gab ihnen die zum Eindringen der Luft in alle Höhlungen des Körpers, und zu dessen Ausdehnung zweckmäßig eingerichtete Lungen; eine zelliche lockere, und wegen der vielen Luftbehältnisse ihre Leichtigkeit vermehrende Hirnschaale, und vorzüglich die erforderlichen Flugwerkzeuge, deren Einrichtung besonders merkwürdig ist. Die Flügel, die aus eilf Knochen bestehen, wovon einer den Hinterarm, zwey den Vorderarm, zwey die Handwurzel, zwey die Unterhand, die übrigen aber den Daumen und zwey Finger, deren einer zwey Gelenke hat, bilden, sind mit Schwungfedern versehen, die ausgebreitet gleichsam einen gewölbten Fächer bilden, und die den Körper des Vogels in der Luft auf eben die Art, wie ein Schiff auf dem Wasser vermöge der Ruder bewegen, und die daher auch Ruderfedern *) genannt werden. Die Schwanzfedern dienen ihnen auf eben die Art wie dem Schiffe das Steuerruder, um ihre Richtung nach allen Seiten nehmen zu können, daher sie denn auch Steuerfedern heißen. **) Da die Schwingungen der Flügel und die Bewegungen des Schwanzes beym Fluge der Vögel die Hauptsache ausmachen, so steht auch die Größe der Brustmuskel mit der Länge der Flügel im gehörigen Verhältniß. Die Schwalben haben daher lange Flügel und schwache Muskeln; die Wachteln kleine spitzige Flügel und sehr dicke Muskeln, beyden ist also, da sie sehr weite Reisen thun müssen, der Mangel der einen Eigenschaft durch das Daseyn der andern er-

*) Einigen Vögeln, wie z. B. dem Strauß, fehlen die Schwungfedern, daher denn diese auch zum Fliegen nicht geschickt sind.

**) Nach einigen werden die Schwanzfedern sonst auch Ruderfedern genannt. Die vorhin angegebenen Benennungen scheinen mir aber dem Zwecke, zu dem die Schwung- und Schwanzfedern gebraucht werden, analoger zu seyn.

ersetzt. Die Flügel liegen bey den mehresten, die Wasservögel etwa ausgenommen, fast immer im Mittelpunkt der Schwere, sie halten daher im Fluge, vereint mit dem langen ausgestreckten Halse, den angefüllten Luftbehältern am Bauche, und dem ausgebreiteten Schwanze, den Körper im Gleichgewichte. Da sie theils die obere Luft, die weit kälter und feuchter als die untere ist, bewohnen; theils sich auf dem Wasser aufhalten; so ist ihr Körper mit Deckfedern — nahe an der Haut mit kleinen weichen Federn, Pflaumfedern, Dünen genannt, — bekleidet, die sie theils vor der Kälte, theils vor der Nässe sichern. *) Um der letzteren, der Nässe, desto besser zu widerstehen, sind die Vögel am Ende des Rückens auf der Erhabenheit, die man gewöhnlich den Steiß nennt, mit Fettdrüsen (Oehlbläschen) versehen, die der Vogel, wenn er sich im Wasser gebadet hat, oder sonst naß geworden ist, mit dem Schnabel aufdrückt, dann die Federn durch den mit Oehl benetzten Schnabel zieht, und diejenigen, die er mit dem Schnabel nicht erreichen kann, mit den Zehen bestreicht, nachdem er diese vorher in dem Schnabel fett gemacht hat. Um ihre Füße und Zehen nach Verhältniß ihrer Bestimmung und ihres Wohnorts zum Laufen oder zum Schwimmen geschickt zu machen, erhielten sie, je nachdem sie in Sümpfen und Morästen waten, oder einen festen Boden bewohnen, lange oder kurze Füße, so wie denn auch die Zehen hiernach bey einigen, und zwar bey den mehresten ganz frey, bey andern entweder ganz oder zum Theil mit einer Schwimmhaut verbunden, bey andern mit einer lappichten Haut eingefaßt, übrigens aber nach Maasgabe ihrer Nahrung und Lebens-

*) Im Herbst verwechseln die Vögel ihre alten Federn mit neuen. Sie mausern sich nach dem Jäger Ausdruck. Die alte Feder vertrocknet, und nimmt keine nährenden Theilchen mehr an. Diese letzten sammlen sich vielmehr unter der Haut und bilden neue Federn, die die alten wegstoßen.

bensart, mit Nägeln oder Klauen, die bald spitzig, bald stumpf, bald gezähnt sind, versehen worden. *) Mehrentheils haben die Vögel vier Zehen, wovon gewöhnlich drey vorwärts und einer hinterwärts steht, welchen man auch wohl den Daumen zu nennen pflegt. Wenn sie frey und von einander abgesondert liegen, so heißen die Füße Gangfüße, ist der mittlere Zehe mit den äußern Zehen verwachsen, so nennt man sie Schreitfüße wie bey dem Eisvogel, wenn der Daumen fehlt und der Vogel auf den drey Vorderzehen läuft, Lauffüße, wie bey den Trappen, dagegen sie bey dem Strauß, welcher zwey Vorderzehen hat, Rennfüße, bey den Spechten und andern, wo zwey Zehen nach vorne und zwey nach hinten liegen, um an den Baumstämmen klettern zu können, Kletterfüße, bey denjenigen aber, wo alle vier Zehen vorwärts gerichtet sind, wie bey den Mauerschwalben, Klammerfüße genannt werden.

An dem innern Körperbau der Vögel, über den so wie über den äußern, die in Bechsteins gemeinnütziger Naturgeschichte Deutschl. Th. II. N. A., enthaltene ausführliche und interessante Beschreibung nachgelesen zu werden verdient, ist vorzüglich die Einrichtung der Luftröhre, Lunge und Luftbehälter merkwürdig.

Die Luftröhre, welche gewöhnlich groß und stark, und bey manchen Vögelarten, anders bey den Männchen und anders bey den Weibchen eingerichtet ist, hat oben keinen herunterhängenden Gaumen, kein Zäpfchen und keinen Kehldeckel wie bey den Säugethieren, und man trifft statt der zwey großen sich in die Nase öfnenden Löcher, nur eine

*) So hat z. E. der Reiger gezähnte Klauen, um seinen Fraß, der aus Kröten, Schlangen, Aalen rc. besteht, die alle einen schlüpfrigen, glatten Körper haben, festhalten zu können.

eine einzige lange, enge Ritze, mit sehr starken Muskeln an, welche zugleich die Stimmritze abgiebt. Diese kann der Vogel nach Gefallen verschließen, und dadurch verhindern, daß kein Futter in die Luftröhre kommt. Die Stimmenwerkzeuge liegen unten an der Vertheilung der Luftröhre, wo sie mit zwey Aesten in die Lunge übergeht, welches man selbst äußerlich wahrnehmen kann, wenn man singende Vögel beobachtet, wo man deutlich sieht, daß die Stimme nicht aus der Kehle, wie viele irrig glauben, sondern tiefer unten herkommen muß, weil hier beym Gesange die größte Erhöhung und Bewegung entsteht, und woraus es sich zugleich erklären läßt, wie es zugeht, daß man mit einer abgeschnittenen Gänsegurgel, wenn man in diese hineinbläst, das Geschrey dieses Vogels nachahmen kann. Die Luftröhre ist aber außerdem nahe bey ihrer Vertheilung mehr zusammen gezogen, und an beyden Seiten, etwas höher als diese Zusammenziehung, ist ein Muskel, der vom Brustknochen entspringt und die Röhre erweitert. Rund herum gehen die Knorpel oder Ringe, woraus der Organ des Pfeifens — denn im eigentlichen kann man selbst von den Singvögeln nicht sagen, daß sie singen, sondern sie pfeifen im Grunde blos — zusammengesetzt ist, und durch deren Ausspannung und Zusammenziehung die verschiedenen mannigfaltigen Töne und die Stärke und Schwäche der Stimme entstehen. Auch liegt die Luftröhre nicht so nahe an den Halswirbeln, als bey den Säugethieren, welche Einrichtung den Vögeln äußerst nützlich ist, weil sonst ihr Athemzug, bey jeder Drehung des Halses, die sie so oft machen müssen, verhindert werden würde, welchem Uebelstande die Natur dadurch, daß sie die Luftröhre, wegen des losen Zusammenhanges mit den Halswirbeln, ohne Beschwerde mit dem Halse zugleich wenden können, vorgebeugt hat.

Die Lungen liegen nicht blos in der Brusthöhle, sondern sind — damit sie nicht durch die starke Erschütterung beym Geschrey oder Gesange verletzt werden — ganz an

den

den Knochen des Rückgrats und der Ribben befestigt, übrigens aber nicht wie bey Thieren, die ein bewegliches Rückgrat haben, in Lappen getheilt, sondern zwey schwammige rothe Körper, die mit einer Haut bedeckt sind, vermittelst welcher sie mit den großen Luftbehältern durch Oefnungen in Verbindung stehen. Diese im ganzen Körper zerstreuten Luftbehälter (Blasen, Luftsäcke) sind es vorzüglich, die den Vögeln ihren Flug so sehr befördern und erleichtern. Die mehresten stehen, wie schon erwehnt worden, mit den Lungen, andere aber auch blos mit dem Munde in Verbindung, und der Vogel kann sie nach Willkühr mit Luft füllen oder ausleeren, je nachdem er seinen Körper zum Steigen leichter oder zum Niederlassen schwerer machen will.

Um die Eyer und Jungen der Vögel vor Wasser, Sturmwinden und den Nachstellungen anderer Thiere zu sichern, lehrte sie die Natur ihre Nester, wenn sie an der Erde brüten, bald im Moos, bald in den untern Höhlungen der Bäume; bald in dicken Gesträuchen und Dornhecken oder andern Schlupfwinkeln, und wenn sie auf Bäumen nisten, auf den unzugänglichsten Aesten zu bauen; oder an diesen aufzuhängen; auch die dazu erforderlichen Materialien nach Beschaffenheit der Eyer und ihrer Jungen zu wählen, sie bald von Reisig, Stroh, Heu und Baumbast in ein künstlich Gewebe zusammen zu flechten; bald aber, wenn ihre Eyer zerbrechlich und die Jungen zart sind, mit Kälberhaaren, Baumwolle und kleinen Pflaumfedern — welche letzten sie sich oft aus Liebe für ihre Jungen selbst ausraufen — zu füttern; sie auch noch überdem, wenn sie in Sümpfen dem Regen und Wasser ausgesetzt sind, von innen zu verkütten und mit einem Deckel oder mit einer Fallthüre zu versehen.

Die Vögel übertreffen alle übrigen Thiere an Schönheit, wovon man sich leicht überzeugen wird, wenn man die herrlichen Farben, womit das Gefieder einiger Gattun-

gen

gen pranget, betrachtet. Es ist ihnen aber auch außerdem, wenigstens einen großen Theil derselben, eine angenehme harmonische Stimme *) — und diese vorzüglich den Männchen — eine Schnelligkeit in ihren Bewegungen, ja selbst eine Lebensdauer eigen, deren sich die übrigen Thiere nicht in einem so hohen Grad rühmen können.

Um sich von ihrer Schnelligkeit einen Begriff zu machen, muß man diese, wie Büffon sagt, mit der Geschwindigkeit der vierfüßigen Thiere vergleichen. Der Hirsch, das Rennthier können in einem Tage zwanzig Meilen zurücklegen. Einen großen Vogel, wie z. B. einen Adler, verliert man, wenn er sich gerade in die Lüfte erhebt, in weniger als drey Minuten aus den Augen. Da nun Leute, die nicht kurzsichtig sind, einen Körper von der Größe eines Adlers, der nicht weiter als eine halbe Meile entfernt ist, nicht sehen können, so ist es einleuchtend, daß ein solcher Vogel binnen drey Minuten wenigstens eine halbe Meile zurücklegt.

Ein von den Canarischen Inseln an den Herzog von Bermes überschickter Falke flog — wie Büffon in seiner Naturgeschichte der Vögel anführt — in 16 Stunden von Andalusien bis nach der Insel Teneriffa, und legte mithin in dieser kurzen Zeit einen Raum von 128 deutschen Meilen zurück.

Ein Falke des französischen Königs Heinrichs des 2ten verfolgte — wie ebenfalls Büffon erzählt — zu Fontainebleau einen Trappen, und ward den Tag darauf zu

*) Die Stimme der Vögel ist überdem verhältnißmäßig stärker als die der übrigen Thiere. Diese letzten hört man höchstens in einer Entfernung von einer halben Meile, dagegen die Stimme seines eine Meile hoch in den Lüften schwebenden Vogels noch zu uns dringt.

zu Malta wieder gefangen, welches man an dem Ringe erkannte, den er an sich trug. — Die Vögel sind aber auch endlich in Ansehung ihrer Lebensdauer vor allen übrigen Thieren begünstigt.

Nach Büffon leben die Menschen und übrigen Thiere nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, wenn keine besondern Umstände ihren Tod beschleunigen, sechs bis siebenmal länger, als die Zeit ihres Wachsthums erfordert. Hiernach würde ein Vogel, der in Zeit von einem Jahre seine völlige Größe erlangt, ohngefehr sechs bis sieben Jahre leben. Die Erfahrung zeigt aber das Gegentheil. Büffon versichert selbst, daß ihm Hänflinge im Käfich von 14—15 Jahren; Haushähne von 20; Papageyen von mehr als dreyßig Jahren vorgekommen wären. *) Die Lebensart und der Aufenthalt der Vögel — von denen einige in und auf dem Wasser, andere auf der Erde, einige blos in warmen, andere nur in kalten Ländern leben — sind nicht nur sehr verschieden, sondern es herrscht auch in der Haushaltung der Vögel eine besondere Einrichtung, die vorzüglich merkwürdig ist. Diese betrifft ihren Aufenthalt und Wohnort, den einige Vögel nie, andere aber zu gewissen Jahreszeiten auf eine längere oder kürzere Zeit und Entfernung verändern und verlassen, und wornach sie von den Jägern in Stand-, Strich- und Zugvögel eingetheilt werden.

*) Eben da ich dieses niederschreibe, finde ich in einem auswärtigen Zeitungsblatt folgende, die Lebensdauer einer Taube betreffende Anzeige, die hier einen Platz verdient. „Der „Ritter von Chichester in Engeland besitzt eine schöne „Taube, die 21 Jahr alt ist, und dies Jahr 3mal brütete. Man hält das Daseyn und die Fruchtbarkeit dieses „Thieres für ein Wunder. Büffon giebt den Tauben ein „Lebensalter von 8 — 9 Jahren, und erklärt sie nach 7 „Jahren zum Brüten untauglich."

Von

Von den Stand,- Strich- und Zugvögeln.

Unter Standvögeln versteht man solche, die das ganze Jahr hindurch in ihrer Heymath verbleiben, und die, wenn sie ihren gewöhnlichen Wohnort und Aufenthalt zuweilen entweder der Witterung oder der Nahrung wegen verlassen, sich doch nur höchstens auf einige Meilen von diesem entfernen, und unter veränderten Umständen gar bald zu diesem zurückkehren, *) und die auch, um die Winterkälte desto besser ausdauren zu können, mit einer größeren Anzahl von dichten Deckfedern, besonders aber mit Dünen und Pflaumfedern versehen sind.

Hierher gehören die Repphühner, der größeste Theil der Raubvögel, **) die Sperlinge, Spechte, Sperber, Hänflinge und andere mehr.

Strichvögel nennt man in kalten und gemäßigten Gegenden solche, die, obwohl sie die Winterkälte ertragen können, dennoch ihrer Nahrung wegen, die einige unter ihnen, und zwar die Waldbewohner, die zum Theil von Baumsaa-

*) So ziehen die Repphühner z. B., welche den Sommer und einen Theil des Herbsts hindurch sich gern nahe an Gebüschen und Wäldern aufhalten, im späten Herbst mehr nach den offenen weiten Feldern hin, welches die Jäger ebenfalls streichen nennen. Die Krähen, Dohlen begeben sich, wenn große Kälte eintritt, schaarenweise nach den Städten und Dörfern. Indessen schränken sich diese Wanderungen nur immer auf einige wenige Meilen ein.

**) Einige Raubvögel begleiten die ihnen zur Nahrung dienenden kleinen Gattungen von Strichvögeln häufig auf ihren Reisen, streichen mit ihnen.

saamen, Beeren u. s. w. leben, nicht das ganze Jahr hindurch in einer und eben derselben Gegend finden, und zu welcher andere, die Sumpf- und Wasserbewohner, die solche zum Theil von Wasserinsekten, Wasserpflanzen, Gewürmen u. s. w. erhalten, wenn Frost und Schnee eintritt, nicht gelangen können, sich aus denjenigen Gegenden, wo die Nahrung aufhört oder die Sümpfe zufrieren, nach anderen, und zwar solchen Gegenden, wo die erstern hinlängliche Futtervorräthe, die andern aber offenes Wasser und Sümpfe antreffen, hinbegeben, ohne jedoch auf ihren Wanderungen aus den gemäßigten Gegenden ganz heraus zu gehen, und wie die nachfolgende letzte Gattung bis zu den heißen Himmelsstrichen über zu fliegen. Hierher gehören außer den mehresten Drosselgattungen auch die Amsel, der Zeisig, der Kreutzschnabel, einige Sumpf- und Wasservögel, einige Entensorten u. a. m.

Unter Zugvögeln endlich versteht man solche, die, weil sie entweder die Winterkälte ihrer körperlichen Beschaffenheit nach nicht ausdauern können; oder ihre Nahrung, die bey einigen zum Theil in Amphibien und Insekten besteht, im Winter, selbst in den gemäßigten Gegenden nicht antreffen, nicht nur ihr Vaterland, sondern überhaupt die kalten, ja zum Theil gemäßigten Gegenden ganz und gar verlassen, und nach denen weit von ihrer Heimath entfernten warmen Himmelsstrichen, aus dem nördlichen Europa bis nach Italien, ja zum Theil bis nach Afrika und Asien hinziehen. Hierher gehören die Störche, Kraniche, Wachteln, ein großer Theil der Enten und Schnepfen, Schwalben *), Bachstelzen u. a. m.

Die

*) Ueber den Winteraufenthalt der Schwalben sind die Naturkündiger zum Theil noch verschiedener Meynung. Einige glauben, daß sie den Winter über unter der Erde, ja gar zum Theil unter dem Wasser in einer Art von Erstarrung (Winterschlaf) zubringen: so wie dann diejenigen,

Die Wanderungen der Strich- und Zugvögel geben theils im Herbst, wo sie aus den kältern nach wärmeren Gegenden hinziehen, theils im Frühjahre, wo sie nach ihrer Heimath zurückkehren, vor sich. Die Hinreise wird bey den Strichvögeln der Strich, bey den Zugvögeln der Zug,

die dieser Meynung anhängen, Beyspiele anführen, wo Schwalben im Winter von den Fischern mit den Netzen aus dem Wasser gezogen und in warmen Stuben zum Leben zurückgebracht werden. Andere, die dieß bestreiten, halten den Winterschlaf der Schwalben deshalb unmöglich, weil die Wärme ihres Bluts über 30 Grade, bey denjenigen Thieren aber, die dem Winterschlafe unterworfen sind, nie über 10 Grad des Wärmemessers steigt, und kein Säugethier, dessen Wärme über diesen Grad hinausgeht, den Winterschlaf erleidet. Den Umstand anlangend, daß nämlich die Fischer zuweilen Schwalben mit den Netzen aus dem Wasser aufgefischt und wieder zum Leben gebracht haben, so geben sie dieß nur in so weit zu, als entweder diejenigen, die sich im Herbst verspäten, oder andere, die im Frühjahr bey dem Spätfrost erstarren und von dem Schilf ins Wasser fallen, oder in Erdhöhlen kriechen, zufälligerweise ein oder zwey Tage nach ihrer Erstarrung gefunden und dann zum Leben gebracht worden.

Noch andere — und hierher gehören vorzüglich Büffon und Pallas — sind der Meynung, daß einige Schwälbenarten, wie z. B. die Hausschwalbe, wirklich wandern, andere aber, wie die Ufer- oder Strandschwalbe (Hirundo riparia), ingleichen die Mehlschwalbe (Hirundo rustica vel urbica) den Winter in einer Erstarrung verschlafen, über welche verschiedene Meynungen man das Ausführliche in Bonnets Betrachtungen über die Natur XI. 246. Note 1. *Phil. Transact.* Vol. III. Art. 24. p. 201. von Pallas, Buffons Nat. Gesch. der Vögel, Ueb. von Martini I. Vorrede S. XXIII. — XXVIII. Bechsteins gem. Naturgesch. Deutschl. Neue Auflage II. 122. Anm., Hamb. Mag. IV. 413., Vogels med. Bibl. B. VI. 4. St. p. 296. nachlesen kann.

Zug, die Zurückkehr bey den ersteren der Wiederstrich, bey den letztern der Wiederzug genannt.

Ihre Reisen erfolgen, wenn sie im Herbst fortgehen, nach Verhältniß ihrer Nahrungs-Bedürfnisse und der Witterung, bey einigen früher bey andern später; und zwar bey einigen auf einmal, bey andern nach und nach. Der Kukuck, welcher, beyläufig erwähnt, vier Wochen vor seinem Abzuge zu rufen aufhört, der Storch, die Nachtigall, die Schwalbe verlassen größtentheils schon um Bartholomäi die hiesigen Gegenden. Bald darauf macht sich die Wachtel, die Turteltaube, der Wiedehopf u. a. m., im Oktober zuweilen, wenn im Spätherbste gelinde Witterung eintritt, erst Anfangs November *) die Becassine, Ente u. s. w. auf den Weg.

Da einige Strich- und Zugvögel größtentheils in den kälteren, weiter nach Norden belegenen, andere aber zum Theil in den gemäßigten Gegenden brüten; so kommen während der Zeit, da aus diesen letzteren einige bereits weiter nach Süden vorrücken, andere dagegen aus den kälteren Gegenden daselbst an, und verweilen sich auf ihren Wanderungen entweder der Nahrung, oder auch wohl bloß der Ruhe wegen kürzer oder länger, daher auch ein Theil der Strich- und Zugvögel in einigen, und vorzüglich in denen ihrem Geburtsorte zunächst belegenen gemäßigten Gegenden im Grunde nur durchzieht. So kommt z. B. die Pfuhlschnepfe und Becassine, von denen nur ein geringer Theil hier zu Lande brütet, größtentheils Anfangs August aus den kälteren Gegenden in die unsrigen, wo sich die Pfuhlschnepfe oft bis zu der Mitte des Septembers, oft länger,

 die

*) Im Jahr 1798 schoß mein Jäger am 4ten November mehrere Becassinen; im Jahre 1807 aber am 14ten November drey Becassinen und zwey Stummschnepfen, welches hier zu Lande ein äußerst seltener Fall ist.

die Becassine zum Theil bis der Frost eintritt, aufhält, und dann zusammt denen, hier im Lande gebrüteten nach denen wärmeren Gegenden hinzieht. Kürzer verweilt dagegen die Waldschnepfe, welche, wenn sie im Herbst aus den nördlichern Gegenden hier ankommt, sich nur wenige Tage ausruht, und dann ihre Reise weiter fortsetzt. Diejenigen, welche sich auf ihrem Durchzuge der Nahrung wegen länger, und zum Theil den Herbst über in den, ihrem Geburtsort zunächst belegenen gemäßigten Gegenden aufhalten, kommen zwar daselbst schaarenweise an, zertheilen sich aber während ihres Aufenthalts, und rücken, wie alle Strich- und Zugvögel, erst kurz vor ihrem Abzuge näher und enger zusammen, um sich zu ihrer Abreise fertig zu machen; dagegen die kürzer verweilenden während ihrer Ruhezeit größtentheils schaarenweise zusammen bleiben, und nachdem sich die in der Gegend gebrüteten zu ihnen gesellt haben, weiter ziehen.

Einige Strichvögel, wie z. B. der Krammetsvogel, der Seidenschwanz u. a. m., die die kälteren Gegenden nicht sowohl des Frostes wegen, als weil ihre Futtervorräthe aufgezehrt sind, verlassen, entfernen sich aus diesen sehr spät, und zum Theil erst beym Eintritt des Winters, wo sie sich dann größtentheils nur nach denen zunächst belegenen gemäßigten Gegenden, aus denen die anderen Strich- und Zugvögel sich bereits entfernt haben, begeben, dort überwintern, und im Frühjahre nach ihrer Heimath zurückkehren. Die Reisen gehen größtentheils des Nachts beym Mondenschein vor sich; bey den mehresten schaarenweise unter immerwährendem Zuruf und Geschrey. Sie fliegen mehrentheils der Luft entgegen, weil diese sich sonst in ihre Federn legen, sie sträupen und ihren Flug hemmen würde: daher man oft, und besonders bey starkem Winde, ganze Schaaren nach Westen, anstatt nach Süden oder Osten, wohin eigentlich ihre Reise geht, fliegen sieht. Bey stiller Witterung ziehen sie bald mit bald gegen den Wind, die niedrigfliegende kurzfedrige Wachtel ausgenommen, die beständig mit dem Luftzuge fliegt.

Der

Der Wiederstrich und Wiederzug der Vögel im Frühjahr erfolgt ebenfalls bey einigen früher, bey andern später: jedoch bey allen schneller und weniger nach und nach, wie der Strich und Zug im Herbst, wobey es bemerkenswerth ist, daß die Zugvögel fast gerade in umgekehrter Ordnung wieder kommen, als sie weggegangen sind, so daß diejenigen zuerst wieder da sind, welche am spätesten wegwanderten, und diejenigen am spätesten wieder erscheinen, welche zuerst wegreisten. So kommt z. B. in den hiesigen Gegenden, sobald nur eine gelinde Frühlingswitterung eintritt und der Schnee zu schmelzen anfängt, zuerst die Feld- dann die Heidelerche, fast zu gleicher Zeit die Bachstelze, dann der Kiebitz, die Waldschnepfe u. s. w.; später und erst bey wärmerer Witterung die Schwalbe, der Storch, der Kukuck an. Diejenigen Strich- und Zugvögel, welche nur in geringer Anzahl in den hiesigen Gegenden brüten, wie z. B. die Schnepfen und einige Entengattungen, halten sich bey ihrem Wiederzuge nur einige Tage bey uns auf, und ziehen größtentheils nur durch, um zur Brütezeit an Ort und Stelle zu seyn, dagegen der Kiebitz, die Lerche, die Schwalbe, der Storch, die Merz-, Kriech- und einige andere Entengattungen, welche häufig hier zu Lande brüten, sich wiederum bis zum Herbst bey uns niederlassen. Zu gleicher Zeit ziehen aber auch diejenigen Vögel, die hier überwintert haben, der Krammetsvogel, der Seidenschwanz, welcher letztere jedoch nicht alle Jahre, sondern nur dann zu uns kommt, wenn es ihm in seiner Heimath an Futter fehlt, beym Abgang des Winters von uns fort, und kehren nach ihrer nördlichen Heymath zurück.

Es verdient auch angemerkt zu werden, daß sich beym Wiederstrich und Wiederzug der Vögel die Männchen immer zuerst *), später aber die Weibchen einfinden; daher denn

*) Bechstein erzählt in seiner Naturgeschichte, daß in einem seinem Wohnort nahe belegenen Dorfe, wo ein Storch nistet, das

denn auch die Vogelsteller auf den ersten Zügen beynahe lauter Männchen, auf den letzten größtentheils nur Weibchen fangen.

Nicht minder bemerkenswerth ist, daß jeder Vogel bey dem Wiederzuge den Platz einnimmt, auf dem er im vorigen Jahre gebrütet hat. Die Schwalbe bezieht das alte Nest, der Storch dasselbe Dach, die Nachtigall dasselbe Gebüsch, in dem sie zuletzt nisteten.

Wie nützlich die Vögel in der Haushaltung der Natur sowohl, als für den Menschen sind, ist unverkennbar. Einige nutzen dem Menschen durch ihr Fleisch, ihre Eyer und Federn. Andere vergnügen ihn nicht nur durch ihren Gesang und durch ihr herrliches Gefieder, sondern vermindern auch die Anzahl der seinen Gärten und Feldern schädlichen Insekten. Andere dagegen, deren Fleisch und Eyer nicht genießbar, deren Stimme für das Ohr beleidigend, deren äußeres Ansehen wild und zum Theil fürchterlich ist, und die noch überdem wegen der Verwüstungen, die sie selbst unter den dem Menschen nützlichen Thieren anstellen, und zu seiner Plage — wenn sich dieß anders von der Natur denken ließe — erschaffen zu seyn scheinen, nutzen demungeachtet, wenn nicht mehr, so doch dadurch, daß sie die todten Aeser aufzehren, die die Luft verunreinigen, und dadurch der Gesundheit schädlich werden würden.

Da sowohl in der äußern Gestalt und Bildung der Vögel, als in ihrer Haushaltung und Lebensart eine erstaunende Mannigfaltigkeit herrscht, so hat es den Naturforschern nicht wenig Mühe gemacht, das zahlreiche Heer der Vögel

das Männchen allemal im März ankommt, sich etliche Tage aufhält, darauf wieder wegfliegt, zehn bis vierzehn Tage ausbleibt, alsdann aber in Gesellschaft seines Weibchens kommt.

Vögel unter gewisse bestimmte, zur Uebersicht der Naturgeschichte nothwendige Abtheilungen zu bringen. Es gelang ihnen indessen bey genauerer Beobachtung gewisse Aehnlichkeitskennzeichen, und zwar solche, die mehrere unter sich gemein haben, ausfindig zu machen. Je nachdem sie inzwischen diese Aehnlichkeitskennzeichen bald in diesem bald in jenem Theil des Körpers zu entdecken glaubten, je nachdem weichen sie auch in ihrer Eintheilung und Systemen von einander ab.

Die alten Schriftsteller gründeten die ihrige auf weniger wesentliche Eigenschaften der Vögel, bald auf ihre Nahrung, bald auf ihre Sitten u. dergl., und theilten sie daher in Wasser- und Landvögel, in zahme und wilde, in Wald-, Sumpf-, Nacht- und Raubvögel ein. Und so blieb es denn bis auf unser Jahrhundert, wo vorzüglich Klein, Linne und Brisson diese Eintheilungsart als unzulänglich und unbestimmt verwarfen, und eine genauere und bestimmtere an deren Stelle setzten, worüber man in Bechsteins Naturgeschichte eine ausführliche Auseinandersetzung findet. Ich habe in der gegenwärtigen neuen Auflage meines Werkes, die in der ersten aufgestellte, und zwar diejenige beybehalten, die wir dem Herrn Professor Leske, welcher in der Hauptsache das Linneische System mit einigen Abänderungen annimmt, zu danken haben, und wornach er bey der Einleitung dieser Thierklasse in sogenannte Ordnungen nicht nur die Beschaffenheit der Schnäbel, sondern auch mehrere, aus der Lebensart und der natürlichen Uebereinstimmung des äußeren Ansehens hergeleitete Aehnlichkeitskennzeichen zum Grunde gelegt hat. Er theilt hiernach das zahlreiche Heer der Vögel in folgende sieben Ordnungen:

Die erste Ordnung enthält diejenigen Vögel, welche neben einem kurzen, keilförmigen Schnabel, einen großen Körper, aber kleine Flügel, und zwar diese meistens ohne wahre Schwungfedern, haben, und die daher entweder gar

nicht,

nicht, wie z. B. der Strauß und der Casuar, oder wenig, und zum Theil sehr niedrig, wie der Trappe, fliegen können. Sie haben lange, starke Füße mit gespaltenen Zehen, und können sehr schnell laufen. Sie leben im Trockenen. Ihre Nahrung besteht größtentheils in den Früchten und Saamen der Pflanzen, und sie sind übrigens unter den Vögeln diejenigen, die sich den vierfüßigen Thieren am mehresten nähern.

Die zweyte Ordnung besteht aus den hühnerartigen Vögeln (Gallinae), die darin übereinkommen, daß sie einen erhabenen Schnabel, dessen obere Kinnlade gewölbt ist, mit einer knorpelartigen Haut, halb bedeckte Nasenlöcher *) und alle mehr als zwölf Schwanzfedern haben. Ihre Füße sind mit vier Zehen, wovon die drey vordern an dem ersten Gelenk mit einander verbunden sind; das Männchen bey den meisten, wie bey dem Repphuhn z. B. mit einem Sporn versehen. Die Flügel sind kurz und legen sich unter oder über dem Schwanz zusammen. Sie leben zum Theil von den Saamen der Pflanzen, die sie in ihrem Kropf einweichen, zum Theil von Insekten und Gewürmen. Das Männchen hält sich meistens zu mehreren Hühnern **), die viele Eyer auf einmal ausbrüten. Ihre Nester sind kunstlos größtentheils auf der platten Erde. Sie locken ihre Jungen, die gleich aus dem Ey mit der Mutter davon gehen, zur Speise, füttern, erwärmen und beschützen diese, bis sie sich mausern. Sie nutzen durch ihr Fleisch und ihre Eyer.

Zu

*) Die Nasenlöcher der Vögel befinden sich, wie bereits in der allgemeinen Naturgeschichte dieser Thiere angeführt worden ist, in dem oberen Schnabel, der bey vielen an der Wurzel mit einer Haut, wie mit Wachs überzogen ist; daher diese Haut auch Wachs- oder Nasenhaut genannt wird.

**) Einige, wie z. B. das Repphuhn, machen hierunter eine Ausnahme.

Zu der dritten Abtheilung zählt Leske die Raubvögel (Accipitres), die Linne sämmtlich, obwohl unrecht, mit dem Nahmen Habichte, welcher nur eigentlich einer gewissen Gattung von ihnen zukommt, belegt. Das Hauptkennzeichen der zu dieser Ordnung gehörigen Vögel ist zuvörderst ihr unterwärts gekrümmter hakenförmiger Schnabel, an dessen oberen Kinnlade auf beyden Seiten eine scharfe hervorstehende Ecke (Zahn) befindlich ist, mit welchem sie andere lebendige Thiere fangen und festhalten. Die Nasenlöcher sind offen, jedoch bey den Eulen mit Federn bedeckt, die Augen groß und hervorstehend. Ihre Stimme ist bey einigen ein bloßes Geschrey, und bey andern ein Zischen. Ihre Füße sind kurz und stark, mit vier warzigen Zehen, deren drey vorwärts, eine nach hinten zu liegt, und diese mit gekrümmten spitzigen und scharf geränderten Krallen, die bey einigen befiedert, bey andern blos sind, versehen. Ihre Haut ist zähe und unrein. Die Zunge, so wie der untere Theil des Schnabels, sind wie eine Rinne ausgehöhlt, um das Blut der Thiere — kein Raubvogel trinkt Wasser — verschlucken zu können. Sie leben alle vom Raube lebendiger Thiere, die Geyer ausgenommen, die das Aas dem frischen Fleisch vorziehen. Sie verschlingen ihre Beute oft mit den Federn und Haaren, verdauen diese aber nicht, sondern speyen solche in rundlichen oder walzenförmigen Ballen wieder aus, oder werfen nach dem Jäsgerausdruck, das Gewölle. Das Fleisch, welches sie verzehren, geht in ihrem Magen in Fäulniß über, daher hat das ihrige einen widerlichen Geruch und ist nicht genießbar. Auch ihre Federn taugen zu nichts. Sie halten sich gerne an einsamen Oertern auf und bauen ihre Nester, (Horsten, nach der Sprache der Jäger) gemeinhin in den Felsenklüften oder auf den höchsten Bäumen. Sie vermehren sich nicht stark und leben in Monogamie. das heißt: sie halten sich nur zu einem Weibchen, Dieses letzte, welches meistens schöner und um ein Drittheil größer als das Männchen ist — bey den andern

Vö-

Vögelgattungen ist der Fall größtentheils umgekehrt — brütet, und zwar die größeren nur 2 bis 3, die kleineren 3 bis 5 Eyer aus. Es giebt daher bey weitem nicht so viele Raubvögel, als vierfüßige Raubthiere. Sie haben wenig Liebe zu ihren Jungen. Sie füttern diese zwar im Nest bis ihre Federn zum Ausfliegen groß genug sind. Sobald es ihnen aber an Beute zur Erhaltung der Jungen fehlt, jagen sie diese aus dem Nest heraus, schlagen sie mit ihren Flügeln, bringen sie wohl gar zuweilen um.

Die Raubvögel werden übrigens noch besonders in Tag- und Nacht-Raubvögel eingetheilt, und zu den ersten die Geyer, Adler, Falken und Neuntödter, zu den Nacht-Raubvögeln die Eulen gerechnet.

Die Vögel der vierten Ordnung, die Leske mit dem allgemeinen Namen Azeln belegt, kommen in vielen Eigenschaften mit einander überein, dagegen einige Gattungen in gewissen, ihnen besonders eigenen Kennzeichen abweichen. Der Schnabel, in dessen Bildung sich einige den Raubvögeln, andere den Singvögeln nähern, ist etwas zusammen gedrückt, mehr oder weniger gekrümmt, doch allemal oben erhaben. Ihre Füße sind gespalten, bey einigen, wie bey den Spechten besonders, zum Klettern eingerichtet. Ihre Nahrung sind Insekten, Gewürme, das Fleisch und der Unrath anderer Thiere — dies gilt z. B. von den Krähen und Raben — auch der Saamen und Säfte der Pflanzen. Sie leben in Monogamie, nisten auf Bäumen und füttern ihre Jungen im Nest, wo das Männchen oft zugleich das Weibchen beym Ausbrüten ernährt, den Kuckuk ausgenommen, von dem es merkwürdig ist, daß er nicht, wie andere Vögel, ein eigen Nest bauet, sondern von dem das Weibchen seine vier Eyer in das Nest einer Grasmücke, einer Bachstelze und anderer Vögel, die früher brüten, und ebenfalls von Würmern und Insekten leben

ben — und zwar jedes Ey in ein anderes Nest hinlegt, und diesen kleinen Vögeln das Ausbrüten und Füttern der Jungen überläßt. *)

In der fünften Ordnung kommen die Singvögel vor. Sie unterscheiden sich von den andern Vögeln durch ihren kegelförmigen zugespitzten Schnabel, und durch ihre meist offenen, bloßen, eyförmigen Nasenlöcher. Ihre Füße sind zart und gespalten, und mit drey Vorder- und einer Hinterzehe versehen. Sie leben zur Zeit der Begattung in Monogamie. Einige nähren sich von den Saamen der Pflanzen, und diese haben, um den Saamen zerbeißen zu können, einen starken, dicken, kurzen Schnabel, andere leben von weichen Insekten und Gewürmen, und haben einen etwas längeren, dünnen und schwachen Schnabel. Die erstern füttern ihre Jungen aus dem Kropf, die andern aus dem Schnabel. Sie nisten auf Bäumen, in Gesträuchen, an Häusern und an der Erde. Ihre Anzahl ist sehr groß.

Unter die sechste Ordnung gehören die Sumpfvögel, auch Stelzenläufer (Grallae) genannt. Diese kommen im Grunde weniger in der Bildung des Schnabels, als im äußern Ansehen überhaupt und in der Lebensart überein. Der Schnabel ist meistens cilinder- oder köcherförmig und etwas abgestumpft, bey den mehresten lang, bey einigen kurz. Sie haben alle einen langen Hals, einen ovalen, etwas

*) Die Naturforscher sind über die Ursachen dieser seltenen und gewissermaaßen widernatürlichen Erscheinung verschiedener Meynung. Einige, und unter diesen Leske, behaupten, daß der Kukuk wegen der besonderen Lage des Magens nicht brüten könne. Andere wollen die Ursache darin suchen, daß sich seine Eyer in ihm nicht geschwind genug und auf einander zur gehörigen Vollkommenheit entwickeln, er aber wegen seiner Wanderung keine Zeit zum Ausbrüten und Aufziehen seiner Jungen hat.

was zusammen gedrückten Körper und allezeit kurze Schwanzfedern. Ihre Zunge ist fleischig und ungespalten, bey einigen pfriemenartig gestaltet, kurz und spitzig. Ihre Füße sind lang, meist mit drey Vorder- und einer Hinterzehe versehen, die bald zur Hälfte gespalten, bald durch eine Schwimmhaut verbunden sind. Die Schenkel sind allemal über den Knieen mehr oder weniger befiedert. Sie nisten mehrentheils auf der Erde, in Sümpfen und an Gewässern, wo sich einige von Fischen und Amphibien, andere von Insekten, Gewürmen und Wasserpflanzen nähren. Ihre Jungen sind wollig und laufen gleich den hühnerartigen Vögeln fast immer gleich, sobald sie dem Ey entschlüpft sind, mit der Mutter davon.

Die siebente Ordnung begreift die Schwimmvögel (Anseres) unter sich, die alle darin übereinkommen, daß sie sich auf dem Wasser aufhalten und schwimmen und untertauchen können. Der Schnabel ist bey einigen stumpf und innerlich mit zahnartigen Knorpeln, äußerlich mit einem nagelförmigen Ansatz versehen; bey anderen ungezähnt und spitzig; bey allen aber mit einer besonderen Oberhaut bedeckt. Ihre Füße sind meistens mit kurzen Schenkeln versehen, die Zehen sind bey einigen alle, bey anderen nur einige, und zwar bald ganz, bald nur zum Theil durch die Schwimmhaut verbunden, so wie denn bey einigen diese Haut nur in Gestalt runder Lappen an den Zehen sitzt. Ihre Zunge ist fleischig und im Schlunde haben sie zahnartige Hervorragungen. An der Luftröhre haben einige, besonders die Taucher, eine Erweiterung, (knorplichte Kapsel) die ihnen als ein besonderer Luftbehälter das Untertauchen erleichtert. Einige verlassen das Wasser nie, und können weder gut gehen noch anders als mit Mühe fliegen. Ihre Nahrung besteht in Wasserthieren und Pflanzen. Sie leben meist in Poligamie und legen viele Eyer. Die Jungen laufen oder schwimmen gleich, wenn sie aus dem Ey gekrochen sind, mit der Mutter davon, suchen ihre Nahrung selbst, lassen

sich von der Mutter nur führen und erwärmen, nicht füttern. Sie nisten in Schilf und auf feuchten Wiesen, nutzen dem Menschen durch ihr Fleisch — welches jedoch bey einigen trahnigt schmeckt — ihre Eyer und ihre Federn.

So viel von der Naturgeschichte der Vögel im Allgemeinen, die ich im Grunde blos für diejenigen Jagdliebhaber, die damit bereits nicht bekannt sind — die anderen mögen sie überschlagen — und weil ich ihnen in diesem Werkchen außer den eigentlichen Jagdkenntnissen auch zum Theil die dahin einschlagenden nothwendigsten Nebenkenntnisse mitzutheilen wünschte, hergesetzt habe.

Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Weidewerk gehörigen Vögel.

Das Repphuhn.

Naturgeschichte.

Das gemeine graue Repphuhn *) — und nur dieses allein findet sich in den hiesigen Gegenden **) — sonst auch Feldhuhn, in einigen Gegenden Rufhuhn, in andern Wildhuhn auch Rebhuhn genannt, ist ein Standvo-gel

*) Der Nahme Repphuhn stammt nach Adelung von dem in Niedersachsen gebräuchlichen Wort reppen, sich schnell bewegen, ab.

**) Das rothe Repphuhn, welches einen braunen, hin und wieder röthlichen Oberleib, einen aschgrauen Schwanz, eine mit einer schwarzen, weiß punktirten Binde umgebene weiße Kehle, einen rothen Schnabel und rothe Füße hat, wird größtentheils nur in den südlichen Gegenden von Europa, häufig in Spanien gefunden. Es ist nicht so scheu wie das graue Repphuhn, und wird in der Barbarey und in Griechenland zahm gemacht, und auf dem Hühnerhof gefüttert. Bechstein giebt von dem gemeinen grauen Repphuhn drey Varietäten an, das weisse, das bunte oder geschäckte und das Repphuhn mit dem Halsbande, so wie er denn das von Frisch in seinen Abbildungen der Vögel Deutschl. Taf. 124. B. aufgeführte Bergrepphuhn welches Frisch für einen alten Hahn hält, ebenfalls zu den Varietäten rechnet.

gel *) und gehört nach der Leskeschen wie nach der Linneischen Eintheilung unter die hühnerartigen Vögel. Es ist 12 Zoll 8 Linien lang, und 18 Zoll 6 Linien breit. Der Oberleib ist aschgrau, zum Theil auf dem Wirbel und den Hals hinunter mit braunen und schwärzlichen wellenförmigen Linien besetzt. Die Schläfe, Stirn, Kehle und der Schwanz, welcher letztere aus 18 kleinen Federn besteht, keilförmig und gewölbt ist, sind braunroth. Die Schwungfedern sind braun mit rostfärbigen Bändern. Die Brust fast bläulich, die Seiten aschgrau mit einigen rothen Federn vermischt. Unter den Augen ist ein kahler rother Fleck, der sich bis hinter dieselben hinum zieht. Der Schnabel, dessen obere Kinnlade, die an den Seiten über die untere hervorragt, gewölbt — und der bey den Jungen braun, bey den alten bläulich ist, — ist 9 Linien lang. Ihre Füße (Stände) sind zwey Zoll hoch, bey den Jungen anfangs an den kahlen Stellen gelb behäutet, hernach weißlich, in der Folge, wenn sie ausgewachsen sind, bräunlich, fleischfarben, wenn sie einige Jahre alt werden, fast schwarz. Die Hähne unterscheiden sich von den Hühnern durch einen stumpfen Sporn an jedem Fuß, imgleichen durch einen hufeisenförmigen kastanienbraunen Fleck (Schild) unter dem Bauche, so wie dann das Weibchen auch vorzüglich daran zu erkennen ist, daß es außerdem, daß ihm der Sporn und das Brustschild fehlt, einen helleren warzigen Fleck am Auge hat, und daß der am Männchen bis an die

*) Herr v. d. Winkel führt in seinem Handbuche für Jäger an: er habe in verschiedenen Gegenden Deutschlands zwey Familien bemerkt, die sich zwar nicht in den Gefiederfarben, wohl aber in der Stärke und Lebensweise unterscheiden, und wovon er die stärkere für Stand-Federwildprett, die kleinere aber, die sich in der dortigen Gegend nie eher als gegen das Ende des Monats October einfindet, für Strichvögel hält.

die rostgelben schwarzbespritzten Spitzen braunroth gefärbte Schwanz *) durchaus aus ganz rostrothen Federn besteht, daß es auf dem Kopf weiß getüppelt, auf dem Rücken dunkler, am Unterleibe aber heller als das Männchen ist. Ehe die Repphühner ausgewachsen sind, haben sie, wie vorerwehnt, anfangs gelbe Füße, deren Farbe sich eben so wie die ihrer Federn ändert. Die letzten anlangend, so kommen die braunrothen und schwärzlichen Federn, so wie bey dem Männchen das Brustschild, erst dann, wann sie nach dem Jägerausdruck zu schildern anfangen, der rothe Fleck an den Augen **) aber schon nach drey Monathen, zum Vorschein. Ausgewachsen oder vollgewachsen sind die Jungen von den Alten größtentheils nur allein an der Form der äußersten letzten Schwungfeder, die nach der ersten Mauserung spitzig, im folgenden Jahr abgerundet erscheint, zu erkennen.

Das Repphuhn hat verhältnißmäßig wenig Federn und viel Fleisch. Es fliegt schnell, bewegt im Fluge die Flügel fast gar nicht, kann aber sich weder sehr hoch schwingen, noch sich so lange wie andere Vögel in der Luft erhalten, desto besser aber laufen. Ihre liebste Nahrung besteht in Waitzen-, Gersten- und Erbsenkörnern, sonst auch in grünem Gras und Kräuterspitzen, Buchwaitzen, Hirse, Kohlblättern, Wacholderbeeren, des Winters in der grünen Saat, nach der sie unter dem Schnee scharren. Sie hal-

ten

*) Das Huhn pflegt den Schwanz im Fluge fast immer etwas mehr auszubreiten als der Hahn, woran es denn, wenn es fliegt, ebenfalls zu erkennen ist.

**) Der Zeitpunkt, in dem sich diese Röthe zuerst zeigt, ist für die Jungen gewissermaaßen kritisch. Vor dieser Zeit sind sie weichlich und schwach, haben sehr kleine Flügel und können keine Nässe ertragen. Wenn sie diesen Zeitpunkt überleben, fangen sie an stark zu werden, und die Flügel wachsen zusehends heran.

ten sich daher gern auf Saatfeldern und besonders auf solchen, die reich an Mergel sind; jedoch aber so lange ihre Jungen noch nicht vollgewachsen sind, gern nahe an Gebüschen und Waldungen auf, wo sie am Tage Ruhe und Schutz vor dem Raubvogel finden, dagegen sie später im Herbst um Michaeli sich weiter von den Gebüschen entfernen, und in die offenen weiten Felder hinziehen (streichen). Im Winter ziehen sie sich gern in die Nähe der Dörfer und Gärten, liegen dann, wenn sie nicht weiden, um sich gegenseitig zu erwärmen, in dicht gedrängten Haufen, und lassen sich, wenn Schnee fällt, völlig verschneyen, bis das ungestüme Wetter vorüber ist und sie wieder hervorkommen können. Jede Familie lebt beständig in einer Gesellschaft, die man an den mehresten Orten ein Volk, an andern eine Schaar oder Kompagnie, *) hin und wieder auch wohl eine Kette oder Kitte nennt, obwohl mit Unrecht, weil die Benennung Kette in der strengen Jägersprache eigentlich vorzugsweise den Haselhühnern, Schneehühnern und weissen Waldhühnern gebührt, der Nahme Kitte aber in vielen Gegenden nur vom Wassergeflügel und besonders von Enten und Gänsen gebraucht wird. Die Familie bleibt so lange beysammen, bis die Zeit der Paarung diese Gesellschaft im Ganzen trennt, jedes Männchen sich zu einem Weibchen gesellt und sich mit diesem absondert. **) Die

*) Einige Jäger nennen nach dieser Analogie den alten Hahn Korporal.

**) Bisweilen, jedoch nur selten, gesellt sich zu dem Hahne noch ein zweytes Weibchen, wenn etwa das mit diesem gepaart gewesene Männchen zufällig umgekommen, oder es ohne Gatten geblieben ist. Der Hahn züchtet sich sodann, nach dem Jägerausdruck, an zwey Hennen, die alsdenn ihre Eyer zusammen legen und gemeinschaftlich ausbrüten, daher die oft ungewöhnliche große Anzahl eines einzigen Volks. Bisweilen trifft es sich auch, daß, da gewöhnlich mehr Häh-

Die Paarungszeit erfolgt nach Abgang des Winters, je nachdem die Witterung günstig ist, früher oder später. Das Paarchen, das sich einmal zu einander gesellt hat, verläßt sich nie, und lebt in der Folge stets in unzertrennlicher Verbindung. Sobald das Männchen während der Paarungszeit die Gattin vermißt, fängt es — besonders in den Morgen- und Abendstunden — eifrig zu rufen an. Das Weibchen antwortet dann schnell und eilt zu dem Gatten. Sobald sie zusammen kommen, duckt sich das Huhn, während der Hahn unter beständigem Kopfnicken und kurzem Schnuchzen, mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanze um dasselbe herumläuft und endlich den Akt der Begattung vollendet. Das Weibchen macht sein kunstloses Nest ohne viele sorgfältige Zubereitungen größtentheils nur von Gras, Heu oder Stroh auf der Erde, oder auch im Gesträuche, wobey es jedoch immer eine kleine Vertiefung, die Furche eines Kornfeldes, oft den Fußtritt eines Ochsen oder Pferdes auf einer Wiese oder Heide wählt. Sie legen gewöhnlich und zwar alte Hühner 15 bis 18 zuweilen, wiewohl selten über 20 Eyer, junge, die sich zum erstenmal paaren, nicht leicht über 10 bis 11, die fast wie Tauben-Eyer aussehen.

Wenn man weniger als 8 Eyer in einem Neste findet, so ist dies fast immer ein Beweis, daß einige durch Raubthiere oder andere Zufälle zerstöhrt worden sind, oder daß das

ne als Hennen — nach le Roi ein Drittel mehr Hähne — ausgebrütet werden, sich mehrere Hähne um ein Huhn streiten, welches auf diesen Fall entweder die Gegend verläßt und sich einem andern Hahne zugesellt, oder auch ungepaart bleibt, oder auch wohl durch die beständige Unruhe am Nestbauen verhindert wird, und seine Eyer zerstreut fallen läßt, die sodann umkommen. Es ist daher, beyläufig erwehnt, sehr zweckmäßig, die überzähligen Hähne wegzuschießen, weil diese die Paarung stöhren.

das vom Brüten übereilte Huhn, ehe es sein eigenes Nest bereiten konnte, einige in ein fremdes Nest gelegt auch wohl verstreut hat. Das Weibchen fängt nicht eher zu brüten an, bis das ganze Gelege vollzählich ist.

Die Brütezeit währt ohngefähr 3 Wochen, bey kalter Witterung länger. *) Das Weibchen hat während dieser Zeit eine starke Mauserung auszuhalten, indem ihm alsdann fast alle Federn am Bauch ausfallen.

Die Henne ist äußerst emsig beym Brüten. Der Hahn unterstützt sie dabey durch seine Wachsamkeit und Sorgfalt; er hält sich fast immer nahe bey dem Nest. Sobald die Henne aufsteht ihre Nahrung zu suchen, begleitet er sie. Er verläßt sie selbst dann, wenn er andere Hennen locken hört, nie, antwortet diesen zuweilen, geht aber nicht zu ihnen. Die Jungen laufen, sobald sie nur dem Ey entschlüpft sind, oft noch mit einem Theil der Eyerschaale auf dem Rücken, herum.

„So sorgfältig das Männchen während der Brütezeit „um seine Weibchen ist, eben so sorgfältig theilt er mit der „frohen Mutter — wie Büffon sagt — die Sorgen der „Erziehung. Sie führen beyde die Jungen gemeinschaftlich, „locken sie ohne Unterlaß, weisen ihnen die zuträglichste „Nahrung — die erste der jungen Repphühner besteht in Amei-

 sen-

*) Wenn das Nest während der Brütezeit durch häufige Regengüsse oder Ueberschwemmungen zerstört wird, oder die Alten durch andere Zufälle um die Eyer kommen, legt die Henne gewöhnlich zum zweytenmal, daher man oft im Herbst Völker von ausgewachsenen und andere von kleinen Hühnern findet. Ein aufmerksamer Jäger kann daher während der Brütezeit aus der mehr oder weniger ungünstigen Witterung mit ziemlicher Gewißheit vorher sagen, ob auf viele oder wenige junge Brut Rechnung zu machen ist. Wenn ein Hühnerpaar ohne Jungen angetroffen wird, nennt man sie gößt, eine Henne, die ungepaart bleibt, gelde.

„seneyern, kleinen Insekten und Gräsern, — an, und leh„ren sie durch ihr Beyspiel, wie sie Futter aus der Erde „scharren sollen. „Nicht selten findet man die Alten neben „einander sitzen, und mit ihren Flügeln die untergekrochenen „Jungen bedecken, deren Köpfe von allen Seiten mit blin„kenden Augen hervorragen. So lange die Jungen noch „klein sind, läuft der Hahn, wenn die Mutter die kleine Fa„milie zur Nahrung herumführt, immer voran, um zu se„hen, ob etwa Gefahr vorhanden ist. Sobald sich ein „Feind nähert, zeigt er es durch Rufen an, damit die Hen„ne sich mit den Jungen beyzeiten verbergen könne. Bey „der Annäherung eines Hundes fliegt der Hahn allemal zu„erst mit einem lauten, warnenden Geschrey auf und fällt „oft alle 30 bis 40 Schritte wieder zur Erde nieder, um „den Feind von der Brut abzulocken. Die Henne, die „gleich nach dem Hahn aufsteht, und sich weit hurtiger und „schneller, jedoch allemal in einer anderen Richtung entfernt, „läuft, sobald sie sich wieder niederläßt, in der größten „Geschwindigkeit längst der Furche zu den Jungen zurück, „und führt diese eine große Strecke fort."

Wenn die Jungen fliegen können und die Familie dann zuweilen durch einen Feind zerstreut und auseinander gebracht wird, so wendet sowohl der Hahn als die Henne alle nur mögliche Sorgfalt an, ihre Kinder durch Locken und Rufen wieder zusammen zu bringen. Geschieht dies in Gebüschen und des Abends, so fliegt die Henne, sobald sie nur einige Jungen gesammlet hat, gewöhnlich mit diesen ins Feld, *) dagegen der Hahn unterdessen sowohl in als an dem Gebüsche herumzieht, und die übrigen an sich lockt, mit denen er sodann, wenn es dunkel wird, zu der Henne, die unterdessen ebenfalls immerwährend ruft und lockt und zu dem Platze hin-

*) Das Repphuhn bleibt nie die Nacht über in Wäldern und Gebüschen.

hineilt, wo sie die Nacht zubringen. Ist die ganze Schaar noch nicht beysammen, so fliegt (stiebt) der alte Hahn nochmals nach dem Gebüsche zurück, lockt wiederholentlich, bis sich die übrigen zurückgebliebenen Kinder melden. Er fällt dann, sobald sie sich gesammelt haben, mitten unter ihnen ein und führt sie zu der harrenden Mutter. Es ist ihnen indessen das Locken in den Abendstunden, selbst dann, wenn sie nicht zerstreut werden, sondern blos auf der Weide aus einander gelaufen sind, gewöhnlich. Im Gebüsche geht es auf die vorangezeigte Art vor sich, anders und mit leichterer Mühe dagegen, wenn das Volk im Felde liegt. Sobald die Nacht einbricht, fangen sie an zu locken, und fliegen, nachdem sie dies eine kurze Zeit fortgesetzt haben, auf, fallen dann auf einer kleinen Entfernung nieder, locken wiederholentlich, fliegen nochmals auf, und bleiben dann gewöhnlich die Nacht über auf dem Platz, wo sie zum drittenmal einfallen. Sie bereiten sich dort, indem sie gemeinschaftlich eine Höhlung auskratzen, ihr Nachtlager, und drücken sich in diesem, die ausgesetzte Wache abgerechnet, kreisförmig, Kopf gegen Kopf gerichtet, beysammen. Sobald der Morgen graut, läuft das ganze Volk aus dem Lager heraus, während die Alten, um Vereinzelung zu verhüten, eifrig rufen. Dann fliegt die ganze Schaar eine Strecke fort, fällt nun zwar ein, und lockt wiederholentlich, steht aber wiederum auf, und hält sich auf dem Punkte, wo der dritte Ruf ertönt, gewöhnlich mit aufgerichteten Köpfen so lange auf, bis die Sonne aufgegangen ist. Nun gehen sie auf die Weide bis sie gesättigt sind und der Thau größtentheils abgetrocknet ist, baden sich, wenn Witterung und Trockenheit des Bodens es gestatten, in der trockenen lockern Erde oder im Sande (stäuben nach der Jägersprache), ziehen sich oft unter nochmaligem Locken wiederum zusammen, stehen abermals auf und bleiben, nach erfolgtem Einfall, wenn keine Stöhrnng erfolgt, den Tag über fest liegen.

Jagd.

Jagd.

Die Repphühner werden entweder geschossen, oder mit Netzen und Garnen gefangen. Ich übergebe die, einigen gewinnsüchtigen Jägern und Wilddieben zur Winterszeit beym Schnee eigene Jagd, wornach sie an die im Lager dicht zusammen liegenden Hühner heranschleichen, und auf diese Weise oft ein halbes Volk auf einen Schuß tödten,*) und werde blos von der Art, sie vor dem Hühnerhunde zu schießen, imgleichen von der Art, sie mit dem Treibezeug, Steckgarn u. s. w. zu fangen, sprechen. Die Dressur und Arbeit des Hühnerhundes hat der Liebhaber bereits aus dem ersten Theile meiner Anleitung zur kleinen Jagd kennen gelernt. Er weiß und ist unterrichtet, was er, wenn er den Hund an die Hühner bringt, zu beobachten hat; dagegen er durch die hier vorangeschickte kurze Naturgeschichte der Repphühner über ihre Lebensart, Haushaltung und Aufenthalt belehrt worden ist. Die Repphühnerjagd nimmt hier zu Lande gewöhnlich um Bartholomäi ihren Anfang, weil sodann die Felder größtentheils leer sind und man die Hühner mit desto mehr Bequemlichkeit, und ohne den Feldfrüchten zu schaden, aufsuchen kann, die Jungen auch sodann — die von der etwannigen zweyten Brut ausgenommen — größtentheils ausgewachsen sind, und zu schildern anfangen; nicht zu gedenken, daß ein Volk zu dieser Zeit den Hund am besten aushält, und gemeinhin nach dem ersten zweyten Schuß auseinander fällt (sich vereinzelt, nach dem Jägerausdruck, sprengt), der Jäger mithin den Repphühnern alsdann am leichtesten Abbruch thun kann. Wenn man zur Zeit, da die jungen Hühner zu fliegen anfangen, den alten Hahn — der, wie ich vorhin bemerkt habe, gewöhnlich zuerst aufsteht, und den man nicht leicht verkennen wird

*) Herr v. Wildungen belegt dies, seiner gewohnten Laune nach, mit dem Namen Aasjägerey.

wird — wegzuschießen Gelegenheit hat; so ist es um desto besser, weil der Hahn, wenn er bey den ausgewachsenen Jungen bleibt, sie, sobald ihnen irgend stark zugesetzt wird, auf eine weite Entfernung fortzuführen pflegt, anstatt daß die Jungen, wenn sie allein sind, um desto eher aus einander fallen. Die Morgenstunden sind, besonders an einem heißen Tage, zu der Hühnerjagd die bequemsten. Sobald die Sonne hoch am Himmel und der Boden trocken ist; ist die Jagd sowohl für den Jäger als für den Hund äußerst ermüdend. Es kommt indessen hierbey auf Witterungsumstände an. Sobald z. B. am Morgen ein starker Thau gefallen oder der Boden vom Regen sehr durchnäßt ist, richtet man in den früheren Morgenstunden wenig aus, und es ist alsdann besser, abzuwarten, bis Sonnenschein und Luft den Boden etwas abgetrocknet haben. Wenn das Volk beysammen ist und vor dem Hunde aufsteht; so muß man immer nur auf ein einzelnes Huhn — wenn die Alten noch dabey sind, immer zuerst auf den alten Hahn — abhalten. Man schießt, wenn man sich durch den Irrthum, mehrere auf einmal erlegen zu wollen, unter das ganze Volk zu halten, verleiten läßt, selbst dann, wenn dieses nahe bey einander auffliegt, gewöhnlich fehl. Wenn man die Hühner gerade im Lager antrifft; so bleiben sie gewöhnlich liegen, und lassen den Hund näher kommen, dagegen sie, wenn sie eben im Weiden begriffen sind, bey der Annäherung des Hundes meist immer und oft eine lange Strecke vor dem Hühnerhunde herlaufen, mehr oder weniger, je nachdem sie noch nie, oder schon oft beschossen sind; oder auch je nachdem sie in dicken Gebüschen; — und hier laufen sie anhaltender — oder in offenen Feldern; — wo sie sich, wenn sie nicht bereits oft beschossen worden, früher drücken, und den Hund halten — angetroffen werden. Wie sich der Jagdliebhaber bey dem Nachziehen des Hundes auf der Spur verhalten muß; habe ich bereits bey Gelegenheit der Feldarbeit des Hühnerhundes angeführt. Wenn das Volk im Felde angetroffen wird, und ein Wald oder Ge-

Gebüsche in der Nähe ist; so fallen sie gewöhnlich, wenn sie aufstehen, in dieses auseinander, wo sie dann, wenn das Gebüsch dicht, das Gesträuche hoch ist, dem Hunde wie dem Jäger viel zu schaffen machen. Wenn das Gesträuche zu dicht und zu hoch ist; so ist es am besten, man läßt sie ungestöhrt, und wartet ab, bis sie wieder aus dem Gesträuch in das Feld laufen — welches oft nach einer kurzen Zeit geschiehet — und wo sie sich gar bald unter beständigem Locken sammlen, *) da man dann, sobald dies erfolgt ist, und das Locken aufhört, von der Seite des Gebüsches — wenn gleich nicht gegen den Wind, wie man sonst gewöhnlich den Hund abführt — an sie herangehen und sie dadurch wo möglich weiter in die Felder herein zu bringen suchen muß, weil sie, wenn sie in diesen auseinander fallen, von dem

Hunde

*) Einige Jäger bedienen sich, um die zerstreuten Hühner zusammen zu bringen, einer künstlichen Locke. Es wird nehmlich über einen gewöhnlichen Schneider-Fingerhut von der größesten Art, der oben offen ist; — oder noch besser man läßt die Locke nach dieser Figur und Form ausdrücklich von Zinn verfertigen, — ein dünnes Stück Pergament, gleich wie über einer Trommel übergespannt, und durch ein in der Mitte des Pergaments gemachtes Loch ein Pferdehaar gezogen. Wenn man die Finger naß macht und an dem Pferdehaar herabstreicht, kann man das Locken der Hühner nachmachen. Die Jungen werden durch die Locke der Alten; — und zu dieser muß das Pferdehaar dicker seyn, die Alten durch die Locke der Jungen — und zu diesen nimmt man ein dünnes Pferdehaar — gerufen. Sie können auch vor dieser Locke ohne Hund geschossen werden, selbst im Spätherbste, wenn man sich gegen Abend, an einem Orte, wo sie in der Nähe weiden, anstellt, und sobald sie zu locken anfangen, den Ruf auf dem Instrumente beantwortet. Sie kommen dann mehrmalen auf eine Schußweite herbey, und es glückt, zuweilen 2 bis 3 auf einen Schuß zu erlegen.

Hunde leichter festgemacht, von dem Jäger aber bequemer geschossen werden können. Wenn es bereits spät im Herbst ist, wo die Repphühner, wie ich bereits bei Gelegenheit der Dressur des Hühnerhundes gesagt habe, nicht leicht halten (fest liegen) *) oder das Volk bereits mehrmalen beschossen ist; steht es gewöhnlich weit vor dem Hunde auf, und fällt nicht leicht auseinander, sondern zieht in der geschlossenen Kette fort, und fällt so beysammen, gewöhnlich in einer weiten Entfernung, wieder ein. Zuweilen bringt man sie indessen, wenn man selbst dann, wann sie weit aufstehen, einen Schuß unter das Volk thut, auseinander, besonders wenn mehrere Jäger beysammen sind, und einige Schüsse auf einmal erfolgen. Daß man, wenn das Volk aufstößt, sehr genau den Ort, wo sie entweder beysammen oder zerstreut einfallen, bemerken muß, versteht sich von selbst. In einer bergigten höckerigen Gegend ist es gut, Jemanden bey sich zu haben, der sich auf eine Anhöhe stellt, und die Stellen, wo sie einfallen, beobachtet. Wenn sie in etwas hohen Gesträuchen einfallen und man in Gesellschaft jagt; **) müs-

*) Der Grund, warum sie in Spätherbst weniger halten, als beym Aufgang der Jagd, liegt theils darin, weil sie zu dieser Zeit weniger Gelegenheit haben, sich auf Feldern und Wiesen verbergen zu können, sie auch durch die Ackerbestellung zur Wintersaat, wie nicht minder durch die Hüthung auf den Stoppelfeldern mehr beunruhigt werden, sie endlich aber auch gewöhnlich schon vorher, und oft mehrmalen beschossen worden sind, daher denn auch ein zu jener Jahreszeit noch unbeschossenes Volk zuweilen recht gut zu halten, ja selbst auseinander zu fallen, zu sprengen, pflegt.

**) Am zweckmäßigsten ist es freylich, die Hühnerjagd allein oder mit noch einem Sachverständigen Gefährten zu betreiben. Auch ist es auf den Fall, daß man einen Gehülfen mitnimmt, gut, wenn man mit diesem im voraus darüber übereinkommt, daß wenn ein ganzes Volk aufsteht, jeder auf ein eins

müssen alle Schützen, der Vorsicht wegen, in einer Linie suchen, und nie anders, als wenn ein Huhn in einer geraden Richtung, nie wenn es zur Seite auffliegt, schießen.

Ein irgend Revierkundiger Jäger muß zwar in der Regel die Gegend anzugeben wissen, wo ein oder das andere Volk gewöhnlich zu liegen pflegt, besonders wenn er vor Aufgang der Jagd, wie es seine Pflicht ist, die Oerter, wo die Hühner ihr Lager nehmen und in einem Kessel beysammen liegen — welches er theils an der Erdehöhlung, theils an der darin befindlichen Losung (Exkrementen, nach dem für Repphühner gewöhnlichen Jägerausdruck Gebräch) erkennen kann — beobachtet hat. Wenn ein Revier indessen sehr weitläuftig ist, und man sich das mühsame Aufsuchen ersparen will; so ist es am besten, die Hühner des Abends zuvor, so wie denselben Morgen, an dem man auf sie Jagd macht, nach dem Jägerausdruck zu verhören. Man stellt sich nehmlich des Abends in der Gegend, wo man Hühner vermuthet, oder sie zur Paar- oder Brütezeit angetroffen hat, an, und wartet ab, bis sie locken. Man merkt sich den Ort, wo sie zum drittenmal einfallen, stellt sich dort des Tages drauf, ehe der Morgen graut, wiederum an, und verhört sie, um zu erfahren, wo sie nach der Morgenlockung einfallen werden, zum zweytenmal. Nur wird man sich nach dem, was ich vorhin in Ansehung der Frühstunden gesagt habe, von selbst bescheiden, daß man mit der Jagd selbst, so lange bis die Sonne völlig über dem Horizont sichtbar ist, und wenn etwa ein starker Nebel fällt, bis dieser sich zerstreut hat, Anstand nehmen muß. Wenn ein Huhn blos Flügellahm geschossen ist; so läuft es außerordent-

einzelnes Huhn, von denen die auf seiner Seite auffliegen, schießt, dagegen wenn nicht das ganze Volk, sondern nur ein einzelnes Huhn aufsteht, der, welcher am nächsten ist, schießen muß.

benslich schnell vor dem Hunde, und strengt alle seine Kräfte an, um ihm zu entkommen. Wenn man mithin ein Huhn unmittelbar nach dem Schuß, und zwar mit einer plötzlichen Seitenwendung fallen sieht; und der Hund, da wo es fiel, die Spur aufnimmt; so ist es in diesem Fall, und besonders wenn der Hund sonst ferm und zuverlässig ist, unrecht, ihm das schnelle Nachziehen zu verwehren. Es ist ein Kennzeichen, daß das Huhn blos Flügellahm ist, — das tödtlich verwundete zieht gleich im Niederfallen die Flügel dicht an den Körper zusammen, auch stieben gemeinhin gleich nach dem Schusse die Federn umher — *) und der Hund eilt mit Recht, um es einzuholen. Wenn ein Huhn oder anderes Federwildprett nach dem Schusse in der Luft zusammenruckt, auch wohl Federn verliert, aber ohne den Flug zu verändern, fortzieht, oder wenn es mit dem ganzen Volk aufstand, sich nach dem Schusse von dem Volke absondert, so ist es gewöhnlich nur gestreift oder leicht verwundet, und man thut wohl den Hund abzurufen, und erst zu laden, ehe man herangeht; weil es auf diesen Fall zwar gewöhnlich da, wo es einfiel, sehr fest liegt, aber auch, wenn es der Hund ausgemacht hat, zum zweytenmale auffliegt, welches auch dann der Fall ist, wenn man gleich nach dem Schusse einen oder beyde Stände (Füße) herabhängen und hin- und herbammeln sieht, welches ein Kennzeichen einer örtlichen Zerschmetterung ist. **) Wenn der Hund das angeschossene Huhn lebend bringt; so drückt man ihm,

*) Oft zieht es zwar noch eine Strecke fort, bewegt aber die Flügel nur sehr langsam, ja fast unmerklich, und stürzt bald leblos herab.

**) Wenn ein Huhn oder anderes Federwildprett weidewund geschossen ist, so ruckt es ebenfalls nach dem Schusse und zieht entweder mit herunterhängenden Schenkeln gerade fort und hält dann ein, oder es steigt plötzlich hoch in die Luft und stürzt dann gemeinhin todt zur Erde. Wenn es ohne die min-

ihm, wie jedem Federwildprett, um es zu tödten, entweder den Kopf ein, oder man steckt eine der vordersten oder mittlern Schwungfedern hinter dem Genick in den Kopf.

Von dem Repphühnerfange.

Das Fangwerk ist gerade diejenige Partie der Jagd, die die mehresten practischen Kenntnisse und Erfahrung erfordert. Sie läßt sich nicht durch Lectüre erlernen, und am wenigsten darf der angehende Liebhaber erwarten, sie nach einem bloßen schriftlichen Unterricht in Ausübung bringen zu können. Um indessen die Wißbegierde der Liebhaber wenigstens einigermaßen zu befriedigen, werde ich eine umständliche Beschreibung der Verfahrungsart hersetzen.

Man fängt die Repphühner auf verschiedene Art mit dem Stecknetz, dem Hochgarne, dem Treibezeuge, dem Glockengarne, der Steige, dem Tyras, dem Schneenetze, der Schneehaube u. s. w., die man aber sämmtlich sich vorzeigen lassen und sehen muß, um sich von diesen verschiedenen Garnen und Netzen einen deutlichen Begriff zu machen, und ihre Einrichtung, so wie die Art, die Garne und Stecknetze, imgleichen die Schneehaube aufzustellen, und mit dem Tyras und dem Schneenetze zu decken, genauer kennen zu lernen.

mindeste Bewegung zu machen und ohne den Flug zu unterbrechen davon fliegt, so ist es ein Beweis, daß man es gefehlt hat.

Von

Von dem Einfangen mit dem Stecknetze.

Das Stecknetz, — Steckgarn, oder auch Flachgarn, wie es einige nennen — besteht aus dreyen, dicht hinter einander laufenden Netzen oder Garnen, von denen das mittlere das sogenannte Inngarn, — welches eigentlich das Fanggarn ist, runde, — das vordere und hintere, das sogenannte Geleiter aber, — zwischen welchem das Inngarn eingeschlossen ist, und welches im Grunde nur aus einem einzigen zur Hälfte zusammen gelegten Netze besteht — große viereckigte Maschen (Spiegelmaschen) hat, und daher auch Spiegelnetz, Spiegelgarn genannt wird. Das Geleiter oder Spiegelgarn wird aus mäßig starkem Bindfaden gestrickt. Doebel giebt in seiner Jagdpraktik II. 195. fünf verschiedene Strickmethoden an, die aber freylich nur denjenigen, die des Strickens schon einigermaßen kundig sind, verständlich seyn dürften.

1) Man fängt die Spiegel mit einer Masche an, wirft diese ab, strickt sie wieder auf und nimmt eine Masche zu, wirft diese wieder vom Strickholze, und strickt sie auf, und so wird fortgestrickt und zugenommen, bis es sechs Maschen sind. Wenn man nun diese sechs Maschen aufstrickt, so nimmt man eine ab, also, daß man die fünfte und sechste zusammen nimmt, strickt dann wieder herum, und nimmt auf der andern Seite eine zu. Auf diese Art strickt man fort, bis das Garn — welches nach dieser Methode aus zwey Stücken besteht — nach Belieben zehn bis zwölf Klafter lang ist. Die Maschen sind übrigens drey und dreyviertel Zoll von einem Knoten zum andern weit, und das Garn wird vier Maschen hoch. Es darf aber hiebey nicht übergangen werden, daß alle spiegelige Garne zwey Maschen höher angefangen wer-

den müssen, als sie stellen sollen, weil auf jeder Seite eine Masche in den Saum geht. Es kommen auf diese Art oben und unten doppelte Säume, und man hat den Vortheil, daß das Steckgarn dauerhafter wird, sich auch sowohl oben als unten anziehen läßt, nicht zu gedenken, daß es, wenn es etwa ausreißt, zum Ausbüßen bequemer ist, weil das Inngarn oder der Busen sowohl oben als unten frey herausgezogen werden kann.

2) Man strickt die Spiegel auch auf folgende Art. Man fängt mit einer Masche an und nimmt sofort auf beyden zu, bis man zehn Maschen hat. Hierauf nimmt man auf einer Seite ab und auf der andern zu, wie oben, bis das Garn seine gehörige Länge erhält. Alsdann wird auf beyden Seiten so lange abgenommen, bis es wieder eine Masche wird. Wenn hierauf die beyden Seiten zusammengeschlagen werden, so wird das Garn ebenfalls vier Spiegel hoch. Nun wird auf dem untersten oder Mittelfaden nochmals anstreift und durchgestrickt, damit der Faden doppelt werde und besser als ein einfacher halte. Doebel will indessen diese Strickmethode eben nicht rühmen. Denn obwohl zu dem auf diese Art gestricktem Garne um ein Sechstheil weniger Bindfaden als zu dem vorigen erfordert wird, indem zu jenem von beyden Seiten gerechnet, zwölf Maschen, zu diesem aber nur zehn gehören, so hält es doch Doebel nicht so dauerhaft wie das vorige. Die Weite der Maschen ist übrigens wie am vorigen drey und dreyviertel Zoll.

3) Nach einer andern Methode wird der Saum gleich auf einmal mit hineingestrickt. Man fängt mit zehn Maschen an, wirft diese ab und strickt wieder vier Maschen; die fünfte und sechste nimmt man zusammen und strickt dann die übrigen vier auch fort, nimmt aber

noch

noch eine zu. Alsdann wirft man von neuem ab, strickt wieder vier Maschen, nimmt die fünfte und sechste eben so wieder zusammen zu einer, strickt die übrigen auch fort und nimmt eine zu. Auf diese Art fährt man fort, bis die Spiegel die Länge des ganzen Garnes haben. Da aber hiernach die Maschen an den beyden Enden nicht spiegelig fallen, so werden die vorstehenden Eckmaschen ab und das Garn gerade geschniten. Diese Methode gewährt den Vortheil, daß der Saum gleich mitten in Eins gestrickt, daß man geschwinder als bey den ersten beyden fertig wird, und daß das Garn unten steifer wird und sich besser stellt.

4) Eine der vorzüglichsten Strickmethoden, zu welcher aber, wie Doebel sagt, schon ein *Maitre* im Stricken erfordert wird, ist folgende. Man fängt mit vierzehn Maschen an zu stricken. Nur ist gleich Anfangs zu bemerken, daß auf jeder Seite vier ganze und ein halber Spiegel gestrickt werden und in der Mitte oder unten ein zweyfacher Saum hinkommen müsse. Man muß sich nun hiezu ein besonderes Strickholz machen lassen, welches an einem Ende hinein offen und ausgehöhlt wird, damit man am obern Theil zuerst eine halbe Masche stricken kann, welches dadurch geschieht, daß, wenn der Stricker auf dem ganzen Ende die Maschen, und dann in der Hälfte dabey am andern Ende hineinstrickt, er hier gerade solche Maschen erhält, welche die Hälfte der Weite oder Breite von jener haben. Er, der Stricker, kann dies aber am genauesten und leichtesten dadurch bewirken, wenn er zu den ganzen Maschen den Faden zweymal, zu den halben aber nur einmal um das Strickholz herum schlägt, wodurch er die richtige Hälfte gegen die ganze Masche erhält. Wenn man nun, wie vorhin erwehnt worden, mit vierzehn Maschen angefangen hat, so wirft man diese ab, und strickt

strickt fünf ganze Maschen mit zweymalligem Umschlagen um das Strickholz, wieder auf. Sodann nimmt man die sechste und siebente Masche zusammen, schlägt nur einmal um, wodurch man eine halbe Masche erhält. Man nimmt nun die achte und neunte Masche auch zusammen, schlägt abermals nur einmal um, wodurch man die andere halbe Masche erhält. Endlich strickt man die übrigen fünf zu ganzen Maschen, mit zweymaligem Umschlagen um das Strickholz. Man wirft nun die Maschen, deren man jetzt zwölf hat, ab, und strickt wieder die fünf Maschen zu ganzen auf, nimmt sodann die beyden halben Maschen zusammen und macht eine halbe daraus. Alsdann faßt man die nächste ganze Masche und macht wieder eine halbe, wornach noch vier ganze Maschen bleiben. Diese zu ganzen fortgestrickt und an einem Ende eine ganze zugenommen, giebt fünf, diese zusammen abgeworfen und wieder fünf ganze gestrickt, und dann die darauf folgenden zwey halben zusammen genommen und eine halbe gemacht, auch an die nächste ganze eine halbe Masche gestrickt, bleiben vier; hiezu wird nun an der Seite eine zugenommen, damit es wieder fünf werden. So fährt man nun immer fort, bis das Garn die beliebige Länge, welches zwölf Klaftern seyn können, hat. Die Weite der Maschen kann, von einem Knoten zum andern gerechnet, viertehalb Zoll seyn. Da die Maschen an den beyden Enden nicht spiegelig ausfallen, so müssen sie, wie bey Nr. 2., weggeschnitten und das Garn gerade gemacht werden. Doebel hält diese Spiegelgarne deshalb für die besten, weil unten eine halbe Masche hineinkommt, wodurch das Huhn beym Anlaufen einen offenen Spiegel antrifft, dagegen es, wenn unten ganze Maschen sind, gerade mit der Brust an den Queerfaden der ganzen Masche kommt und sich dann drücken oder herüber zwängen muß. Auch hat dieses Spiegelgarn noch den

Vor-

Vortheil, daß wenn das Huhn einmal im Inngarn liegt, es durch die halbe Masche nicht wieder rückwärts kann, wie es bey den ganzen, auf dem Boden aufstehenden Maschen leicht der Fall ist. Endlich stellen auch diese Spiegelgarne, wegen des Abnehmens in der Mitte zu halben Maschen, in den obern Säumen sehr gleich, nur muß das Garn sehr gerade gestrickt werden.

5. Für diejenigen, die sich in das Stricken der halben Maschen in der Mitte nicht leicht finden können, empfiehlt Döbel folgende Methode, welche leichter ist, und wornach unten ebenfalls halbe Maschen hinkommen. Man fängt mit einer Masche zu stricken an und nimmt, wenn allezeit, wie schon vorhin erwähnt worden, vom Strickholze abgeworfen wird, vorher eine Masche und immer sofort zu, bis man eilf Maschen hat. Hierauf wird auf einer Seite ab, und auf der andern wieder zugenommen, wornach man neun volle Maschen und zwey im Saume behält. Auf diese Art wird immer fortgestrickt, bis man die begehrte Länge hat. Endlich wird wieder auf beyden Seiten abgenommen, bis es wieder eine Masche ist. Um alsdann die halben Maschen zu machen, schlägt man die Spiegel zusammen und strickt durch die mittelste Masche recht in der Mitte des Schenkels einmal, jedoch mit dem Spiegel gleich angestrafft, durch alle Spiegelmaschen, und von jenem Ende auch wieder herwärts durch. So bekommt man zwey halbe Maschen und einen Untersaum im Garne.

Bey allen diesen Methoden muß man aber vorzüglich darauf sehen, daß die Maschen sehr gleich gestrickt werden, damit sie, wenn man sie zusammen bringt, gerade auf einander passen, weil sonst das Garn nicht gut fängt.

Das Inngarn, welches von festem starken Zwirn gemacht wird, und das, wenn das Steckgarn zwölf Klafter

lang ist, eine Länge von achtzehn Klafter haben muß, weil sich der dritte Theil zum Busen einstellt, strickt man auf folgende Art. Man fängt mit zwanzig Maschen, die in der Weite um den dritten Theil enger sind, als die Spiegel, zu stricken an. Man nimmt zu dem Ende ein Strickholz von $1\frac{1}{4}$ Zoll Breite und strickt zwanzig Maschen darauf, und dann sofort, bis das Garn achtzehn Klafter lang ist. — Ein dergleichen vollständiges Stecknetz kostet übrigens nach den hiesigen Preisen 2 Rthlr. 8 Gr., höchstens 2 Rthlr., mit Inbegriff des Zwirns, Bindfadens, Stricker- und Einbindelohns.

Wenn das Inngarn sowohl als das Geleiter fertig ist, so wird solches grün oder erdgrau gefärbt, und dann, um es aufstellen zu können, eingebunden. Hiezu gehören hölzerne Stäbe oder Steckspieße. Da, wie man weiter unten sehen wird, alle 4 — 5 Fuß ein Stab eingebunden wird, so werden zu einem Steckgarn, welches 18 Klafter lang ist, neunzehn Stäbe erfordert, und zwar $\frac{1}{2}$ Zoll stark, und, wegen des Einsteckens, etwa 5 bis 6 Zoll höher, als das Garn selbst ist. Die beste Holzart ist der Weißdorn. Man schneidet die Stäbe im Herbst, wenn das Laub gefallen ist, bähnt die Schaale ab, oder, noch besser, man dörrt sie, siedet sie dann in Hopfen, oder in dessen Ermangelung in Nuß-, Erlen- oder Eichenschaalen, damit sie braun, und nicht so leicht von Würmern angegangen werden, raspelt sodann die etwa noch vorstehenden Zweig- oder Dornbuckel ab, schneidet das Starke oder Stammende zum Behuf des Einsteckens spitzig, bindet sie zusammen, und hängt sie eine Zeit lang in den Rauch. Beym Einbinden verfährt man auf folgende Art: Man schneidet zuvörderst, ehe man zum Einbingen schreitet, am obern Ende der Stäbe einen Knopf, und unten an der Spitze da, wo der untere Saum des Garns hinkommt, ringsum eine Kerbe *). Man legt nun das

*) Einige schneiden oben unter dem Kopfe und unten an der Spitze eine Kerbe oder Lasche spitzwinkelich ein, und zwar so, daß

das Geleiter oder Spiegelgarn, und zwar, wenn es in Eins ist, zur Hälfte, und wenn man zwey besondere, für sich bestehende Garne hat, eines davon, der Länge und Breite nach gut ausgezogen, auf die Erde, und auf dieses das Inngarn, welches dann aber auseinandergezogen und, wie nicht übergangen werden darf, an einem Bindfaden gereihet, so busenreich eingetheilt werden muß, daß es gerade so lang, als das doppelte Spiegelgarn ist *). Das Inngarn wird hierauf mit der zweyten Hälfte des Geleiters oder Spiegelgarns bedeckt und nun zum Einbinden geschritten. Man faßt zu dem Ende den obern Saum beyder Spiegelgarne mit dem des zwischen diesen befindlichen Inngarns an der ersten Masche zusammen, und bindet alle drey Garne an dem Knopfe des ersten Stabes fest, legt diesen dann fadengerecht an den vordern Maschen herab, und verfährt beym Anbinden des untern Saumes in der Kerbe des Stabes eben so. Auf gleiche Weise wird der zweyte, dritte Stab u. s. w. in einer Entfernung von 4 bis 5 Fuß eingebunden.

Beym Einfangen der Hühner mit dem Stecknetze — deren man beyläufig erwähnt mehrere, wenn das Revier weitläuftig ist 20 — 24 St. im Vorrath haben muß — verfährt man auf folgende Weise:

In Gegenden, wo es große weitläuftige Ackerfelder giebt und kein Gesträuche in der Nähe ist, kann man sich

daß die Lasche noch am Stabe bleibt, damit sich der Bindfaden und Saum des Garns nicht abstreift.

*) Man muß daher beym Aufreihen die Maschen zählen und sich die Zahl merken, um sich dadurch die Eintheilung zu erleichtern, und damit nicht eine Stelle busenreicher, als die andere ausfalle. Der Bindfaden, auf den man das Inngarn reihet, muß übrigens länger, als das Inngarn seyn, um das ganze Steckgarn, wenn es zusammen gewickelt ist, zusammen binden zu können.

der Steckgarne nicht leicht anders, als im Sommer oder im Frühherbste, wenn noch einzelne Getreidestücke unabgemäht stehen, bedienen, und es ist nicht zu leugnen, daß durch das Einfangen mit dem Stecknetze im Getreide, besonders durch das Eintreiben ein beträchtlicher Theil der Frucht vernichtet wird, nicht zu gedenken, daß die Hühner zu der Zeit, wenn das Getreide noch auf dem Felde steht, in demselben schwer, und oft gar nicht zum Laufen und Eintreiben zu bringen sind, daher denn in Gegenden, wo große Felder ohne Gesträuche vorhanden sind, das Einfangen mit dem Treibezeuge, wovon weiter unten die Rede seyn wird, dem mit dem Stecknetze vorzuziehen, das letztere dagegen vorzüglich in Gebüschen anwendbar ist. Hier ist nun die beste Zeit zum Einfangen der Spätherbst, wenn die in der Nähe der Gebüsche befindlichen Felder völlig leer sind. Die Hühner liegen nun zu dieser Zeit entweder in den Stoppelfeldern oder im benachbarten Gebüsche. Man stellt auf den erstern Fall, wenn man nämlich vorher ausgemittelt hat, daß die Hühner im Felde liegen, die Stecknetze hinter und unter den vordersten Sträuchern eines in der Nachbarschaft des Feldes belegenen Gehölzes, und zwar nach Verhältniß der Größe des Gehölzes mehrere, vermittelst der Stäbe, der Länge desselben nach fortlaufend auf, sucht dann im Felde mit dem Hühnerhunde, der aber äußerst ferm seyn muß, die Hühner auf, läßt, wenn sie ohne aufzustehen gegen das mit Stecknetzen verstellte Gebüsch zu laufen anfangen, den Hund langsam nachziehen, und sucht sie auf diese Art in die Stecknetze zu treiben. Oder man sprengt sie auf, wo sie dann gemeinhin noch vor dem Gebüsche einfallen, diesem laufend zueilen und sich in den dort aufgestellten Garnen fangen. Anders verfährt man dagegen, wenn die Hühner entweder vor dem Einfangen bereits im Gebüsche liegen, oder beym Aufsprengen im Felde nicht vor demselben, sondern tiefer im Holze einfallen. Im ersten Falle werden die Stecknetze dicht vor dem Gesträuche, und zwar da, wo man vermuthet, daß sie aus dem Gesträuche in die Felder laufen,

laufen, aufgestellt, dann die Hühner mit dem Hunde aufgesucht und in die Garne getrieben: auch sobald man bemerkt, daß sie nach einer Gegend laufen, wo keine Garne befindlich sind, der Hund abgerufen, und mit diesem von einer andern Seite vorgegriffen, um das Eintreiben zu bewirken. Im andern Fall, wenn nämlich die im Felde aufgesprengten Hühner nicht vor dem mit Netzen bestellten Gebüsche, sondern tiefer ins Holz einfallen, läßt man zwar gerade vor dem Ort, wo dieß geschah, die Netze stehen, hebt dagegen den Theil derselben, der von da aus unter dem Winde gestellt war — und ich habe schon gesagt, daß man mehrere Netze haben muß — auf, steckt diese im Oberwinde ein Stück am Holzrande fort, dann oben in einer Entfernung von 50 bis 80 Schritten von dem Orte, wo die Hühner einfielen, quer durch das Gehölze, und auf der andern Seite wieder so weit herunter, als sie reichen, sucht dann die Hühner wiederum auf, und wiederhohlt das Eintreiben auf die vorangezeigte Art.

Beym Aufstellen der Steckgarne muß man vorzüglich darauf sehen, daß sie immer im Zickzack, und so viel, als möglich, unter dichtem Gesträuche gesteckt werden, weil dieß den Fang sehr erleichtert und die Hühner, wie Döbel sagt, wenn sie etwa in die Winkel gerathen und dann zurückprellen wollen, sich doch verirren und hineinkommen müssen. Selten glückt es indessen, das ganze Volk auf einmal einzufangen, so wie denn die übrig gebliebenen nicht leicht an dem nämlichen Tage, oft sogar nach einer ganzen Woche, nicht wieder einlaufen, besonders wenn der alte Hahn beym ersten Versuche entkam. Wenn man die Alten, und besonders das alte Huhn, einzufangen das Glück hat, so gelingt das Einfangen der übrigen leichter. Doebel räth an, man soll auf diesen Fall das eingefangene alte Huhn in einem von Leinwand gemachten Hühnersacke zwischen den Garnen aufhängen. Es würde sodann durch sein Locken gar bald die übrigen herbeyrufen, und diese dadurch ins Garn gebracht werden.

Da

Da übrigens die Absicht beym Einfangen der Hühner vorzüglich darauf geht, selbige den Winter über, und damit sie nicht durch Schneegestöber und Mangel an Aesung umkommen, aufzubewahren und im nächsten Frühjahr wieder auszusetzen, so muß man, sobald sie gefangen sind, nicht säumen, sie aus dem Garne zu nehmen, auszulösen, weil sie sich sonst durch das Flattern im Inngarn oft stark verletzen. Man untersucht daher beym Auslösen jedes einzelne Huhn und bestreicht, wenn einige sich verletzt haben sollten, die wunden Stellen bey der Heimkehr mit Leinöl oder ungesalzener Butter.

Von dem Hochgarne.

Die Hochgarne, sonst auch Hochnetze genannt, womit man die Rephühner im Fluge fängt und deren man nach Verhältniß der Reviergröße vier bis acht haben muß, sind gewöhnlich vierzig bis funfzig Ellen lang und zwölf bis funfzehn Ellen hoch. Die drey obersten Maschenreihen werden so, wie die drey untersten aus dünnem Bindfaden, der übrige Theil des Garns aus gutem, starken rohen Zwirn verfertigt, und zwar auf folgende Weise: Man fängt mit dreyhundert Maschen — jede Masche wird drey Zoll weit — an, und strickt so lange fort, bis das Garn die verlangte Höhe hat. Die oberste Maschenreihe wird dann auf einen starken Bindfaden gezogen und von zehn zu zehn, oder von zwölf zu zwölf Maschen ein Ring von Horn oder Messing eingeschleift. In diese Ringe wird die Oberleine oder Hängleine, nach Doebel, die Hauptleine eingezogen, welche zwey Federspulen dick und aus gutem Hanf gedreht, auch drey bis vier Fuß länger, als das Garn selbst seyn muß, um selbige mit dem übrigen Theil in die Stellstangen ein-

einschlingen zu können. Durch die untere Maschenreihe wird ebenfalls eine Leine (Unterleine) gezogen, die jedoch nur halb so stark ist, und an welche das Garn unten an den Stellstangen, zu Bildung eines Busens, in die Höhe gebunden wird. Noch sind für jedes Garn zwey Windleinen erforderlich, um das Garn recht straff anziehen und vor dem Winde sichern zu können. Man nimmt dazu fingersdicke, hänfene Stricke von funfzehn, sechszehn Ellen Länge. Die Stellstangen, deren man zu jedem einzelnen Garn zwey nöthig hat, und die 10 Ellen hoch und etwa 4 bis 6 Zoll stark seyn müssen, werden von leichtem geraden Nadelholze verfertigt. Am untern Ende werden sie zugespitzt auch in einer Höhe von etwa drey Ellen, rings um die Stange eine Kerbe, am obern Ende aber ein Knopf eingeschnitten. Um das Garn recht fest stellen zu können, ist es gut, wenn man noch eine dritte, etwas schwächere, aber eben so lange Stange hat, die unten ebenfalls zugespitzt und an deren obern Ende eine flache Kerbe eingeschnitten wird. Der Fang mit den Hochgarnen ist vorzüglich im Spätherbst anwendbar, wenn die Hühner nicht mehr halten, und er kann so lange, bis starker Frost einfällt, der das Setzen der Stellstangen unmöglich macht, fortgesetzt werden. Sobald man ausgemittelt hat, wo die Hühner liegen, werden die Hochgarne an einem solchen Orte vorgestellt, wo man vermuthet, daß die Hühner beym Auffsprengen hinfliegen (stieben) werden. Da sie gewöhnlich gegen den Wind auffliegen, so muß man hierauf natürlich Rücksicht nehmen, vorzüglich in ganz freyen Feldfluren; weniger aber in solchen, wo Gesträuche, Feldhölzer, Remisen in der Nähe sind, weil sie hier meist immer oft ohne Rücksicht auf den Wind hinzuzufliegen pflegen. Beym Aufstellen geht man folgendergestalt zu Werke. Man legt sämmtliche Garne — ich habe schon gesagt, daß man deren mehrere haben muß — der Länge nach dicht neben einander auf den Boden, und zwar so, daß das obere Ende mit der Oberleine in freyen Feldern dem Winde entgegen, und wenn Feldhölzer, Remisen da sind, nach diesen

sen hinwärts zu liegen kommt. Man legt nun am vordern Ende (Wechsel) des ersten Garns die erste Stellstange quer über das Gemäsche, und zwar dergestalt nieder, daß der Knopf gerade auf der Oberleine ruht, dagegen die zweyte Stellstange in eben der Art auf das andere Ende des Garns, auf den mittlern Theil aber die dritte schwächere Stange gelegt, und so Garn für Garn fortgefahren wird, bis sämmtliche Stellstangen ihren bestimmten Platz haben. Es werden nun unten gerade da, wo die Stellstangen, imgleichen die schwächern Mittelstangen mit der Spitze liegen, mit einem Pfahleisen tiefe weite Löcher in die Erde getrieben, damit die Stangen, wenn sie aufgerichtet werden, fest stehen. Man bindet nun am Knopfe der ersten Stellstange den Anfang der Oberleine nebst der Windleine fest, befestigt am Knopf der zweyten Stellstange das andere Ende der straff angezogenen Oberleine, imgleichen die zweyte Windleine, und fährt sofort bis zum Ende des letzten Garnes; dagegen die schwächern Mittelstangen, welche nur vorläufig hingelegt wurden, um die Stellen, wo die Löcher hinkommen, zu markiren, vor der Hand bey Seite gelegt werden. Hierauf werden die Stellstangen je zwey und zwey zugleich mit den angebundenen Garnen in die Höhe gehoben, in die für sie bestimmten Löcher gesetzt und die Erde fest getreten, damit sie nicht wanken: nun aber die schwächern Mittelstangen mit der am obern Ende befindlichen Kerbe gerade über dem für sie bestimmten Loche unter die Oberleine gestellt, dann eingesetzt und die Erde festgetreten. Hierauf werden Windleinen, und zwar die des Endwechsels des ersten Garns, über den Anfangswechsel des zweyten, die des Anfangswechsels des zweyten, über den Endwechsel des ersten u. s. w. hinaus sehr straff angezogen und hinter den Garnen mit Hefteln an der Erde angepflöckt, die Hefteln aber so eingetrieben, daß das Schwanken der Stangen verhindert wird. Endlich werden die Garne mit der Unterleine an der untern, drey Ellen hohen Kerbe der beyden Stellstangen, nicht aber an der dritten schwächern

der-

dergestalt festgebunden, daß das Garn unten recht busenreich ausfalle und der Busen neben der Unterleine auf dem Boden aufliege, damit, wenn die Hühner einfliegen, das Garn denen, die zuerst ankommen, keinen Widerstand leiste, weil sonst die nachkommendrn gewiß nicht einfallen würden; dagegen, wenn die vordersten beym Anfluge ein busenreiches Garn vorfinden, mit dem sie eine Strecke hinausfliegen können, die nachkommenden sodann, ohne sich im Fluge stöhren zu lassen, ebenfalls einfallen und gefangen werden. Sobald nun sämmtliche Garne in der vorangezeigten Art gleich einer Wand dicht neben einander aufgestellt sind, suchen zwey drey Jäger die Felder mit Hühnerhunden ab, nehmen auch wohl einige Leute mit, die in einer Linie neben einander gehen, um die Hühner nach den Garnen zu treiben, dagegen sich an jedem Ende der Garne, wie in der Mitte derselben ein Mann platt auf die Erde legt. Sobald nun ein Volk vor den Hühnerhunden oder den Treibern — und es versteht sich von selbst, daß das Absuchen und Treiben am äußersten Ende des Bezirks, auf dem man die Hühner vermuthet, angefangen und den Garnen gegenüber fortgesetzt wird — auffliegt und sich in den Garnen fängt, springen die neben diesen, auf der Erde liegenden Leute auf, werfen mit der möglichsten Geschwindigkeit die mittleren schwächern Stangen um, heben dann die Stellstangen mit den Garnen heraus, und werfen dieses mit den gefangenen Hühnern, und über diese nach vorne nieder und lösen nun die Hühner aus. Die Jäger und Treiber halten, während dieß geschieht, mit dem Absuchen inne, bis die Garne wiederum aufgerichtet sind, da dann das Absuchen und Treiben auf ein gegebenes Zeichen in der vorbeschriebenen Art fortgesetzt wird. Ungeachtet nun diese Art des Fanges, welche übrigens am besten gegen Abend von statten geht — bey neblichem Wetter auch den Tag über, nur muß es nicht windig oder stürmisch seyn — ungeachtet sie, sage ich, sowohl in Hinsicht auf die Anschaffung der Garne, von denen jedes nach den jetzigen Preisen leicht drey bis vier Thaler zu stehen kommt, als

wegen

wegen der dazu erforderlichen Leute mit einigem Kostenaufwande verknüpft ist, so bringt sie doch in Gegenden, wo es viele Hühner giebt, auch wieder das ihrige reichlich ein. Nicht zu gedenken, daß man viele Hühner, und selbst die allerscheuesten, die nicht leicht in ein anderes Zeug gehen, einfangen kann: so gewährt sie auch den Vortheil, daß sich die Hühner beym Fange weniger beschädigen, als in den Stecknetzen; so wie es denn überhaupt bey gut getroffener Veranstaltung eine der leichtesten und sichersten Fangmethoden ist.

Von dem Treibezeuge.

Diese Fangart ist ganz unbezweifelt eine der künstlichsten und schwierigsten. Es gehört nicht nur eine besondere Geschicklichkeit dazu, das Zeug gehörig zu stricken und aufzustellen: sondern auch viele Erfahrung und Routine, und dann eine überaus große Geduld beym Eintreiben und Einfangen selbst. Das Treibezeug besteht nun aus einem, von feinem Bindfaden oder starken vierdrathigem Zwirn in die Runde gestrickten, vorne weiten und hinten spitzig zulaufenden Sack-Garne, das einem gewöhnlichen Fischer- oder Garnsacke nicht unähnlich sieht, und an beyden Seiten ein Geleiter hat. Doebel giebt drey Strickmethoden an.

1. Man fängt das Sackgarn oder den sogenannten Hahmen, von einigen auch Repphühnerbeeren — Trommel — auch schlechthin Sack genannt, mit 24 Maschen an, deren jede von einem Knoten zum andern ein und einen halben Zoll weit ist. Wenn man die letzte Masche hat, wirft man sämmtliche Maschen vom Strickholz ab, faßt dann die letzte auf den dritten Theil ihrer Länge mit der ersten zusammen und strickt immer rund herum so lange fort, bis man auf

auf zwey Klafter lang gestrickt hat. Alsdann fängt man an abzunehmen. Wenn man nämlich drey bis viermal herum gestrickt hat, nimmt man die erste Masche ab, läßt entweder eine fallen oder nimmt zwey Maschen zusammen, und strickt alsofort bis auf acht oder neun Klaftern Länge, wornach das Netz durch das Abnehmen der Maschen nach hinten hinaus immer spitziger zuläuft. Es werden aber auch gewöhnlich eine oder zwey Einkehlen, wie in einem Fischergarnsacke hereingestrickt. Um diese zu machen, muß man da, wo sie hinkommen soll, an jeder Masche eine zunehmen und so einmal herumstricken. Wenn man alsdann zum zweytenmale herumstrickt, läßt man immer eine Masche fallen und strickt so eine Masche um die andere den Hahmen fort. Nun strickt man aber an den Maschen, die stehen geblieben sind, rund herum fort, nimmt aber dabey ab, damit die Einkehle immer enger wird, welches dazu dient, daß die Hühner, wenn sie hineingelaufen sind, nicht wieder zurück können. Hinten werden die Maschen an ein Leinchen gefaßt und eingereiht, an dem Leinchen aber auch ein etwa spannenlanger Heftel zum Anpflöcken angebracht. Um den Hahmen auszuspannen werden in selbigem der ganzen Länge in einer gleichen Entfernung von zwey zu zwey Ellen hölzerne Reife oder Bügel in abnehmender Größe angebracht, diese durch die Maschen gezogen und an den Enden verbunden, die Einkehlen aber mit vier Bindfäden inwendig an den äußersten Hahmen angeheftet, damit sie recht steif und gerade stehen.

Vor dem Hahmen kommt ein Stück Garn mit einer Decke, welche der Himmel genannt wird. Dieser kann nach Gefallen schmal und breit gemacht werden: doch giebt Doebel dem etwas breiten den Vorzug. Man fängt gewöhnlich mit acht Maschen an dem Hahmen an, und nimmt dann auf beyden Seiten zu. Wenn er vorn hinaus weiter seyn soll, so muß er auch verhältnißmäßig lang seyn. Wenn er zwey Klafter lang ist, so hat er die gehörige Länge und

Breite

Breite. An den Seiten wird nun das Geleiter gestrickt. Man fängt mit einer, einen und einen halben Zoll weiten Masche an und nimmt zu beyden Seiten zu, bis es zwölf Maschen sind. Hierauf werden die zwölf Maschen fortgestrickt und auf einer Seite ab, und auf der andern zugenommen, so daß die Seitenwände spiegelig am Himmel stehen und zu beyden Seiten eben so lang, als dieser werden. Diese Geleiter werden dann in einer Entfernung von zwey zu zwey Ellen an fingerdicken Stäben, sonst auch Spillen oder Spindeln genannt, wozu man am liebsten Weißdorn nimmt und die Schaale auf ähnliche Art, wie bereits bey den Stecknetzen gesagt ist, am Feuer abbähet, eingebunden. Man bohrt zu dem Ende an jedem Stabe, der unten zugespitzt seyn muß, ein und einen halben Zoll von unten herauf ein kleines Loch durch, bindet nun den obern Garnsaum gegen und durch das obere, den untern aber gegen und durch das untere Loch mit Bindfaden fest und zieht das Garn straff nach der Gleichheit des Fadens an. Alsdann wird die Decke oben auf dem Geleitere befestigt und mit Zwirn verstrickt, und zuletzt der Himmel mit dem Geleiter an den vordersten Bügel oder Reifen des Hahmens befestigt. Um aber die Hühner beym Eintreiben vom Ausweichen abhalten und nach dem Treibezeug hinleiten zu können, muß man noch außerdem etwa sechs zwölf Maschen hohe, und sieben Klaftern lange Geleiter haben, welche von beyden Seiten als Flügel hinausgesteckt werden.

2. Nach der zweyten, von Doebel angegebenen Strickmethode fängt man den Hahmen mit einer Masche von gleicher Weite, wie die vorigen an, nimmt dann auf jeder Seite mit einer Masche zu, bis man vierzig Maschen hat. Alsdann strickt man gleich fort, nimmt allezeit auf einer Seite eine Masche ab, und auf der andern wieder eine zu. Wenn man auf diese Art eine oder anderthalb Klafter fortgestrickt hat, so läßt man an der einen Seite eine Masche fallen, doch nur auf die andere Masche, da

dann

dann das Garn schmäler wird; und so strickt man fort, bis man noch zehn Maschen hat. Hierauf schlägt man den gestrickten Strich zusammen und strickt beyde Säume an einander. Man theilt nun die vierzig Maschen in vier Theile, damit das Garn recht viereckig wird, bindet dann erst vorne auf jeder Seite eine feine starke Spindel (Spille), und dann so fort zu beyden Seiten, in einer Entfernung von zwey zu zwey Ellen ein. Hinten werden die Maschen ebenfalls mit einem Leinchen zusammengereiht und ein Heftel daran befestigt. An diesen Hahmen wird nun auf die vorhin angezeigte Art ebenfalls ein Himmel gestrickt. Da dieser-Hahmen sich recht viereckig aufstellt und platt auf dem Boden liegt, so gewährt er den Vortheil, daß die Hühner meist immer ohne Scheu hinein laufen. Es wird aber auch bey der andern Spindel des Hahmens eine sogenannte Brücke eingestrickt. Es wird nämlich an die untern zehn Maschen, und auf jeder Seite noch an einer Masche wieder angefangen zu stricken und acht bis zehn Maschen fortgestrickt: dieß Stückchen Garn aber mit einem durchgezogenen Bindfaden an beyden Seiten, etwas vom Boden erhaben, straff angebunden, wodurch er das Ansehen einer Brücke erhält. Diese Vorrichtung gewährt nach Doebel den Vortheil, daß wenn die Hühner über die sogenannte Brücke in den Hahmen gelaufen sind, und etwa wieder umkehren wollen, sie mit der Brust an die Brücke stoßen, wodurch sie aufgehalten und wieder zurück zu laufen und im Hahmen zu bleiben genöthigt werden. Es giebt indessen Jäger, die weder von den sogenannten Brücken, noch den Einkehlen viel halten: sondern im Gegentheil der Meinung sind, daß durch diese der Fang eher erschwert als erleichtert wird. Nach meinem Dafürhalten ist die Brücke wirklich überflüssig, dagegen die Einkehlen aber von wesentlichem Nutzen.

3. Die dritte, von Doebel angegebene Strickmethode ist folgende: Man fängt den Hahmen mit einer Masche an,

zu, wirft diese vom Strickholz ab, strickt wieder die eine Masche auf und nimmt eine zu, und so wird allemal eine Masche zugenommen, bis man fünf und zwanzig hat. Alsdann nimmt man die zuletzt gestrickte Masche und die ersten dazu, läßt aber die letzte zugenommene fallen und fängt an, rund herum zu stricken, und zwar so, daß man hin und her strickt, die eine Masche allezeit fallen läßt, und die auf der andern dazu nimmt. Wenn man nun eine Klafter lang immer fort rund herum gestrickt hat, so nimmt man ein kleineres Strickholz oder schneidet von ersterem etwas weniges ab, um es zu verkleinern. Man strickt nun auf diesem kleinern Strickholz wieder fort, verkleinert es abermals durch Abschneiden, daß die Maschen immer enger und zuletzt ganz enge werden; wornach beym Verengern des Garns immer gleich viel Maschen bleiben. Ein auf diese Art gestricktes Zeug stellt spiegelig und ist doch ohne Rath. Der Hahmen wird übrigens ebenfalls mit Reifen eingebunden, und hinten mit einem Leinchen zusammen geschnürt; auch ein Heftel daran gemacht. Hierauf strickt man vorne auch einen Himmel an, und zwar von dem vordersten Bügel an etwa drey Ellen lang. Er wird ebenfalls spiegelig und gleich so breit gemacht, daß er auf den Seiten die Geleiter und die Decke darüber bildet. An diesen Himmel, welcher bey dieser Art Zeug der Hinterhimmel genannt, und an welchen Spindeln, womit er angestochen wird, befestigt werden, wird hernach ein Vorderhimmel gestrickt, welcher zwar an sich eben so breit, als der Hinterhimmel ist und auch spiegelig gestrickt wird. Da er aber vorn heraus breit seyn muß, so strickt man an denselben noch auf beyden Seiten ein Stück spiegelig, wie ein Dreyeck an. Um diese Form zu erhalten, nimmt man ein kleineres Strickholz, das endlich auf $\frac{2}{3}$ kleiner wird, wodurch sich der Himmel genau spiegelig stellt. — Ein auf diese Art verfertigtes Treibezeug hat zwar den Nutzen, daß es sich straffer wie die andern stellt, und daß hiernach die Hühner beym Einlaufen nirgends hängen bleiben können. Nur hat es den Fehler, daß der Hahmen

men hinten hinaus wegen der immer enger werdenden Maschen zu dunkel ist, welches für den Fang den Nachtheil zuwege bringen kann, daß die Hühner stutzig werden, und besonders dann, wenn sie bereits beym Eintreiben schüchtern geworden sind. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß zu dieser Art Treibezeug ebenfalls besondere Geleiter, die als Wehren flügelförmig angeheftet und gestellt werden, gestrickt werden müssen.

Da der Hühnerfänger während dem, daß er die Hühner eintreibt, verdeckt bleiben muß: so bedienen sich einige zu diesem Zwecke eines sogenannten Schießpferdes, andere lassen sich einen Sack machen, der die Gestalt und Farbe einer Kuh hat, kriechen dann in diesen hinein, und suchen auf diese Art die Hühner einzutreiben. Noch andere flechten vor und hinter sich einen sogenannten Schirm von belaubtem Gesträuche und treiben unter diesem verborgen die Hühner vor sich her. Die mehresten bedienen sich aber zum Eintreiben eines sogenannten Schildes, welches allerdings sowohl dem Schießpferde und Schirme — diese sind dagegen beym Entenschießen, wo ausführlich davon die Rede seyn wird, von großem Nutzen, — als der unsichern und beschwerlichen Methode mit dem Sacke weit vorzuziehen ist. Dieses Schild wird nun von Leinwand verfertigt und auf einem drey Ellen breiten und drittehalb Ellen hohen Stücke, der Rumpf sammt den Füßen eines Pferdes oder einer Kuh, oder auch eines Hirsches gemahlt; an dem einen Ende aber noch ein besonderes Stück Leinwand angemacht, auf dem der Hals und Kopf des Thieres abgebildet und ausgeschnitten ist. Um die gemahlte Leinwand der ganzen Figur nach ausspannen zu können, werden an beyden Seiten Rahmen oder Leisten angebracht, und zwischen diesen ein Querstock eingesperrt, den man nach gemachtem Gebrauch wiederum herausnehmen und das Schild dann zusammenrollen kann. An der hintern Seite des Schildes muß eine Handhabe zum Tragen des Schildes; in der Mitte des letzteren aber müssen zwey längliche Löcher seyn, um durch diese die Hühner

ner beobachten zu können. Die Farben, deren man sich zum Mahlen bedient, müssen übrigens blaß und nicht glänzend seyn: weil die Hühner sonst bey Sonnenschein leicht scheu werden und sich nicht treiben lassen. Die Leisten, an denen die Leinwand ausgespannt wird, müssen übrigens unten zugespitzt werden, um das Schild, wenn man während dem Treiben Halt machen muß, in die Erde stecken zu können.

Beym Einfangen der Repphühner mit dem Treibezeuge, womit man beyläufig erwähnt nicht eher, als bis die Felder leer sind, und nicht länger, als bis Frost einfällt, vorgehen kann, geht man folgendergestalt zu Werke: Es kommt zuvörderst darauf an, ob man den Fang in den früheren Morgen- oder späteren Nachmittagsstunden, dieß sind die bequemsten Tageszeiten, unternehmen will. In beyden Fällen muß man vorher genau den Ort ausmitteln, wo die Hühner liegen. Morgens kann dieß am besten durchs Verhören, wovon schon oben die Rede gewesen ist, geschehen. Man merkt sich nun, wenn der Fang in den Morgenstunden vor sich gehen soll, den Ort, wo das Volk nach dem dritten Rufe einfällt; erforscht dann aber zuvor, ob die Hühner weiden, oder ob sie sich gedrückt haben. Um dieß zu erfahren, nimmt man das Schild vor sich, die gemahlte Seite gegen die Hühner gekehrt, und nähert sich den Hühnern erst im weiten, dann im engern Kreise langsam und mit Vorsicht, damit sie nicht aufgesprengt werden. Wenn man hinter dem Schilde verborgen gewahr wird, daß die Hühner weiden und ununterbrochen laufen, so greift man vor, damit sie sich nicht zu frühe dem Orte nähern, wo das Zeug gelegt werden soll, so wie man denn, wenn sie sich im Gegentheil zu weit entfernen, dieß ebenfalls durch Vorgreifen zu verhindern suchen muß. Man treibt dieß so lange, bis die Hühner sich vor dem Schilde drücken und liegen bleiben. Alsdann zieht man sich immer hinter dem Schilde verborgen nach dem Orte hin, wo man das Zeug aufbewahrt hat. Je nachdem man beym Beobachten der

Hühner

Hühner wahrgenommen hat, daß die Hühner mehr oder weniger scheu und unruhig zu seyn scheinen, je nachdem wird das Zeug in einer näheren oder weiteren Entfernung von dem Punkte, wo sie liegen, abwärts aufgestellt. Da die Hühner sich in öffenen großen Feldern nicht leicht anders als gegen den Wind treiben lassen, weil dieser ihnen sonst die Federn aufweht, welches sie nicht ertragen können, so muß man hierauf beym Aufstellen (Legen) des Zeuges Rücksicht nehmen. In Gegenden, wo Feldbüsche in der Nähe sind, ist dies indessen nicht immer angänglich, weil hier wiederum der Umstand eintritt, daß die Hühner Morgens gern dem Holze zu, Abends aber von demselben ablaufen. Wenn daher der Fang in Gegenden dieser Art Morgens vor sich geht, so muß man die Garne, wenn es nicht gegen den Wind geschehen kann, im Seitenwinde und nur im Nothfall ganz unter dem Winde stellen. Beym Legen des Zeuges verfährt man folgendergestalt. Wenn vorher das ganze Zeug ausgeschlagen ist, so wird zuerst der Hahmen und zwar so gelegt, daß er in einer Ackerfurche, oder doch in einer Grasleeren Vertiefung — weil die Hühner sich nicht gern queer über die Furchen treiben lassen — und wo möglich in dieselbe Furche, in der sich die Hühner gedrückt haben, zu liegen kommt.*) Man zieht hierauf, vermittelst des am hintern Hahmensackende befindlichen Leinchens, das Gemäsche scharf zusammen, zieht die Leine straff an, und befestigt solche vermittelst des Heftels an der Erde.**) Man zieht hierauf die Hahmenbügel oder Hahmenspringel auseinander, und zwar dergestalt, daß sowohl das äu-
ßere

*) Wenn die Hühner sehr scheu sind, verdeckt man ihn mit grünem Reisig.

**) Man muß den Heftel recht fest anpflöcken, weil sich sonst der Hahmen hinten auseinander zieht, und die Hühner, wenn sie wirklich drinnen sind, herausgehen.

ßere Garn, als die Einkehlen recht fest und unbeweglich, auch gerade da stehen. Hierauf wird der Himmel vermittelst der an seinen Seitenwänden befindlichen Spieße — die Seitenwände werden stark angespannt — an der Erde befestigt, und nun endlich auch das Geleiter, und zwar straff ausgedehnt, vermittelst der eingebundenen Stäbchen, die man so tief und fest als möglich in den Boden drückt, in einer solchen Richtung aufgestellt, daß sie von da ab, wo sie an den Himmel anschließen, auf einer kleinen Strecke parallel und gerade aus laufen, dann sich aber allmählich von einander entfernen. Das Geleiter muß übrigens, so wie das ganze Zeug, mit Häckchen an der Erde so befestigt werden, daß der Wind nicht damit spielen kann, auch unten nirgend eine Oefnung bleibe, daher dann auch überall, wo etwa ein Stäbchen nicht fest steht, eine so genannte Strebmücke angesetzt werden muß. Daß das Zeug in möglichster Geschwindigkeit und ohne Geräusch aufgestellt werden muß, versteht sich von selbst.

Sobald nun das Zeug auf die vorhin beschriebene Art gelegt ist, schreitet man zum Eintreiben, und dies ist allerdings die schwierigste Arbeit. Man nimmt wieder das Schild vor sich und geht in einem großen Kreise um den Ort herum, wo die Hühner liegen, und zwar dergestalt, daß man in einer verhältnißmäßigen Entfernung hinter den Hühnern dem Zeuge gegen über zu stehen kommt. Man nähert sich ihnen langsam, und beobachtet sie durch die im Schilde befindlichen Oefnungen. Sobald man gewahr wird, daß sie die Köpfe aufrichten, bleibt man stehen, bis man wahrnimmt, daß sie, ohne eben unruhig und scheu zu werden, nach dem Schilde hinsehen und dann vorwärts zu laufen anfangen, welches ein Beweis ist, daß sie das Schild nach dem Jägerausdruck annehmen, d. h. nicht scheuen, sich vielmehr durch die Mahlerey täuschen lassen, das Schild für eine wirkliche Kuh oder Pferd, an deren Anblick sie gewöhnt sind, zu halten. Man folgt ihnen nun, so lange sie wei-

weidend vorwärts laufen, langsam nach, und sucht sie nach dem Zeuge zu treiben, zu welchem Ende man auf den Fall, daß sie etwa seitwärts ab und nicht in gerader Richtung nach dem Zeuge hinlaufen, in gehöriger Entfernung immer so vorgreifen muß, daß sie sich nach und nach dem Zeuge nähern. Wird man gewahr, daß sie sich drücken, so steht man stille und sucht sie durch leises Husten oder Räuspern zu wecken und zum Laufen zu bringen, oder wartet, da dies allerdings mißlich ist, ab, bis sie von selbst wieder zu laufen anfangen. *) Sobald sie sich dem Geleiter nähern, muß man doppelt vorsichtig seyn, und wenn man sieht, daß sie, anstatt in gerader Richtung nach dem Zeuge hin zu laufen, sich nach dem äußersten Ende der Flügel ziehen, dies durch behutsames Vorgreifen zu verhindern und sie zwischen das Geleiter zu bringen suchen. Glückt dies, so folgt man ihnen zwar langsam nach, giebt aber genau Acht, ob sie keine Unruhe äußern. Wird man gewahr, daß sie scheu zu werden anfangen, welches man vorzüglich daran erkennt, wenn eins oder mehrere die Köpfe heben und mit dem Schwänzchen schnippen, so zieht man sich augenblicklich zurück, behält sie aber fortdauernd im Auge, beobachtet ihr Betragen und nähert sich, und zwar nicht gerade zu, sondern indem man sich immer langsam hin und her wendet, nur dann erst wieder, wenn man gewahr wird, daß sie zwischen dem Geleiter ruhig weiden und umher laufen. Man setzt nun das abwechselnde Nähern, Zurückziehen, Vorgreifen nach Umständen so lange fort, bis man den Endzweck, sie dem Himmel zuzutreiben, erreicht. Sobald man gewahr wird,

 daß

*) Wenn die Hühner im hohen Grase liegen, so verkriechen sie sich gern und zerstreuen sich auch leicht, welches beym Treiben nachtheilig ist. Doebel räth daher, daß man an Oertern, wo das Gras hoch ist, sehr langsam treiben, auch vorher Steige machen soll, damit die Hühner desto besser fort können.

daß eines oder ein Paar unter demselben hinlaufen, und in diesem Falle folgt das ganze Volk ruhig nach, eilt man, jedoch noch immer hinter dem Schilde verborgen, rasch hinzu, um das Zurückprallen zu verhindern. Sobald die Hühner die letzte Einkehle des Hahmens passirt haben, so tritt man schnell hervor und wirft den Rock über den Hahmen, damit die Hühner sich nicht zu Schanden schlagen — mit dem Rocke zugedeckt, liegen sie still — verbindet dann den Hahmen dicht vor den Hühnern mit einem Leinchen, zieht den Heftel, womit die Leine am Sackende befestigt ist, aus der Erde, öfnet das Loch am Hahmen so weit, daß man die Hand hinein bringen kann und nimmt ein Stück nach dem andern heraus. So umständlich ich nun auch die Verfahrungsart beym Eintreiben beschrieben habe, so darf der Leser doch sicher glauben, daß er solches nicht durch bloße Lektüre erlernen wird. Es gehört viel Routine und Erfahrung und eine unglaubliche Geduld dazu, um die vielen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich hin und wieder vorfinden. Zuweilen lassen sich die Hühner ruhig und willig treiben, und es gelingt dann wohl hin und wieder, daß man in einer halben Stunde zum Zweck kommt. Es ereignet sich aber auch nicht selten, daß man Stunden, ja halbe Tage lang hinter dem Schilde ausdauern muß, ehe man sie in das Zeug bringt. Es ist dies vorzüglich dann der Fall, wenn sie sich gleich im Anfange beym Anblick des Schildes scheu und unruhig bezeigen, wild umher blicken und mit den Schwänzchen schnippen. Es ist dies eine böse Vorbedeutung, oft ein Beweis, daß sie entweder vorher stark beschossen, oder wohl gar schon vor dem Zeuge gewesen und diesem entkommen sind, und man kann sich dann schon im Voraus darauf gefaßt machen, daß das Eintreiben viel Mühe und Zeit kosten, vielleicht gar mislingen wird. Am besten, man zieht sich dann gleich Anfangs langsam zurück, behält aber die Hühner im Auge, nähert sich, wenn sie wieder ruhig zu werden anfangen, zum zweytenmale, und wiederholt den Versuch so lange, bis sie das Schild annehmen. — Wenn man

man das Einfangen in den spätern Nachmittagsstunden, oder höher am Tage unternimmt, so ändert sich die Verfahrungsart nur in so weit ab, daß man die Hühner, anstatt sie zu verhören, mit dem Hühnerhunde aufsucht, sie, sobald dieser feststeht, mit dem Schilde so lange umkreiset, bis man sie liegen sieht. Ist der Hund so ferm, daß man sich sicher auf ihn verlassen kann, so läßt man ihn stehen, zieht sich mit dem Schilde zurück, legt das Zeug, ruft den Hund ab, nimmt ihn an die Leine, oder weiset ihm einen Platz zum Stille liegen an, und geht dann auf die vorhin beschriebene Art mit dem Eintreiben vor. Besorgt man aber, der Hund werde nicht anhaltend und so lange bis das Zeug gelegt ist, stehen, so ruft man ihn, sobald man die Hühner umkreiset und sie liegen gesehen hat, ab, legt dann das Zeug — und zwar wenn Feldbüsche in der Nähe sind, mit Rücksicht auf den vorhin erwehnten Umstand, daß sich die Hühner gegen Abend besser von demselben abwärts treiben lassen — und verfährt übrigens ganz wie vorher. Sollten die Hühner den Hund nicht halten und vor ihm aufstehen, so bemerkt man den Ort, wo sie einfallen, nimmt dann, mit Zurücklassung des Hundes, das Schild zur Hand, nähert sich ihnen langsam u. s. w. Der Fang mit dem Treibezeuge ist übrigens in Gegenden, wo Felder mit Gesträuchen abwechseln, oder Hecken und Remisen vorhanden, auch wohl größere Feldhölzer in der Nähe sind, für einen einzelnen Jäger mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und er kann auf einem Terrain dieser Art, besonders in den Morgenstunden, ohne Gehülfen wenig ausrichten. Es ist daher bey einem Lokal jener Art immer besser, wenn sich zwey Jäger zusammen thun, und noch überdem ein Paar abgerichtete Leute mit sich nehmen. Es ist dies besonders dann von Nutzen, wenn die Hühner, anstatt das Schild oder den Hund zu halten, aufstehen, und dann im nahen Holze oder am Rande der Gebüsche oder in diese einfallen. Ereignet es sich nun, daß die aufgesprengten Hühner in einem nahe belegenen breiten und zusammenhängenden Gehölz einfallen, so beob-

beobachtet man genau den Ort, wo dies geschieht, stellt dann, während der eine Jäger an einem schicklichen Orte das Zeug legt, die beyden mitgenommenen Leute in einiger Entfernung vom Holze, im Felde, und zwar auf jeder Seite des Holzes einen an, um Acht zu geben, ob die Hühner etwa während des Legens des Zeuges wieder in das Feld laufen. Sobald einer von ihnen die Hühner am Rande laufend gewahr wird, sucht er sie, ohne von der Stelle zu gehen, durch leises Husten oder auch dadurch, daß er das Blöcken eines Schaafes, oder den Ruf, womit der Bauer sein Ackervieh antreibt, nachahmt, die Hühner in das Holz zurück zu bringen, dagegen der zweyte Jäger zu gleicher Zeit auf einem mit dem Holzrande parallel laufenden Wege oder Stege Steckgarne aufstellt. *) Ist nun das Verlegen des Zeuges und das Aufstellen der Steckgarne bewirkt, so zieht sich der eine Jäger an die dem Zeuge entgegengesetzte Seite des Gehölzes zurück, dagegen der zweyte sich in einiger Entfernung vom Zeuge verbirgt, um dieses beobachten zu können. Der erste Jäger sucht nun langsam mit dem Hunde vor, um die Hühner in das Zeug zu treiben. Sobald der zweyte in der Gegend des Zeuges angestellte Jäger nun wahrnimmt, daß die Hühner unter dem Himmel sind, so eilt er aus dem Gebüsche, jedoch ohne Geräusch zu machen, hin, und treibt sie vollends in den Hahmen ein. Am Ende werden denn auch die Steckgarne nachgesehen, und wenn sich dort ein oder mehrere Hühner gefangen haben sollten, diese ausgelöset. Fallen die aufgesprengten Hühner nun dagegen am Rande eines schmalen zwischen Feldern und Wiesen sich schlän-

*) Döbel erwehnt in der von ihm angegebenen Methode der Steckgarne nicht. Auch habe ich diese Verfahrungsart, nehmlich die Verbindung der Steckgarne mit dem Treibezeuge, aus dem Handbuch des H. a. d. Winkel entlehnt, und sie scheint, obwohl ich sie nicht selbst versucht habe, sehr zweckmäßig zu seyn.

schlängelnden Gebüsches, oder einer Remise ein, so wird das Zeug ebenfalls an der entgegengesetzten Seite gelegt. Die Hühner unterdessen ebenfalls von den beyden mitgenommenen Leuten beobachtet, und wenn sie in das Feld laufen wollen, in das Gebüsch zurückgetrieben, übrigens aber, jedoch mit Weglassung der Steckgarne, auf die vorangezeigte Art verfahren. Herr a. d. Winkel giebt in seinem Handbuche für Jäger noch einen dritten Fall an, wenn nehmlich ein regegemachtes Volk in einer Remise oder Feldhecke Schutz sucht. Um den Fang unter diesen Umständen mit Erfolg zu betreiben, glaubt er, ohne jedoch selbst den Versuch gemacht zu haben, daß zwey völlig sachkundige Jäger mit zwey Schildern erforderlich sind. Von letzteren gedeckt, würden die ersteren, wenn das Zeug nach Maaßgabe des Windes, an einem oder andern Ende der Remise oder Hecke so verlegt worden, daß der Himmel dicht am Gesträuche, das Geleiter aber wie immer vorwärts und allmählig aus einander gezogen stünde, sich am entgegengesetzten Ausgange der Remise etwa 20 bis 30 Schritte von derselben entfernt, an beyden Seiten vertheilen, und das Eintreiben im übrigen auf die gewöhnliche Art bewirken müssen. Noch sicherer aber glaubt er, würde man auf folgende Weise zum Zwecke gelangen:

Das Zeug würde so gelegt, daß der Wind von demselben auf die Hühner streicht. Dann müßten die zwey Jäger mit den Schildern sich nebst einem dritten, welcher einen fermen gelassenen Hund führte, an das entgegengesetzte Ende der Hecke begeben, und indem der letztere längs derselben langsam fortsuchte, an beyden Seiten sich im freyen immer etwas vorziehen. So würde verhindert werden, daß die Hühner — was sonst leicht der Fall seyn möchte — nicht unbemerkt rückwärts laufen könnten: stünde aber der Hund an der Remise, so wäre dies ein Beweis, daß sich das ganze Volk oder ein Theil desselben gedruckt hätte. Die Schildführer müßten sich nun auf ein von dem, welcher den Hund stehen

stehen sähe, gegebenes verabredetes Zeichen bis gegen den Hund zurück ziehen, dann sich von beyden Seiten vorsichtig der Hecke nähern und erforderlichen Falls durch Husten u. d. gl. die Hühner zum Laufen zu bringen suchen, oder der dritte Jäger müßte den Hund langsam avanciren lassen, -während die beyden Schildführer sich wieder etwas vorhielten, bis einer oder der andere bemerkte, daß die Hühner wieder vorwärts gingen. Sollten sie ja aufstehen, so würden sie doch, im Fall es nicht ganz dicht vor dem Zeuge geschähe, woran fast immer ein Uebereilungsfehler Schuld seyn möchte, und wenn sie überall, besonders an diesem Orte, vorher nicht zu stark beschossen wären, vor oder zwischen dem Geleiter wieder einfallen — woran ich jedoch, wenn die Remise oder Hecke nicht schon von einigem Umfange ist, zweifele — und dann so um so leichter ins Garn laufen. — Ich finde diesen Vorschlag, obwohl ich eben so wenig Versuche damit angestellt habe, ganz zweckmäßig, so wie ich denn alles das, was der Herr Verfasser über den Fang mit dem Treibezeuge sagt — seine Methode weicht im Allgemeinen wenig oder gar nicht von der meinigen ab — gern unterschreibe. Wenn derselbe aber am Schlusse der Beschreibung S. 351 §. 46. anführt, daß diese Art des Repphühnerfanges die beste unter allen ist, so kann ich dieser Meinung nicht unbedingt beypflichten. Wenn die Hühner halten und sich willig treiben lassen, so ist der Fang mit dem Treibezeuge allerdings jeder andern Fangmethode vorzuziehen, weil der Jäger, wie der Herr Verfasser sehr richtig anmerkt, Hofnung hat, das ganze Volk auf einmal habhaft zu werden. Wenn man aber an Hühner geräth, die bereits stark beschossen sind, und dann auch im Spätherbst, wo die Hühner überhaupt nicht leicht halten, dann ist der Fang mit dem Treibezeuge äußerst mißlich, und es gelingt dann oft selbst dem erfahrensten Jäger, trotz aller angewandten Mühe, nicht, sie ins Garn zu bringen. Ich für mein Theil gestehe daher sehr gern, daß ich, anstatt dem Fange mit dem Treibezeuge den Vorzug einzuräumen, selbigen dem mit dem Hochgarne nachsetze. Ich habe

mich

mich über die Gründe, warum ich diese letztere Art des Fanges, nehmlich die mit dem Hochgarne für die leichteste und sicherste halte, bereits unter dem dahin gehörigen Artikel erklärt. Sie mislingt selbst dem minder geübten Jäger seltener als die mit dem Treibezeuge. Man kommt bey weitem geschwinder zum Zweck, und hat überdem den Vortheil, daß man beym etwannigen Mislingen den Versuch wiederhohlen, ihn oft an einem und demselben Tage mehrmalen wiederholen kann, was bey dem Treibzeuge nicht der Fall ist. Wenn man ein ganzes Volk habhaft wird, so wird eine gleiche Anzahl von Hähnen und Hennen zum Aussetzen aufbewahrt, die überzähligen Hähne aber, an den Flügeln gestutzt und der Küche überliefert. Um sie gleich nach dem Herausnehmen aus dem Hahmen absondern zu können, ist es gut, wenn der Sack, in dem man sie nach Hause trägt, mit einem doppelten Boden versehen ist. Auch muß er Luftlöcher haben, damit die Hühner nicht ersticken. Die Kosten zu Anschaffung eines vollständigen Treibezeuges dürften nach den jetzigen Preisen sich leicht auf 16 bis 18 Thaler belaufen.

Von dem Glockengarne.

Das Glockengarn besteht aus einem viereckigten Netze, welches in der Mitte so weit ist, (so viel Busen hat) daß es, wenn die vier Ecken an der Erde angepflöckt werden, in der Mitte aber Mann hoch in die Höhe gezogen werden kann, wodurch es aufgestellt, fast die Figur einer Glocke hat, daher die Benennung Glockengarn. Es wird auf folgende Art gestrickt. Man nimmt vierfachen Zwirn und ein $1\frac{1}{2}$ Zoll breites Strickholz, fängt mit einer Masche an zu stricken, strickt fort und giebt allezeit eine Masche zu, bis man sieben-

zig

zig bis achtzig Maschen hat, alsdann wird wieder so lange abgenommen, bis man eine Masche bekommt. In die vier Seiten wird der Bindfaden so eingezogen, daß jede Seite nur sieben Fuß lang wird, damit das Garn Busen bekommt. In der Mitte des Garns wird ein rundes Loch eingeschnitten und in solchem ein glatt gefeilter Ring von Messing, der $3\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser hat, angebracht.

Beym Aufstellen werden die vier Ecken an die Erde angepflöckt, und der mittlere Theil des Garns über einem $5\frac{1}{2}$ Fuß hohen Stellstab, Galgen genannt, in die Höhe gezogen, und der Ring dort fest gebunden, wodurch auf jeder Seite unten eine Oefnung entsteht, unter der die Hühner bequem durchlaufen können.

Die beste Zeit zu dem Einfangen mit dem Glockengarne ist in solchen Gegenden, wo Weinberge oder junge Schläge — abgehölzte Waldplätze, die zum Wiederaufwuchs geheget werden, und in denen sich die Hühner zur Sommerszeit gern halten, — vorhanden sind, der Sommer; sonst auch der Spätherbst und der Winter. Man wählt einen Platz auf der Saat oder in den Schlägen, wo man die Hühner oft und mehrmalen angetroffen hat, und bestreut diesen mit gesottenem Waitzen oder Hanf — der deshalb gesotten seyn muß, um das Aufkeimen zu verhindern. —

Einige Jäger pflegen, um den bestreuten Platz herum einen schwarzen Faden, und zwar anderthalb Hand hoch von der Erde, zu ziehen, um dadurch die Krähen und andere Vögel — die Repphühner scheuen den Faden nicht, und laufen unten durch — von dem Platz abzuhalten. Sobald sie die Körnung ein paarmal abgelesen haben, wird das Garn aufgestellt und, wie vorerwähnt, vermittelst des Ringes an dem Stabe, der in der Mitte in die Erde gesteckt wird, in die Höhe gezogen, und der Ring oben an dem Stabe festgemacht.

macht. Der Platz wird nun unter dem Garn nochmals bestreut, und wenn die Hühner die Körnung abermals abgelesen, eine Hand voll unausgedroschener Waitzenähren an einem Faden — der oben an dem Ringe befestigt wird, und gerade an dem Stabe herunterhängt — angebunden. Findet man, daß die Hühner an den Aehren gepickt haben; so wird der Ring, der bis dahin oben befestigt blieb, nicht mehr angebunden, sondern nur ganz locker, und zwar dergestalt auf dem rundlichen Kopfe des Stabes aufgelegt, *) daß er, sobald die Hühner an den Aehren picken, an dem Stabe herabläuft, und die Hühner mit dem Garn bedeckt werden. — Es wird übrigens zu dieser, wie zu jeder Art des Einfangens, eine sehr große Windstille erfordert, weil, sobald das Garn vom Winde bewegt wird, die Hühner sich scheuen und nicht zugehen.

Da die Hühner übrigens gemeinhin eine geraume Zeit unter dem Garne zubringen müssen, ehe sie aufgelöset werden, so beschädigen sie sich durch anhaltendes Flattern oft so stark, daß sie selten zum Aufbewahren, größtentheils nur für die Küche taugen.

*) Einige bringen an dem Stellstabe ein leise bewegliches Queerhölzchen an, an welchem auf einer Seite der Faden befestigt wird, der unten durch den Stellstab geht und einen Knoten hat. Das Queerhölzchen wird durch den Faden mit einem Stellhölzchen aufgestellt, wodurch das Garn beym Losschnellen des Stellhölzchens herabfällt.

Von

Von der Steige.

Die Steige ist nichts anders, als ein grün angestrichenes Brett, von der Größe eines mittelmäßigen viereckigen Tischblattes. Dieses wird auf vier kleine Säulen — die, um sie desto bequemer in die Erde bringen zu können, zugespitzt und mit Eisen beschlagen werden — in einer solchen Höhe, etwa 9 Zoll über der Erde, aufgestellt, daß die Hühner bequem und geräumig darunter stehen können. Rings herum sind auf jeder Seite sechs von Drath geflochtene Fallthürchen, die so eingerichtet seyn müssen, daß sie sich sehr leicht hineinwärts aufstoßen lassen. Die zwischen den Fallthürchen bleibenden Oefnungen werden mit einem straff angezogenen Spiegelgemäsche bedeckt. Sowohl unter der Steige, die im Winter mit Stroh bedeckt wird, und zu der man, um sie aufzustellen, ebenfalls wie bey dem Glockengarne einen Platz, wo die Hühner sich gerne halten, wählt — als außerhalb derselben, werden Körner gestreut, und die Fallthürchen im Anfange und so lange aufgebunden, bis die Hühner, die sodann ungehindert unter der Steige durchlaufen, sich an diese gewöhnt und die Körnung einigemal abgelesen haben. Sobald man dies bemerkt, werden die Fallthürchen niedergelassen, da sich alsdann die Hühner, die, um zu den Körnern zu kommen, die Fallthürchen aufstoßen, einschließen und fangen. Man kann sich der Steige bey jeder Witterung — nur nicht wenn eben Schnee fällt — bedienen, und sie gewährt überdem den Vortheil, daß die Hühner sich beym Einfangen nicht beschädigen, ihnen auch der Raubvogel nichts anhaben kann, wenn sie etwa lange darin bleiben, und man erst spät hinzukommt, um sie herauszunehmen.

Vom Tyras und dem Schneenetze.

Der Tyras ist ein von Zwirn gestricktes Netz, mit dem die Hühner vor dem Hunde bedeckt werden, daher diese Art von Garn, womit man auch Wachteln, Schnepfen und Lerchen fängt, sonst noch Deckgarn genannt wird. Der Hühnertyras wird aus festem Zwirn spiegelig gestrickt. Man fängt mit einer Masche, welche fünfviertel Zoll von einem Knoten zum andern weit ist, an, nimmt alsdann auf der einen Seite mit einer Masche ab, und auf der andern mit einer Masche zu, und strickt so lange fort, bis es die begehrte Länge hat. Hierauf wird auf jeder Seite wieder eine Masche abgenommen, bis es wieder nur eine Masche wird. Auf diese Art bekommt der Tyras auf allen Seiten einen Saum von doppelten Maschen. Einige machen das Garn kürzer andere länger. In Frankreich, wo der Tyras mit zwey Pferden geführt wird, um ihn sehr hoch tragen zu können, wird er sechszig Fuß lang und neunzig Fuß breit gemacht. Die meisten stricken ihn aber nur sechszig Fuß lang, und vierzig Fuß breit. Alsdann hat er auch nur vorn oder oben einen Saum, weil es auf den übrigen Seiten nicht nöthig ist. In die vordern Saummaschen wird eine aus wiederwindischen Fäden vom Seiler gedrehte Leine gezogen, welche eine Federspule dick, und so lang seyn muß, daß, wenn sie durchgezogen ist, auf jeder Seite zwey bis drey Klafter übrig bleiben, um das Garn, wenn es zusammen gewickelt ist, zusammen binden zu können. Die Kosten eines solchen Garns betragen nach den jetzigen Preisen etwa 3 Thaler.

Man sucht nun die Hühner mit dem Hunde auf. Sobald er fest steht, geht man mit dem Tyras, der von zwey Personen getragen wird, jedoch ohne den Hühnern vor dem Ueberziehen zu nahe zu kommen, gegen den Hund, und zieht,

dem das hintere Ende an der Erde schleppt, und man mit dem vorderen, welches in der Höhe gehalten wird, schnell zuläuft, den Tyras über die Hühner und bedeckt sie. Der Hund muß äußerst gut dressirt seyn, und sobald der Tyras übergezogen wird, an der platten Erde *tout beau* machen, auch muß man, sobald die Hühner bedeckt sind, den Rock darüber werfen, damit sie nicht aufflattern und sich beschädigen, oder wohl gar, wenn viele darunter sind, den Tyras aufheben und davon fliegen.

Viele Jäger bedienen sich dabey zugleich eines ausgelernten oder auch nur eines ausgestopften Falken, und werfen beym Ueberziehen den Falken von der Hand; oder halten ihn, wenn er ausgestopft ist, auf einer Stange in die Höhe; da dann die Hühner sich drücken und um so besser halten. Die bequemste Zeit zum Tyrassiren ist gleich nach der Erndte auf den frisch abgemähten Stoppeln. Das Feld muß eben und flach seyn. Auf höckerigten Feldern ist der Tyras nicht anwendbar.

Herr a. d. Winkel sagt in seinem Handbuche II. 355., daß man sich des Tyrasses nur so lange bedienen kann, als die Hühner während der Mittagsstunde in der noch auf dem Stiele stehenden Sommerfrucht oder im hohen Grase fest liegen. Abgerechnet aber den Schaden, den man dadurch den Körnern wie dem Stroh und Heu zufügt, den der Verfasser selbst nicht ableugnet, so ist auch diese Fangart nach meiner Ueberzeugung, hier überhaupt nicht wohl in Ausübung zu bringen. Das Schneenetz oder Schneegarn, welches zur Winterszeit, wenn es geschneyt hat, gebraucht wird, unterscheidet sich von dem Tyras blos dadurch, daß es von stärkerem Zwirne und mit etwas weiteren Maschen — weil die jungen Hühner zur Winterszeit schon völlig ausgewachsen und so groß wie die Alten sind — gestrickt wird. Bey dem Gebrauch des Schneegarns sucht man die Hühner, die ein irgend geübtes Auge gar leicht auf dem Schnee ent-

entdeckt, auf, und überzieht sie, wenn sie halten, auf ähnliche Art, wie vor dem Hunde. Die bequemste Zeit dazu ist des Morgens, und zwar sehr frühe, ehe sie aus ihrem Nachtlager aufstehen und das Geäse suchen, oder auch des Abends, wenn sie bereits ihr Nachtlager gescharrt haben. Die Witterung muß gelinde, der Schnee ohne Kruste seyn, weil sie sonst nicht nahe heran kommen lassen. Bey flachem Schnee, — wo sich die Hühner nicht so tief einscharren können und ebenfalls weniger halten — und wenn es windig ist, kann das Schneenetz nicht gebraucht werden, so wie sie dann, wenn der Wind stark weht, sich ohnehin — um vor diesem Schutz zu suchen — gern nach dem Gebüsch an die Anberge, in die Feldgräben ziehen, wo ihnen mit dem Schneenetz nicht beyzukommen ist. Gewöhnlich hält, wenn die Hühner im Lager beysammen sind, ein Huhn die Schildwache. Wenn sich dieses bey der Annäherung des Schneenetzes schnell unter dem Schnee verbirgt; so ist es ein gutes Zeichen, und die Hühner halten dann größtentheils, dagegen sie, wenn die Schildwache zu rufen anfängt, gewöhnlich aufzustehen pflegen.

Von der Schneehaube.

Schon der Nahme zeigt, daß man sich dieses Garns nur im Winter bedient. Die Schneehaube, in einigen Gegenden auch Hühnerkorb genannt, ist nun ein Garn, welches aus 4 etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen Seitenwänden und einer spiegeligt gestrickten Decke oder Himmel besteht, und aufgestellt einen Raum von etwa 4 Fuß ins Gevierte einnimmt. Man strickt von vierfachem Zwirn oder mittelmäßigem Bindfaden ein Stück spiegeliges Garn, welches mit einer Masche, die 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll weit ist, angefangen, und bis auf

zwan-

zwanzig Maschen zugenommen wird. Alsdann wird auf einer Seite, wie auf der andern, immer zugenommen und in eins fortgestrickt, bis das Garnstück ohngefehr vier Klaftern lang ist. Dieses Garn, welches die Seitenwände giebt, wird nun an beyden Enden zusammen gestrickt. Hierauf strickt man noch ein Stück spiegeliges Garn gerade so lang und breit, daß es als Decke auf die Seitenwände paßt. Dieses Garn, welches den so genannten Himmel giebt, wird an die Seitenwände angestrickt, in jeder Ecke der letztern aber, ein etwa daumendicker Stab dergestalt eingebunden, daß das Garn vermittelst der Stäbe,*) und wenn diese — vier an der Zahl — in die Erde gesteckt werden, im Viereck aus einander gespannt und aufgestellt werden kann. Der Himmel wird ebenfalls durch einen gerade in der Mitte in die Erde gesteckten Stab in der Höhe gehalten, so daß das Garn, wenn es aufgestellt ist, einige Aehnlichkeit mit einem aufgeschlagenen Zelte hat. In den Seitenwänden werden, wenn das Garn fertig ist, einige Maschen ausgeschnitten und in die Oefnungen sogenannte Einkehlen — wie in einem Garnsacke — durch die die Hühner zwar herein, aber nicht wieder heraus laufen können, eingestrickt; oder noch besser, statt der Einkehlen, in die durch das Ausschneiden der Maschen gemachte Oefnungen Fallthürchen, die sich aber äußerst leicht nach einwärts aufstoßen lassen, eingesetzt. Die Kosten belaufen sich etwa auf 1 Thaler 16 Gr. Man sucht nun wie beym Einfangen mit dem Glockengarne und der Steige zuvörderst einen Platz aus, wo sich die Hühner gern halten. Man körnt sie wie dort vor dem Aufstellen der Schneehaube einigemal mit Waitzen, Gerste oder dergleichen. — Man stellt nun die Schneehaube mit aufgebundenen Fallthürchen auf den Platz hin, wobey man im Schnee Steige eintritt, die gerade auf

*) Man beschlägt die unten zugespitzten Stäbe gewöhnlich mit Eisen, damit sich die Spitzen beym Frost nicht abstoßen.

auf die Einkehlen oder Fallthürchen laufen, und die man der Länge nach mit Waitzen oder Gerste, so wie den inwendigen Platz, auf dem die Schneehaube gestellt ist, bestreut; auch in die letztere eine Handvoll unausgedroschner Waitzenähren zum Picken hineinlegt. Sobald die Hühner ein Paarmal die Körnung außerhalb und in der Haube selbst abgelesen, und sich ungescheut an diese gewöhnt haben; läßt man, wie bey der Steige, die Fallthürchen los herabhängen, da sie sich dann auf ähnliche Art wie in der Steige einschließen und fangen. Bey der äußerst unbeständigen Witterung und dem häufigen Schneegestöber, das wir hier zu Lande im Winter haben, ist der Gebrauch der Schneehaube, der Steige und des Schneenetzes selten zulässig; so wie sich denn überhaupt die hiesigen Jäger im Ganzen größtentheils nur der Stecknetze zu bedienen pflegen.

Man fängt die Hühner auch in Fußschlingen oder Schleifen, die gewöhnlich von Pferdehaaren gemacht und an einen Bügel, der in die Erde gesteckt wird, befestiget, oder auch wenn man sie wie Steckgarne braucht, an einem Spiegelgeleiter eingebunden, und in den Gebüschen, Furchen, Fußsteigen u. s. w. gelegt werden.

Nach meinen Begriffen aber sollte man diese Art zu fangen, der sich auch nur größtentheils gewinnsüchtige Wilddiebe bedienen, und die im Grunde dem Jäger wenig Vergnügen, dem Vogel aber, der oft lange in den Schleifen zappeln muß, Quaal und Schmerzen macht, ganz weglassen. Von der Art und Weise, die Repphühner in sogenannten Repphühnergärten zahm zu erziehen und zu vervielfältigen, sie auch in den sogenannten Repphühnerkasten zum Verspeisen aufzubehalten, findet man in der Jagdlust von Heppe II. 161. eine ausführliche Beschreibung.

Wenn man die Hühner im Herbst in der Absicht einfängt, um solche den Winter durch aufzubehalten, und im kommenden Frühjahr auszusetzen; so muß man nicht aus der Acht lassen, ihnen, ehe man sie aussetzt, einige Zeit

 vorher

vorher die abgeschnittenen Schwungfedern auszuziehen; weil sie sonst, ehe diese von den neuen ausgedrängt werden, nicht auffliegen können und gar bald ein Raub der Füchse und Stoßvögel werden.

Von der Wachtel. *)

Die Wachtel wird zu der Ordnung der Hühnerartigen Vögel gezählt.

Sie ist ein Zugvogel und kommt als solcher gewöhnlich Anfangs May, zuweilen etwas früher hier zu Lande an, und zieht Ende September wieder fort nach den südlichern Gegenden, von wo sie beym Eintritt des Winters bis zu den heißen Himmelsstrichen, aus Italien wie mehrere behaupten, andere wegen ihres zum Fluge übers Meer nicht eingerichteten Körperbaues bezweifeln, nach Africa zieht, um dort den Winter zuzubringen. Sie macht ihre Wanderungen wie die mehresten Zugvögel in der Nacht und zwar Familienweise. Sie geht fast immer mit Nordwestwind fort und kommt mit Südostwind an. Sie fliegt hiernach immer unter dem Winde, nie gegen denselben, eine Gewohnheit, die ihr beynahe ausschließlich von allen Zugvögeln eigen ist, die im Gegentheil gegen den Wind fliegen, weil dieser sonst ihre Federn aufsträuben und sie am Fluge hindern würde, was die kurzfederige Wachtel nicht zu befürchten hat. Sie ist ihrer Größe nach $7\frac{1}{2}$ Zoll lang und 14 Zoll breit. Der kleine Kopf ist gemeinhin mit drey weißlichen Streifen besetzt. Der Schnabel ist bräunlich, bey den Weib-

*) Zum Nachlesen empfehle ich: Bechsteins gemein. Natur-Geschichte Deutsch. III.
Handbuch für Jäger rc. von G. v. n. v. Winkel II. 360.

Weibchen heller, fast weißlich. Er verändert seine Farbe nach der Jahreszeit und ist im Sommer bräunlicher als im Winter, wo er ins Aschgraue fällt, der Körper dick und rund, der Oberleib ist gelb, schwarz und hellbraun gefleckt. Die Schwanzfedern, 14 an der Zahl, sind niederwärts gekrümmt, schwärzlich, fast schmutzig weiß und in die Quere rostfärbig gestreift. Die Schwungfedern sind an ihrem inneren Rande schwarz, außerhalb haben sie weiße und bräunliche Flecken. Die Kehle ist schwarzbraun; bey den Weibchen, die in der Jägersprache Sie (Fr. Chanterelle) genannt werden, weißlich. Die Brust bey dem Männchen fast Waitzenfarbig, mit schwarzen Flecken, bey den Weibchen weißlich, schwarz getüpfelt; der Bauch weißgrau, die Beine kurz und weißlich. Hinter den Augen befindet sich ein kleiner kahler Fleck. Die Augenbraunen sind weiß. Sie nährt sich von Saamenkörnern und Getraide, Pflanzen und Insekten, und hält sich daher gern in den Feldern, weniger in Wiesen, selten in Gebüschen, nie im Walde auf, fliegt niedrig, setzt sich nie auf Bäume. Das Weibchen brütet, — da die Wachtel einer der letzten Zugvögel ist — spät. Sie legt gemeinhin in der Mitte des Junius, oft erst Anfangs Julius, 10 bis 14 niedlich gesprenkelte Eyer meist auf die bloße Erde in ein Loch, das das Weibchen mit den Füßen scharrt und mit einigen Halmen umlegt. Die Brütezeit währt größtentheils drey Wochen, alsdann die jungen wolligen Wachteln aus den Eyern herausschlüpfen, und mit der Mutter davon laufen.

Im ersten Jahre ist es sehr schwer, die jungen Hähne von den Sieen zu unterscheiden, weil die vorhin angegebenen Unterscheidungszeichen sich erst im zweyten, ganz vollständig aber im dritten Jahre einfinden. Das Männchen bleibt während der Brütezeit nicht bey dem Weibchen, wozu die der Begattung vorangehenden Kämpfe der Hähne freylich mit beytragen, sondern sucht sich als ein sehr geiler Vogel, der, wie einige Jäger behaupten wollen, — ich habe es nie selbst gesehen — in der Hitze zuweilen eine

Kröte, oder was ihm vorkommt, treten soll, *) gleich ein ander Weibchen auf. Es ist daher ungegründet, daß die Wachtel, wie einige behaupten, in der Monogamie lebt. Die Jungen mausern sich, ehe sie ihre völlige Größe erreichen, zweymal; die Alten nur einmal im Jahr. Sie baden sich, wie alle Hühnerarten, im Sande. Das Männchen hat einen starken durchdringenden Ruf, den man das Schlagen der Wachteln nennt. Es läßt größtentheils des Abends und des Morgens seine Stimme hören, gewöhnlich 5 bis 10 Rufe hinter einander. **) Sie halten sich nicht wie die Repphühner in Ketten. Zuweilen findet man die ganze Brut beysammen, größtentheils nur einzeln.

Bech-

*) In der Gefangenschaft geräth der Hahn, wie unter mehreren auch Herr v. Winkel in seinem Handbuch für Jäger behauptet, in eine Art von verliebter Raserey, und behandelt die ihm zugepaarte Sie, wenn sie seinen unaufhörlichen Ansprüchen, aus Uebersättigung oder Mangel an Kraft, auszuweichen sucht, mit barbarischer Grausamkeit. Nicht selten reißt er ihr alle Federn aus dem Rücken aus, und kratzt sie zuweilen so stark, daß die Verwundung ihr das Leben kostet. Herr v. Winkel vermuthet nicht mit Unrecht, daß die kahlen Flecken, die man bey eben gefangenen Sieen zuweilen wahrnimmt, Folgen solcher Mißhandlungen sind.

**) Das Männchen hat viel Muth und eine natürliche Neigung zum Streit. Es wurden daher vormahls bey den Griechen und Römern öffentliche Wachtel-Kämpfe angestellt, die noch heutiges Tages in einigen Italiänischen Städten, imgleichen in China üblich sind. Es werden nämlich zwey Hähne, jeder an das entgegengesetzte Ende einer langen Tafel gestellt, und in der Mitte der Tafel einige Hirsen-Körner gestreut, da sie dann gar bald sehr hitzig zusammenfahren, und mit den Schnäbeln kämpfen, oft nicht eher nachlässen, bis einer den andern überwunden hat.

Bechstein giebt übrigens 5 Spielarten an, die polnische oder große Wachtel, die etwas stärker als die gemeine ist, die weiße, die man selten antrifft, die geschäckte, die aschgraue und die schwarze. Die beyden letztern scheinen indessen wohl nicht Varietäten zu seyn. Es ist im Gegentheil sehr wahrscheinlich, daß die erstere ihre aschgraue Farbe in der oft räuchrigen Stube des Vogelfängers, die letztere aber die ihrige durch den häufigen Genuß des Hanffutters im Bauer erhält, so wie dies bey der sogenannten schwarzen Lerche der Fall ist.

Jagd.

Wenn man sie schießen will, so sucht man sie ebenfalls vor dem Hühnerhunde auf. Er wird auf die nämliche Art wie bey den Repphühnern abgeführt. Sie laufen beynahe noch anhaltender wie diese.

Das, was ich vom Nachziehen bey den Hühnern erinnert habe, gilt auch hier. Sie fliegen niedrig, in einer geraden Richtung, nur nicht völlig so schnell wie die Repphühner, und fallen größtentheils bald wieder ein.

Vom Wachtelfange.

Da die Wachteln nicht sowohl in der Absicht, um sie gleich den Repphühnern den Winter über aufzubehalten und im Frühjahr wieder auszusetzen, sondern größtentheils zum Verkauf an Liebhaber der Stubenvögel eingefangen werden, so wird dieser Fang auch weniger von Jägern als Vogelstellern betrieben. Die letztern bedienen sich zu dem Wachtelfange gewöhnlich der Steckgarne, verbunden mit der Lockpfeife. Die Wachtel wird aber auch sonst noch in Klebegarnen, in kleinen Fluggarnen, im Treibezeuge und mit dem Deckgarne oder Tyras gefangen.

Das

Das Steckgarn oder Stecknetz wird auf die nämliche Art verfertigt wie dasjenige, dessen man sich zum Hühnerfange bedient, nur mit folgenden Abweichungen. Das Spiegelgarn ist gewöhnlich um eine Masche niedriger als das vom Reppbühnergarne, und mithin nur $3\frac{1}{2}$ Masche hoch.

Die Spiegelmaschen sind nicht so weit, sondern nur $2\frac{3}{4}$ Zoll von einem Knoten zum andern. Wenn es in Eins gestrikt wird, so giebt man ihm die Länge von 180, zur Hälfte gestrickt aber von 90 Maschen. Es wird aus feinem Bindfaden oder sehr starkem Zwirn gestrickt. Das Inngarn, welches aus feinem Zwirn verfertigt wird, hat einen Zoll weite Maschen. Um ihm hinlängliche Busen zu geben, muß es, wenn das Spiegelgarn 180 Maschen lang ist, eine Länge von 800 Maschen erhalten. Zu einem Wachtelsteckgarne von der vorhin angegebenen Länge gehören sechszehn Steckspieße oder Spillen, welche von zwölf zu zwölf Spiegelmaschen eingebunden werden. Sie sind dünner und niedriger als die zu den Hühnersteckgarnen, werden aber ebenfalls aus festem Holze verfertigt und eben so wie jene zugerichtet. Um die Wachteln nicht scheu zu machen, färbt man sie gern grün, und bedient sich hiezu einer aus Grünspan, Alaun und scharfem Essig gemachten Beitze, und streicht sie damit einigemahl an. Einige beitzen die Spillen vorher in Alaunwasser, damit sie die Farbe desto besser annehmen.

Einige Vogelsteller und Jäger pflegen das Garn, wenn der Wachtelfang in der ersten Kornschosse oder auf den Wiesen unternommen wird, grün; wenn die Wiesen und Felder mit Blumen angefüllt sind, bunt; wenn sich das Getraide zu färben anfängt, erdfarben, auch gelb zu färben.

Die Lockpfeife, welche man bey den Wildrufdrehern in Nürnberg zum Verkauf vorräthig findet, besteht aus einer knöchernen Röhre, die in der Mitte eine Oefnung gleich einer Orgelpfeife hat. Sie ist sowohl an der obern als untern Oefnung mit Wachs verklebt, an dem untern Ende aber das zum Eindringen des Windes nöthige Stimmloch

mit

mit einer Nadel durch das Wachs gestochen. Diese Röhre ist nun mit dem untern Ende in ein von starkem Leder gemachtes, längliches, fast cylinderförmiges Säckchen hereingesteckt, und dieses um die Röhre herum, und zwar dergestalt festgemacht, daß die in der Mitte befindliche Oefnung (das Schalloch) unbedeckt bleibt. Das Säckchen ist übrigens mit einigen in die Runde laufenden Falten versehen, um es durch den Druck näher zusammen bringen zu können.

Der Wachtelfänger hat aber außer dieser Lockpfeife, der Ruf genannt, mit welcher durch ein zweymahliges Zusamenstoßen des ledernen Säckchens die Stimme der Sie (Chanterelle) nachgemacht wird, gewöhnlich noch eine zweyte, der Wecker *) genanut, die ganz die Einrichtung der ersteren hat, aber noch einmal so groß ist, und die dreymal zusammengestoßen, den Schlag des Hahnes nachahmt. Da diese Instrumente nicht immer mit der erforderlichen Genauigkeit verfertigt, sondern oft zu hoch, oft aber auch zu tief gestimmt sind, so kann man diese Fehler dadurch verbessern, wenn man auf den erstern Fall das am untern Ende der Röhre durch das Wachs gestochene Stimmloch mit einer Nadel erweitert, und wenn dagegen die Pfeife zu tief gestimmt ist, das Stimmloch mit dem Finger ganz zudrückt und mit einer kleinen Nadel ein neues engeres Stimmloch einbohrt. **)

Der

*) Diese Lockpfeife hat den Nahmen Wecker daher erhalten, weil man sich ihrer, wie weiter unten zu ersehen ist, blos dazu bedient, um die Wachteln, wenn sie sich nicht hören lässen, zu wecken, zum Schlagen aufzumuntern. Sie ist daher auch, um einen lauteren, stärkeren Ton hervorzubringen, größer als die andere, der sogenannte Ruf. Beym Fange wird blos die letztere gebraucht, weil sich die Wachteln blos mit dem leiser tönenden Rufe, nicht aber mit dem Wecker ins Garn locken lassen.

**) Wenn man diese Instrumente selbst verfertigen will, so geht man dabey folgendergestalt zu Werke. Die Einrichtung und Ver-

Der Wachtelfänger verfügt sich nun, mit beyden vorbenannten Lockpfeifen versehen, entweder wenn die Sonne untergehen will oder vor Tages Anbruch in das Feld, und wartet ab bis die Wachteln laut werden.

Wenn dies nicht bald erfolgt, so nimmt er den Wecker zur Hand und lockt damit einigemal. Sobald er einen Hahn schlagen hört, schleicht er außer dem Winde etwa bis auf funfzig Schritt heran und stellt dort im Grase oder Getraide die

Verfertigung der Röhre ergiebt sich aus der Beschreibung selbst. Um das Säckchen zu verfertigen, nimmt man ein Stück rothes oder schwarzes Kalbleder, und zwar zu der kleinen Pfeife oder dem Ruf, ein Stück von 7 Zoll lang und 3 Zoll breit — zu der größern, dem Wecker, noch einmal so groß — schneidet dieses Stück aber an demjenigen Ende, wo die Röhre hineinkommt, etwas schmäler. Man näht es hierauf mit doppelter Seide in der Form eines länglichen Säckchens zusammen und setzt unten am Boden ein dünn zugeschnittenes Stückchen Holz hinein. Hierauf schneidet man ein rundes glattgeschabtes Stöckchen, das genau in das Säckchen paßt, macht dann das Säckchen naß oder weicht es eine Viertelstunde lang ein und zieht es auf das Stöckchen. Man wickelt nun unten, in einer kleinen Entfernung vom Boden, einen Zwirnfaden um das Säckchen und schiebt das Leder zusammen, wodurch eine Falte gebildet wird, bindet in einer kleinen Entfernung davon einen zweyten Zwirnfaden herum, schiebt das Leder wieder zusammen, um eine zweyte Falte zu bilden und fährt in dieser Art bis zum obern Ende des Säckchens fort und macht die Eintheilung so, daß das Säckchen 10 bis 12 Falten erhält. Hierauf legt man es auf ein gerades Brett und rollt es hin und her, daß die Falten recht dicht, fest und gerade werden. Man läßt dann das Säckchen trocknen, damit es hart wird, zieht nun das Stöckchen heraus, schneidet die Zwirnfäden aus den Falten, setzt dann die Röhre hinein und befestigt das Säckchen an dieser.

die Stecknetze winkelig und so auf, daß der untere Saum ganz genau auf der Erde aufliegt, damit die Wachtel nicht unten durchkriechen kann. Er legt sich nun in einer Entfernung von 12 — 15 Schritten hinter dem Garne platt auf die Erde nieder und lockt den Hahn, indem er mit dem Rufe die Stimme der Sie nachahmt, wiederholt dies jedesmal, so oft Antwort erfolgt, zieht sich aber auch, wenn der Hahn sich dem Garne nähert — wenn man eine Sie fangen will, lockt man diese durch Nachahmung der Stimme des Hahnes (Wachtelschlag) und zwar ebenfalls mit dem Rufe durch ein dreymaliges Zusammenstoßen — auf der Erde kriechend zurück. Gemeinhin läuft der auf diese Art gelockte Hahn oder auch die Sie, wenn der Fang auf diese abgesehen ist, unbefangen ins Garn. Zuweilen aber geschieht es, daß die Wachtel anstatt ins Garn zu laufen, um die Flügel herumgeht, welches man bald an dem Schlage bemerkt. Auf diesen Fall muß der Wachtelfänger sich eine Zeitlang ganz ruhig verhalten, dann aber leise aufstehen und sich auf die entgegengesetzte Seite des Garns schleichen. Er lockt dort nun abermals und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Die Wachtel kehrt gewöhnlich um und läuft nun ins Garn. Das Locken erfordert übrigens eben so viel Uebung als Behutsamkeit. Wenn es zu oft wiederhohlt oder der Wachtelschlag wie die Stimme der Sie nicht getreu nachgebildet wird, so merkt der Vogel bald Unrath und entfernt sich dann gewöhnlich, anstatt sich zu nähern. Noch ist zu bemerken, daß der Fang nicht leicht anders, als bey trockenem Wetter unternommen werden kann. Bey nasser Witterung läuft die Wachtel nicht, sondern liegt entweder stille, oder fliegt, wenn sie den Ruf vernimmt, diesem entgegen, welches auch der Fall ist, wenn es zur Abend- oder Morgenzeit stark thaut, daher man dann in diesem letzteren Fall zwar mit dem Wecker die Wachteln verhören kann, mit dem Fange aber, wenn er zur Morgenzeit unternommen wird, nicht eher vorgehen muß, als bis der Boden von der Sonne abgetrocknet ist.

Es

Es ereignet sich zuweilen, daß die Wachtel aller angewandten Mühe ungeachtet nicht ins Garn will, welches besonders dann der Fall ist, wenn man es mit einem sogenannten verpönten oder verprellten Hahne zu thun hat, der schon einmal vor dem Garne gewesen ist. Um mit diesem zum Zweck zu kommen, bedient man sich des sogenanten Contrarufs. Dieses Instrument besteht aus einer sieben bis acht Fuß langen hölzernen Röhre, in Gestalt eines Blaserohrs. In diese Röhre wird eine besonders verfertigte Hülse gesteckt, die die Gestalt einer halben Granate hat, und an der eine 4 Zoll lange Zapfenröhre befindlich ist, die in das Rohr paßt. Diese Hülse, welche zum Windgeben dient, wird mit gesottenem Pferdehaar vollgestopft, und an der obern Oefnung mit ganz dünnem, geschmeidigem Leder überzogen, unter dem Rande aber so fest umbunden, daß kein Wind vorbeygehen kann, auch wenn das 4 Zoll lange Zapfenröhrchen in das Rohr gesteckt ist, jede Ritze mit Wachs verklebt.

In das untere Ende des langen Rohres wird die Lockpfeife hineingepaßt, und die Einrichtung so gemacht, daß wenn man mit dem Finger auf den Lederüberzug der Hülse tüpft, der Ruf der Sie (Chanterelle) nachgeahmt werden kann. Wenn nun der verpönte Hahn nicht ins Garn will, so schleicht man sich mit dem Contraruf hinter denselben und lockt, hält ihm aber, wenn er seitwärts ausweichen will, das lange Instrument vor, und treibt ihn auf diese Art, da er ohnehin als verpönt, anstatt auf das Gelocke herbey zu kommen, vor diesem läuft, ins Garn hinein.

Einige Wachtelfänger bedienen sich beym Fange im Stecknetze anstatt der Lockpfeife einer im Käfich eingesperrten Sie (Chanterelle). Sie stecken nämlich da, wo sie Wachteln schlagen hören, ein hölzernes Gabelstäbchen in das Getraide, hängen an diesem den mit grüner, aber nicht glänzender Leinwand überzogenen Käfich auf, und stellen um diesen herum die Steckgarne, und zwar so, daß das Gan-

ze

ze ein nicht zu großes Quadrat oder Rundung bildet, die Steckgarne aber an sich winkelig gestellt werden. Der Fang wird am besten des Abends vorgenommen, weil die Hähne zu dieser Tageszeit gern schlagen. Sobald sie sich hören lassen, antwortet die im Käfich befindliche Chanterelle gar bald und die Hähne laufen dann ins Garn. Bey feuchter Witterung fliegen sie zwar oftmals, anstatt zu laufen, dem Rufe entgegen, fangen sich dann aber wegen ihres niedrigen Fluges gemeiniglich ebenfalls im Garne. Zuweilen fliegen sie zwar über das letztere in den umstellten Platz hinein, kehren dann aber, sobald sie Unrath merken laufend zurück und fangen sich nun um so leichter. Diese Fangmethode hat den Vortheil, daß zuweilen mehrere Hähne auf einmal eingefangen werden können.

Doebel giebt noch eine Fangmethode mit dem Steckgarne an, die aber nur dann Statt hat, wenn die Felder meist leer sind und nur hin und wieder ein Stück unabgemähtes Getraide steht, in welchem dann oft mehrere Wachteln beysammen sind.

Es werden zu diesem Fange sechs bis acht Steckgarne erfordert und diese in dem noch stehenden Getraide theils in der Mitte, theils am Ende queerdurch winkelig aufgestellt. Man nimmt nun eine Leine von der Breite des Getraidestücks und befestigt an dieser mit Bindfaden mehrere herabhangende Schellen in einer gleichen Entfernung von einander. Zwey Personen fassen dann die Leine an beyden Enden und gehen mit dieser von der Seite, wo das Getraidestück nicht mit Garnen bestellt ist, langsam gegen das in der Mitte aufgestellte Garn hin, um die Wachteln durch das Schellengeklinger in das Garn zu treiben. Die in diesem gefangenen Wachteln werden nun ausgelöset, das Treiben aber dann bis zu dem nächsten Garn und so weiter bis ans Ende fortgesetzt.

Der Fang in Klebegarnen geht am besten in der Wanderungsperiode der Wachteln und zwar im Frühjahr auf

auf der grünen Saat, im Herbst aber auf solchen Ackerstücken, wo noch spät gesäetes Sommergetraide steht, bey feuchter Witterung von Statten. Die Klebegarne, deren man sich zu diesem Fange bedient, haben ganz die Einrichtung der beym Repphühnerfange beschriebenen Hochgarne, nur mit dem Unterschiede, daß sie engeres, aus schwächerem Zwirn gestricktes Gemäsche haben und erdfahl oder grau gefärbt sind. Zu dieser Fangart muß man aber, wie zu den beyden nachfolgenden, einige Lockwachteln beyderley Geschlechts vorräthig haben. Man fängt zu dem Ende im Frühjahr einige Hähne (Schlagwachteln) und Sieen (Chanterelles) mit dem Tyras — von dem weiter unten die Rede seyn wird — ein, setzt jede in einen besondern, mit grüner Leinwand überzogenen Käfich, und erhält sie bis gegen den Herbst bey hinlänglichem aber nicht zu gutem Futter immer im Dunkeln. Man hängt sie dann etwa vier Wochen vor dem Herbstzuge im Freyen auf, und füttert sie, um sie hitzig zu machen, abwechselnd mit in Milch geweichtem Semmel — der aber vorher rein ausgedrückt werden muß — hartgesottenen, kleingehackten Eyern, auch Waitzen und Hanfkörnern, ingleichen Ameiseneyern, welche letztern ihnen aber nur zuweilen und selten gereicht werden.

Um sie zum Locken zu gewöhnen, werden sie täglich gegen Abend mit dem Rufe und Wecker aufgemuntert. Wenn man nun mit dem Fange vorgehen will, so stellt man entweder zur Abendzeit oder frühe ehe der Tag grauet, die Klebegarne an Stellstangen, auf die nämliche Art wie die Repphühnerhochgarne, jedoch in einem geschloßenen Viereck auf, umzieht aber dieses mit Steckgarnen und hängt in der Mitte des Quadrats die Lockwachteln mit ihren Käfichen an hölzernen Gabelstäben auf. Man ermuntert nun die Lockwachteln mit dem Rufe und Wecker. Sobald die in der Nähe befindlichen Wachteln das Gelocke vernehmen, laufen oder fliegen sie dem letztern entgegen und werden dann entweder in den Steck- oder Klebgarnen, je nachdem sie im

Laufen

Laufen oder Fluge herbeykommen, gefangen. In Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschaft T. 1. B. 2. S. 74. wird noch eine andere Art des Fanges in kleinen Flug- oder Klebgarnen — sie haben eine Länge von 24 Schritten — angegeben. Man hängt im Frühjahre zur Abendzeit oder ganz früh Morgens, im halberwachsenen Getraide, etwa 20 Schritt weit von einander, zwey gut und eifrig rufende Sieen in Käfichen, die wie Handkörbe gestaltet sind, an 3 Fuß hohen Gabeln auf; jeder dieser Käfiche wird in einer Entfernung von zwey Schritten im Viereck mit Klebgarnen, das Ganze aber, mithin beyde Vierecke, mit den Lockvögeln in der Mitte, mit Stecknetzen umstellt. Mitten in dem so umstellten Platze legt sich der Wachtelfänger auf den Rücken nieder und läßt sich von einem Gehülfen, welcher sich nahgehends außerhalb dem Garne verbirgt, mit einem Tyras bedecken. Er lockt nun abwechselnd mit dem Rufe und dem Wecker. Sobald die in der Gegend befindlichen Schlagwachteln laut werden, antworten die Sieen im Käfich. Die ersteren kommen dann im Laufen oder im Fluge herbey und fangen sich in den Klebgarnen oder Stecknetzen. Diese Fangart hat, da die Stellung der Garne eben nicht mühsam ist, den Vortheil, daß wenn man an einem Orte bereits einige Wachteln gefangen hat, man den Fang noch an demselben Abend oder Morgen an einem zweyten Orte wiederhohlen und mehrere in der Gegend befindliche Wachteln einfangen kann. Auch im Treibezeuge werden die Wachteln gefangen. Es hat ganz die Einrichtung des Repphühnertreibezeuges, nur mit dem Unterschiede, daß das Gemäsche enger ist. Der Fang wird bey dem Herbstzuge im September oder Anfangs Oktober vorgenommen, und zwar auf Ackerstücken, die man vorher absichtlich spät mit Sommergetraide besäen läßt, damit es noch auf dem Stiele stehe, wenn das übrige bereits abgemäht ist. Man schneidet nun in dem zum Fange bestimmten Getraidestücke schmale Steige nach dem Ende hin, wo das Treibezeug gelegt werden soll. Man hängt dann in der Abend-

däm-

dämmerung — und es ist dies nur die Vorbereitung zum Fang — einige Lockwachteln in Käfichen da auf, wo in der Folge das Treibezeng gelegt wird und ermuntert sie durch den Ruf und Wecker zum Gelocke, läßt sie auch die Nacht hindurch auf dem Platze, um die in der Gegend befindlichen Wachteln in das zum Fange bestimmte Getraidestück zu locken, wo sie sich dann auch durch das die Nacht über fortgesetzte Gelocke gereitzt, gemeinhin gegen den Morgen einfinden. Bey Anbruch des Tages wird nun in aller Stille das Treibezeug gelegt. Wenn man zwey dergleichen hat, so ist es um desto besser, und es werden auf diesen Fall die Hahmen am Ende des Ackerstückes so gelegt, daß die möglichst schräg vorwärts gestellten innern Geleiter beyder Garne in der Mitte derselben zusammen treffen, die beyden äußern aber sich bis an die Ränder hinziehen. Das Eintreiben — mit dem man, wenn der Boden naß ist, abwarten muß, bis die Sonne ihn etwas abtrocknet — geschieht auf die nämliche Art, wie bey dem Fange in Steckgarnen, mit einer mit Schellen versehenen Leine. Die Wachteln laufen vor dem Schellengeklingel auf den im Getraide befindlichen Steigen nach dem Garne hin und fangen sich dort.

Die Wachteln werden endlich auch mit dem Tyras gedeckt. Er wird auf die nämliche Art, wie der Hühnertyras gestrickt, nur nicht so groß und mit engerm Gemäsche. Man sucht nun die Wachteln entweder mit dem Hühnerhunde auf und deckt sie, wenn er vorsteht, auf die nämliche Art, wie beym Repphühnerfange gesagt worden ist, mit dem Tyras. Oder man läßt den Hühnerhund fort und bedient sich beym Fange der Lockpfeifen. Man verfügt sich zu dem Ende mit zwey Gehülfen, die den Tyras tragen, entweder Abends beym Untergange der Sonne oder frühe bey Tagesanbruch ins Feld, um die Schlagwachteln zu verhören und ermuntert sie, wenn sie nicht bald laut werden, mit dem Wecker. Sobald Antwort erfolgt, nähert man sich behutsam im Unterwinde dem Orte, wo eine Wachtel

schlug,

schlug, lockt nun mit dem Rufe, wartet Antwort ab und giebt, wenn die Wachtel näher kommt, abermals zwey bis drey leise Stöße mit dem Rufe an, wiederhohlt dies aber, wenn sie etwa nahe ist oder zu schlagen aufhört, nicht weiter, weil die Absicht des Lockens nur dahin geht, um den Ort, wo die Wachtel ist, genau auszumitteln. Sobald man nun dies am Schlage wahrgenommen — oder wenn sie bey feuchter Witterung auffliegen sollte — sich den Ort gemerkt hat, wo sie einfällt, gehen die den Tyras tragenden Gehülfen langsam hin, nähern sich, den Tyras hochtragend, bis auf 30 Schritte dem Orte, wo die Wachtel liegt, lassen dann das Hintertheil des Garnes fallen und überziehen, decken die Wachtel mit dem Tyras.

Von den Rallen.

Die Rallen gehören zur Ordnung der Sumpfvögel und bilden unter diesen ein eigenes Geschlecht, von welchem Linné 10 Arten angiebt. Ich werde hier nur folgende vier Rallenarten: den Wachtelkönig — die große, mittlere und kleine Wasserralle, ausheben.

Der Wachtelkönig.

Naturgeschichte.

Der Wachtelkönig, sonst auch Schnarrwachtel, — Grasläufer, — Wiesenläufer, — Grasschnarcher, — Wiesenknarrer, — Grasrützscher, — Schnerf, — Schnarcher, — alte Magd, — faule Magd, — alter Knecht, — Feldwächter, — Heckschnarr, — Schrock, — Schnärz, — Schars — Schrecke, — Eggenschär, — Kreßler, — Größel, auch gemeine Ralle genannt, wird von einigen Jägern mit Unrecht unter die Wachteln gerechnet.

rechnet. Er hat mit diesen gar nichts gemein. Den Namen Wachtelkönig hat er deshalb erhalten, weil er mit den Wachteln ankommt und fortzieht, *) ja wie einige Jäger behaupten wollen, der Anführer der Wachteln auf ihrem Zuge ist, welches indessen zu den unerwiesenen Jägersagen gehört. Der Kopf ist bräunlich, gelb und schwarz gefleckt. Der Oberleib ist dunkelbraun und fahl gefleckt, die Schwungfedern sind rostfärbig. Die Augen sind nußbraun. Es zieht sich durch diese ein bräunlich gelber Strich, über denselben aber ein aschgrauer, welcher sich bis zum Nacken ausdehnt. Ein anderer gleichfalls aschgrauer läuft vom Schnabel aus nach den Seiten des röthlich braunen, schwarz gespkenkelten langen Halses hin. Die Deckfedern der Flügel rothbraun, und zwar die kürzern, weißlich gesprenkelt. Die Seitenfedern gelb, mit weißen Queerstreifen. Der untere Hals aschgrau, fast bläulicht, die Brust sehr schmal und grau; der Bauch weißlich. Die langen Füße (Stände) sind wie bey allen Sumpfvögeln bis über das Kniegelenk hinauf unbefiedert und haben einen geschildeten, bleyfarbenen Hautüberzug. Der Schnabel ist ¾ Zoll lang, an der Wurzel ziemlich dick, an den Seiten zusammen gedrückt spitz zulaufend, und gleicht im Kleinen einem Storchenschnabel. Er ist oben graubraun, unten fleischfarben, an den Seiten bräunlich. Die ritzenförmigen, dünn behäuteten Nasenlöcher liegen in einer auf dem Oberschnabel befindlichen Vertiefung dicht beysammen.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen blos dadurch, daß der Strich über den Augen grauweiß und die Brust hellaschgrau gefärbt ist. Er hat einen dumpfen

*) Die Tatarn behaupten, daß er den Herbstzug auf dem Rücken des Kranichs sitzend mache, was aber geradehin ein Mährchen ist.

pfen, schnarrenden Ruf, der von dem Schlagen der Wachtel ganz verschieden ist, und den er vorzüglich in den Abendstunden häufig und beynahe ununterbrochen hören läßt. Er wählt bey seiner Ankunft im Frühjahr vorzüglich die in Feldern und an Flüssen belegenen Wiesen zu seinem Aufenthalt, wo man ihn theils im hohen Grase, theils in den mit Schilf verwachsenen Gräben antrifft. Späterhin, wenn das Grummet gehauen ist, fällt er in die Getreidestücke ein. Wenn die Zeit des Wegzuges herannaht, findet man ihn häufig in Gesellschaft der Wachteln unter den Haferschwaden. Die Paarungszeit erfolgt bald nach seiner Ankunft, zuweilen Ende May, oft auch erst Anfangs Junius. Die Männchen kämpfen mehrmalen heftig um den Besitz des Weibchens. Das letztere brütet im hohen Grase auf der platten Erde, in einer mit Grashalmen umlegten Vertiefung, und legt in diese 8 — 12 grünlich graue, hellbraun gefleckte Eyer. Die Brütezeit währt 3 Wochen. Der Hahn unterstützt seine Gattin bey diesem Geschäfte mit vieler Treue. Die Jungen sind, wenn sie aus den Eyern schlüpfen, kohlschwarz. Sie haben eine wollenartige Bedeckung, die sich aber in Zeit von drey Wochen in Federn verwandelt. Bis zur ersten Mauserung, die aber erst nach ihrem Wegzuge erfolgt, sind sie an der Brust röthlich grau, die Füße (Stände) hellaschgrau. Nach dieser Zeit sind sie von den Alten wenig oder gar nicht zu unterscheiden.

Die Nahrung des Wachtelköniges besteht in Würmern, Erdkäfern, Heuschrecken, nach Bechstein auch in kleinen Sämereyen und Kräutern. Er soll, wie mehrere behaupten, um die Verdauung zu befördern, kleine Quarzkörner verschlucken.

Er ist in ganz Europa, Asien und Amerika verbreitet. Ob er auch in Afrika anzutreffen ist und bey seiner Herbstwanderung bis dorthin überfliegt, ist zweifelhaft, aber unwahrscheinlich, weil er nicht weit in einem Striche fortfliegen und schwerlich eine Reise über das Meer machen kann.

Jagd.

Der Wachtelkönig wird vor dem Hühnerhunde geschossen. Er läuft vor diesem ungleich anhaltender wie die Wachtel, und ist, wenn das Gras hoch und dick ist, oder wenn er in schilfigten Gräben liegt, oft gar nicht zum Aufstehen zu bringen, daher er denn auch den Hund, besonders wenn dieser etwas langsam ist, sehr ermüdet und ihm viel zu schaffen macht. Bey raschen Hunden trifft es sich zuweilen, und besonders im Herbst, wenn er fett ist, *) und denn um so ungerner aufsteht, daß sie ihn lebendig greifen und dem Jäger bringen; daher die Hunde denn auch, wenn es ihnen einigemal, ihn lebendig zu fangen, geglückt hat, sobald sie ihm in dem hohen Grase nahe kommen, ungewöhnliche plötzliche Sprünge, bald nach einer, bald nach der andern Seite zu machen pflegen, welches vorzüglich dann geschieht, wenn sie zwar die Witterung in der Nase haben, die Stelle aber, wo sich der Wachtelkönig unter dem dicken Grase oft unter den Füßen des Hundes verborgen hat, nicht ausmachen können.

Die beste Zeit, sie zu schießen, ist der Morgen und Abend, weil man sie dann häufiger rufen hört, sie auch alsdann eher als in der übrigen Tageszeit auffliegen. Der Wachtelkönig fliegt schwer und gerade, ist daher in dieser Hinsicht, wenn man ihn nur ausziehen läßt, leichter wie jedes andere Feder-Wildprett zu schießen. Einen jungen Hund an Schnarrwachteln zu bringen, ist nicht rathsam, er gewöhnt sich, da sie immerwährend läuft, und er fast beständig auf der Spur nachziehen muß, eine niedrige Suche, und

*) Es ist, wie ich hier ein für allemal bemerke, ein Fehler, wenn man, wie einige Jagdliebhaber gewohnt sind, das Wildprett ohne Unterschied für feist anspricht. Dieser Ausdruck gilt nur vom Roth- und Schwarz-Wildprett, in einigen Gegenden gar nur von dem ersten. Der Rehbock ist stark. Die Schnepfe, die Wachtel sind fett.

und zum Theil auch, wenn er sie hin und wieder greift, das Nachprellen an, und wird hitzig. Mit fermen, gebrauchten Hunden hat es weniger auf sich. Wenn sie Flügellahm geschossen werden, laufen sie gleich dem Repphuhn ungewöhnlich stark, und es ereignet sich dann sehr oft, daß der Hund, der ihnen in dem hohen, dicken Grase nicht folgen kann, sie nicht auffindet, so wie er dann, wenn sie sich unter dem dicken Grase verbergen, zuweilen keine Witterung von ihnen hat, und sie wohl gar oft, wenn sie ihm unter den Füßen sind, übergeht.

In der Paarzeit kann ihn der Jäger, wenn er seinen schnarrenden Laut auf einem mit Papier durchflochtenen Kamm nachzuahmen versteht, oft sehr nahe heranlocken, besonders in den Abendstunden, wo er sich, wie schon vorhin erwähnt worden, am häufigsten hören läßt.

Mehrere Jagdschriftsteller behaupten zwar, daß man den Wachtelkönig in Steckgarnen und mit dem Tyras einfangen könne. Herr v. Winkel bezweifelt dies aber in seinem Handbuche für Jäger mit Recht. Ungeachtet er anhaltend läuft, so macht er doch während dem Laufen so viele Kreuz- und Querwendungen, daß es schwerlich glücken dürfte, ihn ins Garn zu treiben. Der Tyras ist dagegen bey dem Wachtelkönig noch weniger anwendbar, weil er, wie Herr v. Winkel sehr richtig bemerkt, wenn er wirklich damit überzogen wäre, anstatt aufzuflattern, unter dem hohen Grase so wie unter den Haferschwaden sicher laufend entschlüpfen würde. Nach meiner Ueberzeugung ist der Tyras, wie ich schon beym Repphühnerfange bemerkt habe, im Getreide und hohen Grase überhaupt nicht zu gebrauchen.

Die große Wasserralle.

Naturgeschichte.

Die große Waßerralle, sonst auch schwarzer Kaspar, schwarze Wasserstelze, schwarzer Waßertreter,

Sammethuhn, Miethuhn, hier zu Lande Thauschnarre genannt, unterscheidet sich in ihrer Gestalt und Aeußerm von dem Wachtelkönig durch folgende Kennzeichen. Sie ist in Hinsicht auf Körperbau etwas kleiner als der Wachtelkönig und nur 10 Zoll lang, dagegen die Länge des Wachtelkönigs $11\frac{1}{2}$ Zoll beträgt. Die Länge des Schwanzes für sich allein beträgt $1\frac{1}{2}$, beym Wachtelkönige 2 Zoll, die Breite der Flügel, welche beym Wachtelkönige bis an das Ende des Schwanzes, bey der Wasserralle aber nicht völlig bis dahin reichen, $13\frac{1}{2}$, bey dem Wachtelkönig 18 Zoll. Dagegen ist der Schnabel der Wasserralle, welcher beym Wachtelkönig 1 Zoll lang, an den Seiten flach und bräunlich ist, $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, spitzig, an der Wurzel roth und nach der Spitze zu schwarz. Auch sind die vorn geschilderten, hinten aber netzförmigen Beine höher als beym Wachtelkönig. Sie sind beym letztern $1\frac{3}{4}$ Zoll, bey der Wasserralle 2 Zoll hoch. Der Augenstern ist roth. Das Gefieder am Oberkopfe, Oberhalse und dem ganzen Oberleibe ist schwarz, olivenfarbig gerändert, die Kehle weißgrau, der Unterleib dunckelaschgrau. Am Halse zeigen sich einige weiße, am Bauche einige röthlich gelbe Spitzen. Die Backen sind dunckelaschgrau. Vom Schnabel bis zu den Augen hin zieht sich ein brauner Streifen, und zwischen diesem ein schmales rothes Häutchen. Die Seiten am Bauche und die Achselfedern sind schwarz, die vordern Schwungfedern schwärzlich, die hintern dunkelbraun, die vier letztern schwarz, mit einer olivenbraunen Einfassung. Der Flügelrand ist weiß. Die Deckfedern der Oberflügel sind schwärzlich, auch dunkelbraun, mit olivenbraunen Kanten, die der Unterflügel schwarz und weißgefleckt, die Schulterfedern vorn rothgrau, hinten aschgrau, die langen untern Deckfedern des zugespitzten Schwanzes schwarz, mit weißen Spitzen, die obern wie die Seitenfedern gefärbt, die Schwanzfedern schwärzlich, olivenbraun gerändert. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen blos dadurch, daß dem erstern das schmale rothe

Häutchen

Häutchen vom Schnabel bis zu den Augen fehlt, und daß der Oberschnabel durchaus hornbraun ist.

Die Wasserralle hat weichere Federn als der Wachtelkönig, fliegt aber eben so ungern und noch weniger als jener, läuft dagegen äußerst schnell und zwar mit ausgebreiteten Flügeln über die niedergedrückten Blätter der Wasserpflanzen weg. Sie hat einen hellschnarrenden, zischenden Ruf, der nicht unangenehm klingt. Sie wird in ganz Europa überall, wo es Sümpfe, schilfreiche Seen und Teiche giebt, angetroffen. In die hiesige Provinz kommt sie blos als Zugvogel im Frühjahr und zieht im Herbst wieder fort.

Ihre Nahrung besteht in Wasserinsekten, Würmern und Wasserkräutern. Sie liebt vorzüglich die kleinen Wasserschnecken und verschluckt diese mit sammt ihren Gehäusen. Auch nimmt sie, wie mehrere Wasservögel, Kiesel und Quarzkörner zur Verdauung zu sich.

Sie nistet in Sümpfen und an Teich- und Seeufern, und sucht sich dort gewöhnlich einen trockenen Hügel auf, wo sie sich blos aus Grashalmen ein kunstloses Nest anlegt. Das Weibchen legt gewöhnlich 6 — 8 — 12 gelbe, braun gefleckte Eyer. Der Raubvogel kann ihr wenig anhaben, weil sie sich vor diesem sehr sorgfältig im Schilfe und hohen Grase zu verbergen weiß.

Jagd und Fang.

Man schießt die Wasserralle auf eben die Art wie den Wachtelkönig vor dem Hühnerhunde. Daß sie sehr schnell läuft und eben so ungern wie der Wachtelkönig auffliegt, habe ich schon vorhin erwähnt. Vom Fange im Garne und mit dem Tyras gilt eben dasselbe, was ich von dem Wachtelkönige angeführt habe. Da sie sich mehrentheils im Schilfe aufhält, so glückt es selten sie einzutreiben, noch weniger aber sie mit dem Tyras zu decken.

Die

Die mittlere Wasserralle

Die mittlere Wasserralle, sonst auch: kleine Europäische Wasserralle, Winkernell, Grashuhn, Makosch genannt, unterscheidet sich von den andern vorzüglich dadurch, daß die zwey mittleren Schwanzfedern weiß gerändet, der Ober- und Unterleib aber weiß gefleckt sind. Sie ist nur 9½ Zoll lang und mithin etwas kleiner als die große Wasserralle. Der Schwanz ist dagegen um ½ Zoll länger, der gelbgrüne Schnabel aber wiederum kürzer, indem er nur 9 Linien lang ist.

Der ganze Oberkopf ist schwarz, olivengrün gefleckt, die Wangen sind rostgrau, von den Nasenlöchern an zieht sich über den Augenstern bis in den Nacken ein schwarzer, feiner, weißpunktirter Streifen, der übrige Oberleib ist wie die Steißfedern olivengrün, schwarz und weiß gefleckt, die Kehle weiß, einzeln grau gesprengt, Unterhals und Brust schmutzig-olivengrün, mit weißen Punkten und Queerlinien, der Bauch schmutzig weiß, die untern Deckfedern des Schwanzes sind weißlich, die Seiten des Leibes olivenbraun, mit weißen Queerstreifen, die obern Ränder der Flügel weiß, die vordern Schwungfedern bis zur 14ten graubraun, die fünf letztern schwärzlich, mit weißen Queerstreifen, die spitzen Schwanzfedern schwärzlich, olivenfarb gerändet, die vier mittlern weiß eingefaßt. — Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen blos dadurch, daß es auf dem Scheitel und am Halse theils asch- theils weißgrau, unten aschgrau und weiß-gefleckt ist und daß die Kehle und der Unterhals nicht wie bey dem Männchen olivengrün, sondern grau sind.

Sie ist zwar wie die große Wasserralle überall in Europa zu Hause, sie wird jedoch in Deutschland wie in der hiesigen Provinz seltener als die erstere angetroffen. Sie hält sich wie jene in Sümpfen, Wiesen und Teichen auf, nährt sich auch auf ähnliche Art von Insekten und Kräutern.

Sie

Sie nistet im Schilfe und in Binsen, und baut von diesen ihr Nest. Das Weibchen legt 7 — 8 graulich weiße, dunkelbraun gefleckte Eyer. Von der Jagd und dem Fange gilt alles das, was ich von der großen Wasserralle angeführt habe.

Die kleine Wasserralle.

Die kleine Wasserralle wird sonst auch kleines Wasserhühnchen, kleine Sumpfschmerze genannt. Dieser Vogel ist nicht viel größer als eine Feldlerche. Er ist $7\frac{1}{2}$ Zoll lang und $11\frac{1}{4}$ Zoll breit. Der Schwanz, an dessen Ende sich die Flügel zusammen schlagen, ist $2\frac{1}{2}$ Zoll, der gelbgrüne, an der Wurzel rothe, zur Seite sehr gedrückte Schnabel 8 Linien lang.

Der Oberleib ist rostbraun, mit schwarzen und einzelnen weißen Flecken, der Unterleib, bis zum Hintertheil des Bauches, aschfarbenblau, der Hinterbauch, die langen Afterfedern und die Seiten graubraun, mit weißen Querlinien, der Scheitel und die langen Steißfedern rostbraun, der Oberhals heller, ins grünliche fallend, die vordern Schwungfedern sind dunkelbraun, rothgrau gesäumt und bogenförmig aufwärts gekrümmt, die hintern so wie die Deckfedern olivenbraun, in der Mitte schwarzbraun gefleckt, die Deckfedern der Unterflügel graubraun, der zugespitzte Schwanz von der nehmlichen Farbe wie die hintern Deckfedern. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß es an der Kehle und Brust in der Mitte der Länge nach bläulich grau ist. Der Scheitel ist rostfarben, mit schwarzen Strichen, der Oberleib eben so, jedoch mit weißen Flecken, der Unterleib schwarzgrau, mit grauen Binden. Das Weibchen hat olivengrüne, das Mänchen dagegen gelbgrüne Füße. Die kleine Wasserralle hält sich wie die beiden andern gern in Sümpfen auf. Als sonderbar ver-

verdient bemerkt zu werden, daß man ihr Nest zeither noch nicht hat entdecken können. Sie nährt sich wie die andern Wasserrallen von Wasserinsekten, Gewürmen und den Sämereyen der Sumpf- und Wassergräser. Sie läuft und fliegt weit schneller als die andern Wasserrallen. Ihr Geschrey, welches sie gleich den jungen Raben größtentheils des Nachts hören läßt, ist hell und durchdringend.

Jagd und Fang.

Sie wird vor dem Hühnerhunde geschossen und in Laufschlingen gefangen.

Schnepfenjagd

Das Schnepfengeschlecht *) gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel und Stelzenläufer. Linné zählt 18 verschiedene Arten. Ich werde nur folgende vier ausheben: Die Waldschnepfe, die Pfuhlschnepfe, die Bekassine und die stumme Schnepfe, deren Jagd für den Liebhaber vorzüglich interessant ist.

Die Waldschnepfe.

Naturgeschichte.

Die Waldschnepfe, sonst auch gemeine Schnepfe, Buschschnepfe, Wasserrepphuhn, Bergschnepfe Schnepp-

*) Zum Nachlesen empfehle ich:
Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands Thl. III.
Handbuch für praktische Forst- und Jagdkunde.

Schnepphuhn genannt, gehört unter die wirklichen Zugvögel, denn sie fliegt zum Theil bis zu den heißen Himmelsstrichen über. Sie ist dem Körper und Leibe nach nicht völlig so groß wie ein Repphuhn. Der Schnabel ist gerade, länglich rund über 3 Zoll lang, an der Spitze abgestumpft, an der Wurzel fast röthlich, der übrige Theil schwärzlich. Die Zunge ist sehr dünne. Der Kopf ist klein und schmal. Die Augen liegen hinten nahe beysammen. Der Hinterkopf hat zwey schwarze Queerstriche. Die Füße sind bräunlich; die Schenkel befiedert; über den Knieen, wie bey allen Stelzenläufern kahl, mit vier Zehen versehen, von denen die drey vordern lang, die hintern, die aus zwey Gelenken bestehen, klein sind. Der Oberleib ist kastanienbraun, schwarz, grau und weißlich gefleckt, die Brust grau röthlich, mit schwärzlichen Wellen, die Kehle und der Bauch etwas heller, die dunkeln Deckfedern mit einem weißlichen Saume eingefaßt, der Schwanz ist kurz und schwarz, mit weißen Spitzen. *) Der Hahn ist vorzüglich an der mit schwarzen, bloß roth und weißen Flecken gezierten ersten Schwungfeder zu erkennen, dagegen das Weibchen einen schmalen weißen, der Länge nach herunter laufenden Strich auf derselben hat. Sie halten sich gern in jungen Hölzungen, an sprindigen, feuchten Oertern auf, wo sie sich von Insekten, Würmern und Kräuterpflanzen nähren. Das Weibchen macht sein Nest, welches eine bloße aufgescharrte Vertiefung ist, mit einigen Reisern und Halmen umlegt, gern im Grase und Moose. Sie brütet zum Theil in den großen Wäldern der hiesigen Provinz. Das Weibchen legt 3 bis

Büffons Naturgeschichte der Vögel.
Goeze europaeische Fauna, fortgesetzt von Donndorf Thl. VI.

*) Man findet in dem Schwanze dieses Vogels eine kleine spitzige, sehr elastische Feder, die von den Malern, die sie zu Pinseln gebrauchen, sehr geschätzt wird.

3 bis 4 Eyer. Diese sind stumpf, schmutzig blaßgelb, am obern Rande blaß violett, braunroth gefleckt. Die Brütezeit währt gewöhnlich 16 Tage. Die Jungen laufen, sobald sie aus den Eyern geschlüpft sind, der Mutter nach und man findet immer die leeren Schaalen im Neste. Die Füchse, Marder, Iltisse und Wieseln stellen häufig der jungen Brut nach. Die Raubvögel verfolgen auch die Alten und begleiten sie auf ihren Wanderungen. Aeußerlich leiden sie von grauen Läusen, innerlich von Band- und Krätzerwürmern.

Die Waldschnepfe kommt im Herbst, wenn sie aus den nördlichen Gegenden nach ihrem Winteraufenthalt hinzieht, in den hiesigen im Monat September — gewöhnlich nach dem ersten, mit Schneeflocken vermischten Regen, — wenn es, nach dem hier üblichen Ausdruck, schlackt — im Frühjahre, bey ihrem Wiederzuge, größtentheils im Monat April — hier an; früher oder später, je nachdem die Witterung mehr oder weniger günstig ist.

Im Frühjahr kommt sie mehrentheils mit dem Kibitz zugleich. Sie fällt gewöhnlich in die Vorhölzer — und zwar im Frühjahr vorzüglich an den Rändern, wo die Sonne, die daselbst stärker wirkt, die Erde aufthaut und die Schnepfe an feuchten, sprindigen Oertern ihre Nahrung finden (stechen) kann, — ein.

Mehrere Schriftsteller geben zweyerley Arten von Waldschnepfen an, andere bezweifeln dies, nicht so die Jäger, welche aus Erfahrung wissen, daß es wirklich zweyerley Arten giebt, die größere und kleinere, von denen die letztere, welche um ein Drittheil kleiner als die andere, auch etwas dunkler an Farbe ist, und welche überdem einen kürzern, aschgrauen Hals und bläuliche Füße hat — die andere hat bräunliche Füße — immer zuerst und früher als die andere ankommt, daher sie denn auch von einigen Jägern scherzweise Fourierschütze, weil sie gleichsam für die später ankommenden das Quartier bestellt, genannt wird. Die Pommerschen Jäger nennen die kleinere auch Stein- oder Dornschnepfe, die hiesigen Jäger auch: Blaufuß. Herr v. Wil-

Wildungen will in seinem Taschenbuche vom Jahr 1804, sogar noch an eine dritte Art, die mittelmäßige glauben, worunter ich jedoch seiner Meinung nicht beytreten kann.

Jagd und Fang.

Die Waldschnepfe wird bey ihrer Wiederkehr entweder des Abends auf dem Zuge, oder den Tag über vor dem Hühnerhunde geschossen. Da sie bey Sonnenuntergang, so wie des Morgens, wenn der Tag zu grauen anfängt, aus den Hölzungen nach den Feldern, Sümpfen und Quellen hin und her zieht, so stellt man sich kurz vor Sonnenuntergang in den Vorhölzern, und zwar vorzüglich an solchen Oertern, wo Oeffnungen oder Durchgänge sind, auf Wegen, Waldwiesen, Grenzen und dergl. an, weil die Schnepfe fast immer dergleichen Oeffnungen sucht, und während des Ueberziehens verfolgt, wobey man aber auch hauptsächlich solche Plätze wählen muß, wo das Holz niedrig ist, und man die Schnepfe beym Ueberziehen erreichen kann. Wenn der Abend kalt und unfreundlich ist, zieht sie selbst in niedrigen Hölzungen gewöhnlich sehr hoch und oftmals ohne einen Laut zu geben, dagegen sie an einem warmen Abend niedrig und minder schnell zieht, sich auch von weitem durch ihren Ruf ankündigt. Im Herbst zieht sie still und hoch, und wird alsdann nicht des Abends auf dem Zuge, sondern blos den Tag über vor dem Hunde geschossen. Da die Wald-Schnepfe sich bey ihrem Durchzuge oft nur einige wenige Tage aufhält, so ist diese Jagd größtentheils auch nur von kurzer Dauer. Im Frühjahr hält sie sich zwar gewöhnlich etwas länger auf; jedoch hängt dies vorzüglich von der Witterung ab, weil, wenn zu Zeiten bey ihrer Ankunft die Hölzungen noch mit Schnee und Eis belegt sind oder sie auch spät eintrifft, ihr Aufenthalt nur kurz ist. Das, was im Frühjahr zum Brüten hier im Lande bleibt, zieht nach einigen Tagen in die großen Hölzungen, wo der Hahn bis Johanni laut, nach Johanni aber

aber still zieht, und daher in solchen Gegenden zuweilen noch im Monat Junius des Abends auf dem Zuge geschossen wird.

Wenn man sie am Tage vor dem Hunde sucht, so muß man vorzüglich, so wie immer, wenn man im Holze und in Gesträuchen sucht, darauf sehen, daß der Hund kurz und behutsam suche, und sich nie weiter von dem Jäger entferne, als dieser ihn sehen und beobachten kann. Um einen jungen Hund gleich Anfangs, wenn man ihn arbeitet, an eine kurze Suche im Gesträuche zu gewöhnen, darf man nur, wenn man ihn zum erstenmal in diese bringt, immer, so oft er sich rechts oder links wendet, ohne ihm zuzurufen, nach der entgegengesetzten Seite abgehen. Der Hund pflegt dann gewöhnlich, sobald er den Jäger nicht mehr gewahr wird, ihn schnell und ängstlich aufzusuchen, und es hat dies, besonders wenn man ihm jedesmal, so oft er von selbst zurückkehrt, lobt und recht giebt, die gute Wirkung, daß er aufmerksam wird und den Jäger immer im Gesicht zu behalten, sich Mühe giebt. Ist er aber demohngeachtet zu wild und sucht er zu weitläuftig, so muß freylich Strafe erfolgen, bis er den Fehler nachläßt.

Wenn die Witterung gelinde, der Tag warm ist, so hält die Waldschnepfe, besonders wenn sie bereits ein paar Tage geruht hat, gewöhnlich den Hund und liegt oft fest. Sie fliegt schwer und mit einem großen Geräusch auf, an offenen Oertern niedrig, dagegen sie im hohen Gesträuche und Hölzungen erst gerade und oft schnell in die Höhe steigt, dann aber auch, weil man sie, wenn das Gesträuch dicht ist, gleich aus dem Gesicht verliehrt, schwerer zu schießen ist. Sie fällt gewöhnlich, wenn sie nicht etwa schon einigemal beschossen worden, oder auch vielleicht erst angekommen ist — und dann ist sie scheuert in einer kurzen Entfernung wieder ein; *) daher man, wenn man sie entweder ge-

*) Besonders in kleinen, mit Feldern umgebenen Hölzungen, aus denen sie nicht gern herauszieht.

gefehlt hat, oder weil das Gesträuche zu dicht war, nicht zum Schuß gekommen ist, immer in der Richtung, in der sie abflog, weiter versuchen muß. Wenn man sie an solchen Oertern, wo wenig Unterholz ist, findet, so trifft es sich nicht selten, daß man sie, wenn der Hund kurz steht, gewahr wird und im Sitzen schießen kann, welches, wenn es vor einem jungen Hund geschieht, sehr gut ist, weil ihn nichts so ferm macht, als wenn das Wildprett, vor dem er steht, im Sitzen vor ihm geschossen wird. *) Sie hält übrigens den Hund am besten, wenn die Sonne schon ein wenig hoch am Himmel ist, weniger in den ersten Morgenstunden und gegen Abend. Man schießt sie auch vor Treibern, und läßt diese, nachdem man sich vorher an solchen Oertern, wo sie überzieht, angestellt hat, in einer Linie mit Klappern gegen sich durchtreiben, wobey man jedoch, wenn die Treiber sich nähern und die Schnepfe niedrig zieht, sehr vorsichtig beym Schießen seyn muß.

Die Waldschnepfe wird auswärtig in einigen Gegenden theils in sogenannten Stoß- oder Klebgarnen, theils mit Stecknetzen, und endlich auch in Schleifen oder Schlingen gefangen.

Einer der angenehmsten und reichhaltigsten Fänge ist offenbar der sogenannte Schnepfenstoß, der durch Stoß- oder Klebgarne bewirkt wird. Ein solches Klebgarn wird nach Doebels Anweisung (S. Doebels Jagd-Praktika II. S. 177.) von grobem rohen Zwirn auf folgende Art gestrickt. Man fängt mit 300 Maschen an, wovon jede von einem Knoten zum andern 3¼ Zoll weit ist, und strickt gerade fort, bis das Garn eine Höhe von drey Klaftern bekommt,

*) Man muß aber in solchen Fällen so abzuhalten suchen, damit man nicht auf der kurzen Entfernung das Wildprett zu Schanden schießt. Weiter zurück zu treten, ist, besonders wenn der Hund vor einem Hasen steht, nicht rathsam, weil er sonst ohnfehlbar aufspringt.

bekommt, welches durch 24maliges Herumstricken bewirkt wird. Oben und unten wird einmal mit feinem Bindfaden herumgestrickt, welches man Verhauptmaschen nennt. Nun werden die obern Maschen alle auf mittelmäßigem Bindfaden aufgefaßt, dann zwischen jeden zwölf Maschen ein Ring von Horn oder Messing in den Bindfaden so zusammengezogen eingeschleift, daß die Maschen busenreich zwischen die Ringe fallen. In diese Ringe wird dann eine Leine, die sogenannte Hängeleine, eingezogen, welche eines kleinen Fingers dick von gutem Hanf widerwindisch verfertigt und zwölf Klaftern lang ist. Zum Aufstellen solcher Garne hat man etwas dicke, zehn Klaftern hohe, feste Stangen nöthig, die bey der gewöhnlichen Art, wo man die Garne, wie die Hochnetze beym Repphühnerfange, im Liegen aufstellt und in weite, durch Pfahleisen gemachte Löcher einsteckt, nicht beschlagen sind, sondern oben nur eine Kerbe zum Anbinden der Hochleinen haben. Bey einer andern, etwas kostbarern Art aber die Garne zu stellen, sind sie auch mit Eisen beschlagen, haben über dem Boden etliche Fuß hoch einen Hacken zum Einhängen des Garns und oben zwey Kloben oder Rollen, in welchen gezwirnte Leinen zum Auf- und Abziehen des Garns laufen, die noch einmal so lang, als das Garn selbst sind und einen hölzernen Knebel haben. Dann müssen auch zu beyden Enden der Hängeleine Schleifen seyn, in welchen die Knebel eingeknüpft werden können. Eine solche Stange ist zehn Zoll höher als die gewöhnlichen. Zu einer solchen künstlichen Stellung gehören auch mehr Windleinen, als zu der ersten gewöhnlichen Art. Dort sind nur zwey derselben, die gewöhnlich fingersdick gemacht und mit Hefteln im Boden befestigt werden, nöthig; denn es wird nur an der ersten und letzten Stange der ganzen Wand oder Garnreiche eine solche Windleine angebunden, so daß sie mit der Oberleine ganz straff angezogen steht. Bey der andern Art aber ist an jeder Stange, auf der rechten und linken Seite jeder Wand, eine Windleine angebracht, und die am Anfange und Ende jeder Wand,

die solche der Länge nach befestigen, dürfen auch nicht fehlen.

Diese Garne, deren Anzahl durch die Größe des Terrains bestimmt wird — Doebel rechnet zehn bis zwölf Stück dazu — werden in einiger Entfernung von solchen Hölzungen gestellt, wo ein guter Schnepfenstrich ist, d. h. wo die Waldschnepfe des Abends, ihrer Nahrung wegen, aus dem Holze auf die Brachen und jungen Saaten, auf Brüche, Quellflecke, Triftplätze, junge Schläge rc. heraus und des Morgens wieder zurückzieht, und wo sie dann beym Aus- und Einstreichen in das Garn stoßen und sich fangen oder darin gleichsam kleben bleiben.

Zu einem einzelnen Garn gehören sechs bis acht Zahlen Zwirn, welche 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 8 Ggr. kosten, und für 2 Ggr. Bindfaden. Die Hängeleine kostet 12 Ggr., eine Windleine 4 Ggr., eine zurecht gemachte simple Stange 4 Ggr., eine mit Rollen versehene 12 Ggr., das Stricken und Einbinderlohn etwa 1 Rthlr. 8 Ggr., wornach ein dergleichen einzelnes Garn im Ganzen 3 Rthlr. 22 Ggl. bis 4 Rthlr. kosten dürfte.

Zu dem Waldschnepfenfange in Stecknetzen kann man sich der gewöhnlichen Repphühner-Stecknetze bedienen. Die Anzahl wird wie bey den Stoßgarnen durch die Größe des Reviers bestimmt. Mit 30 — 40 St. Stecknetzen kann man schon ein ziemlich großes Terrain bestellen. Man stellt sie da, wo die Schnepfen zur Tageszeit gern liegen, in einer Reihe, so weit sie reichen, mitunter aber auch hin und wieder winkelig, besonders da wo Steige sind. Wenn die Garne gestellt sind, läßt man das Revier durch eine verhältnißmäßige Anzahl Leute gegen die Garne zu, jedoch ohne großen Lärm und langsam, weil die Schnepfe sonst anstatt zu laufen auffliegt, abtreiben.

Wenn vorsichtig getrieben wird, und das Wetter still und warm ist, so gelingt der Fang wohl zuweilen. Die Schleifen oder Schlingen, in denen man die Waldschnepfen

pfen fängt, werden von Pferdehaaren verfertigt, an Weiden, Haseln oder andern Ruthen befestigt, und da, wo die Schnepfen liegen, besonders aber da, wo man Steige findet, 8 Zoll hoch über der Erde queerdurch gestellt. Es ist nicht undienlich, den Boden zuvor mit einem stumpfen Besen zu kehren, damit die Erde unbedeckt und bloß bleibt, weil die Schnepfe gern solche Stellen aufsucht, um dort zu stechen.

Die Pfuhlschnepfe.

Naturgeschichte.

Die Pfuhlschnepfe — die einige irrig mit der Doppelschnepfe — und dies ist eine besondere Gattung, die man hier zu Lande nicht antrifft — verwechseln — ist kleiner wie die Waldschnepfe, und ohngefähr von der Größe einer Lachtaube. Der Kopf ist wie bey der Waldschnepfe schmal. Ueber der Scheitel läuft eine schmale, blaßgelbe, und neben dieser von jeder Seite eine schwarzbraune, hellbraun punktirte Streife, die vorn spitz und gegen die Mitte allmählig breiter, hinten aber schmäler wird, unter dieser aber wiederum eine gelbliche Streife, und zwar die letzte über den Augen; dann aber noch eine schwarzbraune Streife vom Schnabel gegen das Auge hin, und zwar alle von der Wurzel des Schnabels an, bis hinten, wo der Hals anfängt, mithin in die Länge. Die Schläfe sind weißlich, unter den Schläfen ein schwarzbrauner Streif; der Hals ist gelblich und schwarzbraun melirt. Der Schnabel ist $2\frac{1}{4}$ Zoll lang, *) länglich rund, an der Spitze etwas abgerundet und platt, zwey Drittheile von der Wurzel an gelblich, das übrige schwarz. Die Schenkel sind über den Knieen nackt, die Schenkelfedern grau, schwarz melirt;

*) Bey einigen länger oder kürzer,

lirt; die Füße grünlich-gelb, mit drey Vorder- und einer kleinen Hinterzehe versehen. Die mittlere Vorderzehe länger als die andern; die Klauen schwarz. Der Rücken ist dunkelbraun, mit vielen hellbraunen Queerbinden und Flecken, auch einigen blaßgelben der Länge nach herunterlaufenden Streifen. Die Brust und ein Theil des Bauchs grau-lichweiß, mit vielen braunen Queerstreifen. Die Schwungfedern schwärzlich, fast fahl, die kleineren weiß gesäumt; die Deckfedern der Flügel schwarzbraun, mit hellbraunen Queerbinden versehen. Die Unterflügel wie die Seitenfedern weiß, mit braunen, fast schwarzen Queerbinden; die Schwanzfedern an der Wurzel schwarz, an der Spitze orangenfärbig, oben mit einer kleinen schwarzen Queerstreife. Sie nährt sich von Gewürmen, Insekten und Graswurzeln. Sie nistet in Brüchen, wo sie 3 bis 4 Eyer an der Erde legt. Sie kommt in unsern Gegenden als Zugvogel größtentheils Anfangs August; im Frühjahr, bey dem Wiederzuge, wo sie aber eilig und ohne sich aufzuhalten durchzieht, im Monat April, früher oder später, nach Verhältniß der Witterung an. Wenn sie im Herbst ankommt, so fällt sie in feuchten und zwar vorzüglich in zweyschnittigen Wiesen in das Grummet, — so nennt man hier zu Lande das zum zweyten Schnitt heranwachsende Gras — außerdem aber auch, und wenn dieses entweder noch zu niedrig, oder später hinaus zu hoch und zu dick ist, — in die Viehweiden, und zwar in solche ein, die von dem Vieh ausgetreten, und wo kleine Erdhügel, hier zu Lande Kampen genannt — und zwischen diesen Vertiefungen sind. *) Ohnerachtet die Pfuhlschnepfe vorzüglich feuchte

*) Man findet zwar hier zu Lande zuweilen schon im Monat Julius Pfuhlschnepfen in den Wiesen. Es ist dies aber blos der Brütvogel, der in den hiesigen Gegenden jung geworden ist, dahero er denn auch nur sparsam und in geringer Anzahl getroffen wird. Der eigentliche Zug kommt

 später

feuchte Oerter, wo sie stechen und zu ihrer Nahrung gelangen kann, aufsucht, so liebt sie im Ganzen weniger die Nässe als die Becassine; und man findet sie zuweilen auch in trocknen Wiesen

J a g d.

Die Pfuhlschnepfen - Jagd ist ohnstreitig eine der angenehmsten. Sie hält den Hund gut, und liegt besonders später hinaus, wenn sie fett ist, außerordentlich fest. Sie fliegt überdem schwer und in einer geraden Richtung, ist leicht zu schießen und fällt größtentheils, wenn sie auffliegt, auf einer kurzen Entfernung wieder ein. Sie hat eine starke Witterung, daher sie der Hund bald und gerne annimmt, und oft gleich im Anfange, sobald nur ein paarmal vor ihm geschossen ist, auf einer weiten Entfernung anzuziehen, vor ihr ungleich fester, als vor der Becassine zu stehen pflegt. Da sie indessen in der hiesigen Gegend gerade zu der Jahreszeit, wo die Hitze noch sehr groß, ja oft am stärksten ist, ankommt, so ist sie zuweilen, und besonders in den Mittagsstunden, wo sie oft ungewöhnlich fest liegt, und in schwülen Tagen, wenn die Luft stille ist und kein Wind weht, schwer zu finden. Der Hund, der bekanntermaßen durch den Athem ausdünstet und in heißen Tagen ununterbrochen und schnell nach einander Athem hohlt, geht sie gar oft, seine Nase sey noch so trefflich, wenn sie fest liegt, nicht gelaufen hat, und er noch überdem gerade in dem Augenblick, wo er vor ihr vorübergeht, den Athem ausläßt, vorbey, daher es sich nicht selten ereignet, daß man sie in einer kurzen Entfernung einfallen sieht, und demohnerachtet, wenn man den Platz noch so genau weiß, sie aufzufinden Mühe hat.

später. Die beste Zeit zu der Pfuhlschnepfen-Jagd, wo man sie am häufigsten findet, ist nach der Beobachtung der hiesigen Jäger vom 10. August bis zum 10. September.

hat. Sie ist aber auch selbst, wenn sie gelaufen hat, wegen ihrer vielen Hin- und Hergänge nicht leicht auszumachen, und der Hund hat hiezu viel Uebung und Erfahrung nöthig. Junge Hunde pflegen daher, wenn sie auf solche Plätze kommen, wo sie gelaufen hat, fast immer auf einer Stelle mit der Nase hin und her zu fahren, dagegen geübte Hunde sich gewöhnlich dadurch helfen, daß sie, wenn sie der Spur nicht bald nachfinden, von dieser abgehen und in großen Kreisen bald rechts bald links gegen den Wind herumschlagen, da sie denn, wenn sie dies einigemal wiederholt haben, oft plötzlich unter Wind kommen und oft kurz vor der Schnepfe stehen bleiben. Man muß auf jeden Fall den Hund nicht übereilen, am wenigsten aber, wenn der Hund die Schnepfe nicht bald ausmacht, ihn aus Ungedult, weil man nun glaubt, die Schnepfe sey bereits aufgestanden, abrufen.

Einem erfahrnen, gebrauchten Hunde muß man Zeit lassen, bis er sie entweder ausmacht, oder nach einigen wiederholten fruchtlosen Versuchen von selbst abgeht, und man sich überzeugt hat, die Schnepfe ist fort; dagegen man einem jungen Hunde, der mit dem Ausmachen noch nicht Bescheid weiß, zu Hülfe kommen, ihn zuvörderst, wenn er immer auf einer und derselben Stelle vergebens hin und her fährt, zum rascheren Suchen animiren, das Stocken und Aufhalten nicht gestatten, und wenn er der Schnepfe nicht nachfindet, ihn von der Spur abnehmen, mit ihm eine Strecke zurückgehen, und ihn auf eben die Art, wie geübte Hunde von selbst thun, aufs neue unter Wind bringen muß, bis er entweder durch diesen an die Schnepfe herangebracht wird, oder er neue und zwar solche Spur findet, wo die Schnepfe so eben gelaufen hat, welches man dadurch gewahr wird, wenn der Hund sehr langsam und behutsam oft Fuß für Fuß auf der Spur nachzieht, und hin und wieder, wenn die Schnepfe kurz vor ihm ist, stehen bleibt. Die Pfuhlschnepfe fliegt, besonders wenn sie fett ist, oft sehr niedrig und dicht an der Erde vor dem Hunde ab.

ab. Junge lebhafte Hunde pflegen auf solchen Fall am ersten nachzuprellen, und man muß alsdenn, wie ich schon bey Gelegenheit der Feldarbeit bemerkt habe, nicht schiessen, sondern vielmehr den Hund bestrafen. Der Liebhaber lasse dies ja nicht aus der Acht. Das Nachprellen ist ein Fehler, der, wenn er nicht dem Hunde bey der ersten Feldarbeit abgewöhnt, und ihm hierunter nachgesehen wird, sehr schwer herauszubringen ist. Junge Hunde nehmen diesen Fehler vorzüglich dann an, wenn mehrere beysammen sind, ich warne daher, wie ich schon im ersten Theile gethan habe, nochmals dafür, einen Hund ehe er vollkommen ferm ist, in Gesellschaft zu bringen. Hat man mit andern eine Jagdparthie, so suche man wenigstens allein und weit von den andern ab. Man darf gewiß versichert seyn, daß man eher zum Zweck kommt, einen jungen Hund ferm zu machen, wenn man ihn allein arbeitet, als wenn andere Hunde und Jäger in der Nähe sind, wo er jeden Augenblick entweder, wenn andere Hunde anziehen oder stehen, oder ein Schuß fällt, in der Suche zerstreut, oder aber auch, wenn die andern Hunde wild oder unbändig sind, zu ähnlichen Fehlern verleitet, oft auch durch das Rufen und Strafen der andern Jäger, verwirrt und furchtsam gemacht wird. Da es einem jungen lebhaften Schützen nicht wenig Ueberwindung kostet, beym Nachprellen des Hundes den Schuß zurückzuhalten, so thut man, wenn man sich diese Mäßigung nicht zutraut, am besten, daß man, sobald der Hund, dem man diesen Fehler abgewöhnen will, steht, die Flinte umhängt, und den Hund, ohne sie herunter zu nehmen, so lange arbeitet, bis der Fehler ganz heraus ist.

Da die Pfuhlschnepfe sehr fest liegt, so kann man dem Hunde, den man ohnehin auf offenen Wiesen leichter beobachten kann, vorausgesetzt, daß er nicht zu wild ist und Apell hat, bey der Suche schon etwas mehr Feld lassen, als wenn man nach Hühnern oder nach der Becassine sucht. Jedoch muß er sich nie so weit entfernen, daß er

aus

aus dem Gehör kommt. Wenn er zum erstenmahl vor die Pfuhlschnepfe kommt, muß man ihn lange stehen lassen, ihn dabey loben und recht geben, ihn zwey oder dreymal abrufen, und wieder heranlassen, welches man auch in der Folge hin und wieder wiederhohlt, um die Gedult des Hundes zu üben, und ihm Fassung beyzubringen, so wie es denn auch dazu dient, ihn mit der Witterung recht genau bekannt zu machen. Wenn die Schnepfe sparsam, das Terrain aber, auf dem man sucht, weitläuftig ist, so muß man sehr kurz und sehr genau absuchen, weil der Hund, besonders bey Windstille und heißer Witterung, die einzeln und zerstreut liegende Schnepfe sehr leicht vorbey geht *). Um bey großer Windstille zu erfahren, von welcher Gegend der Luftzug herkommt, darf man nur den Finger naß machen, und in die Höhe halten. Man wird selbst bey Windstille immer auf der Seite, die gegen die Gegend des Luftzuges gekehrt ist, einige Kühle empfinden. Die Wiesen sind gewöhnlich mit Gräben durchschnitten. Man sucht hiernach die dadurch formirten Quadrate Stück für Stück ab. Um dem Hunde aber die Suche zu erleichtern und nichts liegen zu lassen, ist es am besten, wenn man, anstatt gerade gegen den Wind vorzusuchen, mit halbem Winde und zwar dergestalt absucht, daß man immer in einer Linie zwischen dem Winde durchschneidet, und jedesmal, wenn man eine Linie zu Ende ist, mit einer kleinen Wendung in derselben Richtung zurückgeht, bis man das ganze Quadrat strichweise abgesucht hat. Die Art und Weise, wie man mit einem Hunde vorsucht, ist, wie ich bey dieser Gelegenheit bemerke,

*) Es gilt dies vorzüglich von jungen Hunden. Die Nase sey noch so trefflich. Ehe und bevor er nicht die Witterung kennen gelernt hat, wird es sich oft ereignen, daß er vorbey geht, es sey denn, daß er bey kühler Witterung gerade unter Wind herankommt, wo er oft zum erstenmal anzieht und steht.

bemerke, ein so wesentlicher Umstand, daß er alle Aufmerksamkeit verdient, obwohl er von vielen Jägern aus der Acht gelassen wird. Nicht wenige stehen in dem Wahn, es sey bey der Suche hinlänglich, wenn man nur immer gegen den Wind hinzieht. Es ist dies aber so gewiß ein Irrthum, als es bey einigem Nachdenken in die Sinne fällt, daß wenn ein Hund nur immer gerade gegen den Wind geführt wird, er sodann nur immer das, was er in dieser Richtung zuerst in die Nase bekommt, der junge Hund gar oft eine Lerche anzieht, und das, was neben der Linie ist, liegen läßt, dagegen man, wenn man mit halbem Winde sucht, sicher seyn darf, daß der Hund nichts vorbeygehen wird. Die Pfuhlschnepfe fällt gewöhnlich Paarweise nebeneinander ein, und man darf, wenn man eine findet, beynahe sicher seyn, daß die zweyte nicht weit davon liegt. Um so mehr muß man auch, wenn man eine geschossen hat, den Hund während dem Laden, wie ich schon im ersten Theil bey Gelegenheit der Feldarbeit erinnert habe, neben sich behalten, und ihm das Herumschwärmen und Suchen nicht gestatten. Zuweilen, jedoch seltener, findet man mehrere auf einer Stelle neben einander, und man muß auf den Fall, daß zwey oder mehrere auf einmahl aufstehen, so bald man auf eine geschossen hat, augenblicklich nach den andern hinsehen, und die Stellen beobachten, wo sie einfallen, sich auch, um diese zu behalten, ein Merkmal an einer etwa in der Nähe befindlichen Wiesenblume, an der Farbe und Höhe der Grashalmen und dergleichen nehmen. Wenn der Tag schwül und der Hund sehr erhitzt ist, muß man hin und wieder abbrechen, und den Hund eine Zeitlang ruhen, ihn, wenn Wasser in der Nähe ist, frischen und auskühlen lassen; gerade an solchen Tagen aber auch — wie ich angehenden Liebhabern nicht genug empfehlen kann — jeden einzelnen Distrikt sehr kurz und genau absuchen. Man muß die Pfuhlschnepfe kennen, um sich zu überzeugen, wie leicht sie der Hund an einem sehr heißen Tage vorbeygeht. Es ist aber auch, und zwar nicht nur bey heißen Tagen, sondern auch

sonst

sonst gut, wenn man, um den Hund zu schonen, diesen, so oft man einen District passirt, wo man der Lage nach nichts anzutreffen glaubt, zurückruft, und nicht durch unnützes Suchen abmattet. Es ist dieses vorzüglich bey jungen Hunden nothwendig, weil sie, wenn man ihnen das Suchen nur auf solchen Terrains wo sie finden, gestattet, um desto fleißiger und emsiger suchen, dagegen sie, wenn sie hin und wieder fruchtlos suchen, leicht träge und unachtsam werden. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Hund, sobald es verlangt wird, auf jedem Terrain suchen muß. Wenn man früh des Morgens herausgeht, muß man, wenn etwa ein starker Thau oder Regen gefallen ist, abwarten, bis die Sonne das Gras etwas abgetrocknet hat, weil der Hund, wenn es sehr naß ist, wegen des Wassers, das ihm in die Nase kommt, keine Witterung hat. Daß die Pfuhlschnepfe bey ihrer Ankunft weder so fett ist, noch so ungewöhnlich fest liegt, als wenn sie erst einige Zeit geruhet und geäst hat, liegt in der Natur der Sache. Je näher die Zeit ihrer Abreise kömmt, um desto fetter ist sie. Diejenigen, die, wenn der größeste Theil schon fort ist, hin und wieder einzeln zurückbleiben, und erst spät nachziehen, sind oft so fett und schwer, daß sie mit Mühe auffliegen, ja wohl gar zuweilen, wenn sie nach dem Schuß niederfallen, bersten. Zuweilen nehmen die Hunde, wenn die Pfuhlschnepfe sehr fett ist, sie beym Apportiren ungern auf, rupfen sie vielmehr, und halten sich lange auf, ehe sie sie bringen, worauf man aufmerksam seyn, und dies eben so wenig wie das Drucken und Quetschen gestatten muß. Man schießt sie gewöhnlich mit No. 7. — Daß die Nummern nicht in allen Kramladen gleich sind, habe ich schon unter der Rubrik vom Schroot erwähnt — Später hinaus, wenn sie sehr fett sind, allenfalls mit Dunst.

Die Becassine

Naturgeschichte.

Die Becassine — auch Heerschnepfe — Sumpfschnepfe — Grasschnepfe — Himmelsziege ꝛc. genannt, ist ungleich kleiner, wie die Pfuhlschnepfe, und ohngefehr von der Größe des Krammetsvogels. Sie ist im Ganzen, die Größe ausgenommen, der Pfuhlschnepfe ziemlich ähnlich. Jedoch hat sie einige unverkennbare Unterscheidungs-Zeichen. Der Kopf, Hals und Rücken wie die Pfuhlschnepfe, nur mit dem Unterschied, daß die am Kopf und Rücken befindlichen Streifen dunkler, die Querbinden viel kleiner, statt der auf dem Rücken der Pfuhlschnepfe befindlichen großen hellbraunen Flecken, hier nur kleine Punkte und Düppeln sind. Der Schnabel ist $2\frac{3}{4}$ Zoll lang, und mithin länger wie bey der Pfuhlschnepfe. Er ist zwar sowohl in Farbe als Gestalt dem Schnabel der Pfuhlschnepfe ähnlich; nur hat er das auffallende Unterscheidungszeichen, daß er vorne, wo er platt und schwarz ist, viele kleine Höcker und Reife hat, anstatt daß der Schnabel der Pfuhlschnepfe durchaus platt ist.

Der Bauch der Becassine ist überdem weiß, die Schenkelfedern sind zwar ebenfalls grau, aber weniger schwarz melirt. Die Füße dünner und grünlich gelb; die Schwanzfedern laufen fast etwas spitzer zusammen, und sind oben zwar auch orangengelb, aber etwas dunkeler wie bey der Pfuhlschnepfe. Sie hält sich in sumpfigen, morastigen Oertern, in nassen Wiesen, an den mit Schilf und Rohr verwachsenen Teichen u. s. w. Ihre Nahrung sind Gewürme und Insecten, auch Sumpf-Gras, Wurzeln. Das Weibchen, welches so wie bey der Pfuhlschnepfe etwas größer und am Unterleibe heller, wie das Männchen ist, sonst sich aber wenig von diesem unterscheidet, — macht sein Nest vom Gras und Strohhalmen in die vom Wasser ausgespülten Erdhöhlen, wo es 4 bis 5 grünliche

mit

mit braunen Flecken besetzte Eyer legt, und diese in 3 Wochen ausbrütet. Sie kommt sowohl im Frühjahr bey ihrem Wiederzuge, als auch im Herbst, wenn sie nach den wärmeren Gegenden hinzieht, etwas früher als die Pfuhlschnepfe, und zwar im Herbst gewöhlich Ausgangs Julius bey uns an, und fällt denn theils in den Wiesen, und zwar wenn das Grummet noch niedrig ist, zum Theil in das alte Gras, an den mit Schilf und Rohr verwachsenen Graben, hernach aber auch in dem Grummet, theils in den nassen, morastigen Viehweiden, theils auch an den Teichen, wo Schilf und Rohr ist, ein. Der Brütvogel fällt früher, oft schon in der Mitte des Julius in den den Brütörtern nahe gelegenen Wiesen aus.

Jagd und Fang.

Die Becassine ist ungleich scheuer, wie die Pfuhlschnepfe, besonders im Anfange, und wenn man sie Schaarenweise bey einander antrifft, wo sie den Hund nicht leicht halten, sondern größtentheils alle zusammen auf einmal mit einem hellen lauten Geschrey oft weit vor dem Hunde aufstehen, und oft lange herumschwärmen, ehe sie wieder einfallen *), welches auch dann geschieht, wenn sie in sehr nassen Wiesen liegt, wo sie das Plätschern des Hundes im Wasser von weitem hört, und dann ebenfalls meist immer sehr weit aufsteht. Später im Herbst, und wenn sie erst fett wird, hält sie besser den Hund und liegt dann oft sehr fest, fliegt auch alsdann langsamer und gerader als bey ihrer

*) Zu Zeiten, und wie einige Jäger behaupten, bey Veränderung des Wetters, vorzüglich zur Brütezeit läßt die Becassine, wenn sie hoch in der Luft schwärmt, ein dem Mäckern einer Ziege ähnliches Geschrey — welches von ihrem gewöhnlichen ganz verschieden ist, — hören, daher ihre Benennung Himmelsziege.

ihrer Ankunft, und ehe sie fett wird, wo sie wegen ihres schnellen und schwankenden Flugs schwer zu schießen, und es gewissermaßen das non plus ultra des Flugschützen ist, wenn er einige nacheinander, ohne fehl zu schießen, erlegt. Hiernach muß denn aber auch der Hund sehr kurz und behutsam vor dem Jäger suchen. Ein junger Hund nimmt die Becassine im Anfange nicht so leicht wie die Pfuhlschnepfe an. Sie hat theils eine feinere Witterung als jene, theils aber kann der Hund, da sie unruhig und scheu ist, sie nicht sobald kennen lernen, wie die Pfuhlschnepfe, die ihn gleich im Anfange näher heran läßt und fester liegt. Es giebt Hunde, die sie wenig achten. Sobald indessen nur häufig vor ihnen geschossen wird, und sie fest liegt, steht der Hund am Ende nicht minder ferm vor ihr und zieht sie ebenfalls oft auf eine sehr große Entfernung an. Wenn sie fett ist, und dann weniger unruhig herumschwärmt, sich länger an einer Stelle aufhält, läuft sie, wenn sie sich äset, ebenfalls wie die Pfuhlschnepfe hin und her, und ist dann oft eben so schwer auszumachen und zum Aufstehen zu bringen. Sie hält sich länger wie die Pfuhlschnepfe, zum Theil so lange, bis Reif und Nachtfröste erfolgen, hier zu Lande auf, und ist dann sehr fett. Im Spätherbst, wenn die Wiesen kahl sind, hält sie sich vorzüglich im Rohr und Schilf, in den Feldbrüchen — so wie überhaupt an solchen morastigen Oertern, wo sie Decke und Schutz vor dem Raubvogel, — der ihr dann, weil sie fett und schwer ist, gefährlicher, wie bey ihrer Ankunft ist — auf. Einige Jäger hier zu Lande schießen sie da, wo sie sehr häufig gefunden wird, hinter dem Wisch — ein von Weiden, Ellern oder anderem Strauch verfertigter großer Schirm, den man vor sich her tragen, und dahinter verborgen bleiben kann, und dessen man sich vorzüglich auf Enten bedient — mit dem sie, ohne den Hund reviren zu lassen, sehr langsam auf den Wiesen hin und her gehen, und die Schnepfe, die sich dann, weil sie den Jäger nicht gewahr wird, unbesorgt ässet und herumläuft, größtentheils auf einer ganz kurzen Entfernung

fernung — die Flinte wird, theils um die Schnepfe nicht zu Schanden zu schießen, theils um den Knall zu vermindern, nur mit einem schwachen Schuß geladen — erlegen. In der von mir im ersten Theil gelegentlich angeführten Anleitung zur Erziehung eines jungen Hühnerhundes, giebt der Verfasser in dem angehängten Unterricht vom Lerchen- und Becassinenfange eine Art, die leztern mit dem Netz zu fangen an, die, wie ich gestehe, mir bis jetzt nicht bekannt gewesen ist. Für diejenigen, denen diese Piece nicht zu Händen gekommen seyn sollte, erfolgt hier ein vollständiger Auszug mit den eignen Worten des Verfassers.

Netze zum Becassinen-Fange.

§. 107.

„Der Anfang wird mit starkem Zwirn, wie ein Lerchen„Netz, auch über das nämliche Strickholz Nr. 13. gestrickt, „und dann mit feinem Zwirm fortgestrickt. Die Breite ist „264 und die Höhe 30 Maschen. Es wird wie ein „Lerchennetz eingebunden und eingetheilt. Oben durch die „Maschen wird ein Bindfaden gezogen, wo die Ringe an„kommen, und wird in 25 Ringe eingetheilt, Zwischen je„den Ring kommen 11 Maschen, oben durch die Ringe wird „eine Linie gezogen. Das Netz, wenn es eingebunden ist, „6 Klafter breit.„

§. 108.

„Wenn man mit dem Netze fangen will, so wird an „jeder Seite oben an die Linie des Netzes eine Stange mit „dem obersten Ende fest gebunden, die Stangen müssen ge„rade, glatt und leicht seyn. Zum Fangen und Tragen des „Netzes werden zwey Männer erfordert. Am untersten En„de einer Stange faßt ein Man mit beyden Händen, und

„sie

„sie tragen die Stange so, daß sie hinterwärts zurücksteht,
„und das unterste Ende die Erde berührt. Fliegt die Be-
„cassine hinten auf, so fängt sie sich gleich, fliegt sie aber
„vorne auf: so geben die beyden Männer, welche die Stan-
„gen tragen, der Stange einen Ruck, daß das Netz vorne
„überfliegt, und dann fängt sich die Becassine von vorne.„

§. 109.

„Die beyden Netztragenden müssen aber sehr Acht
„beym Ueberschlagen des Netzes auf einander haben, und
„es gehört zu diesem Fange Uebung. Ich habe auf diese
„Art in einem Tage viel Becassinen gefangen, nur geht der
„Fang bey windigem Wetter nicht gut.„

Man kann sie übrigens in Gegenden, wo es das Ter-
rain erlaubt, im Spätherbst, wenn sie fett ist, und fest
liegt, wie nicht minder die Pfuhlschnepfe, vor dem Hunde
mit dem Tyras decken.

Die stumme Schnepfe.

Jagd.

Die stumme Schnepfe, auch Haarschnepfe, imglei-
chen hier zu Lande auch Fledermaus und Haberbock —
welcher letztere Name auswärtig hin und wieder auch der
Becassine beygelegt wird — genannt, ist am Leibe nicht
viel größer wie eine Lerche. Die Scheitel ist schwarz,
rostfärbig überlaufen, die Backen schwärzlich; um den
Kopf herum läuft eine blaßgelbe Streife; der Schnabel
ist anderthalb Zoll lang, an der Wurzel braun, gegen die
Spitze schwarz, scharf vertieft, vorn etwas platt und höcke-
rig, an der Spitze scharf. Der Oberleib ist dunkelbraun,
mit einem goldgrünen, fast violetten Glanz überzogen. Ueber
den

den Rücken laufen 4 blaßgelbe Linien der Länge nach hin. Der Unterleib ist weiß. Die Deckfedern sind zum Theil fein und haarig — daher der Name Haarschnepfe; die Füße sind dünne und bräunlich, über den Knieen kahl. Die Zehen wie bey der Becassine. Sie hält sich größtentheils im Schilf, im Riedegras, in Bimsen, an den Teichen, in tiefen Sümpfen und Morästen. Ihre Nahrung besteht aus Insecten und Gewürmen. Sie nistet meist in den Bimsen, wo sie 4 bis 5 grün-gelbe, dunkelbraun gefleckte Eyer legt. Sie kommt im Frühjahr, wo sie ebenfalls nur durchzieht; zum Theil mit der Becassine zugleich, im Herbst weit später als diese, und erst dann, wenn die Pfuhlschnepfe bereits fort ist, die Becassine sich aber zum Theil reisefertig macht. Man findet sie gewöhnlich einzeln. Sie liegt außerordentlich fest, und steht oft nicht eher, als bis man so zu sagen mit dem Fuß auf sie tritt, auf, fällt auch größtentheils auf einer kurzen Entfernung wieder ein. Sie fliegt zwar nicht schnell, ist aber demohnerachtet, da sie klein ist, leicht zu fehlen, besonders wenn man sich übereilt. Da sie den Hund sehr nahe kommen läßt und größtentheils unter den Füßen herausfliegt, so kann man sie mit Dunst schießen.

Man muß sich übrigens zu der Schnepfenjagd, so wie zu allen Wasserjagden, mit wasserdichten Stiefeln versehen. Am besten, man läßt den untern Theil bis an die Wade von gedoppeltem Leder — das Inwendige darf als Unterfutter dünner und leichter seyn — verfertigen, zwischen dieses aber eine Schweinsblase einnähen und die Nahten tüchtig verpichen. Dergleichen Stiefeln sind zwar etwas schwer. Man kann aber auch, wenn sie aus gut zubereitetem Rindleder verfertigt und tüchtig gemacht sind, den ganzen Tag über, ohne naß zu werden, im Wasser und in Morästen waten. Zum Einschmieren und um sie weich und zugleich wasserdicht zu erhalten, muß man, wenn man sich des Thrans bedient, diesen mit Wachs und Terpentin vermischen, weil der Thran allein sie zu weich macht, und das Eindringen des Wassers

befördert

befördert. Auch kann ich folgendes Rezept zum Einschmieren der Jadgstiefeln empfehlen. Man nehme 1 Pfund Leinöhl, 8 Unzen Schöpsenfett, 6 Unzen gelbes Wachs, 4 Unzen Härz, und mische alles wohl untereinander. Die Stiefeln müssen aber vor dem jedesmaligen Einschmieren erwärmt, und nicht nur das Leder, sondern auch die Sohlen und Näthe eingeschmiert werden. — Auch das Einschmieren mit Dachsfett thut gute Dienste. Der Verfasser des Versuchs über Gewehr-Fabriken empfiehlt zum Einschmieren der Jagdstiefeln folgendes Mittel:

Man nehme:

„Talg, ein halbes Pfund;
„Schweinsfett, vier Unzen;
„Terpentinöhl, zwey Unzen;
„Frisches gelbes Wachs, zwey Unzen;
„Baumöhl, zwey Unzen;

„schmelze dies alles in einem irdenen Tiegel zusammen, und „rühre es während des Schmelzens wohl um.

„Den Abend vorher, da man Wasservögel schießen „will, müssen die Stiefeln, die nicht feucht seyn dürfen, „bey einem hellen Feuer allmählig erwärmt, und wenn sie „recht durchgewärmt sind, mit obiger Zusammensetzung, die „sehr gelinde, so, daß die Hand sie eben verträgt, ge„schmolzen ist, stark eingerieben werden, so viel als das „Leder einsaugen kann. Die Stiefeln werden am andern „Morgen beym Anziehen etwas steif seyn, allein die Wär„me des Beins wird sie bald wieder weich machen. Sind „die Stiefeln neu, so ist es gut, sie vorher erst einige Zeit zu „tragen, damit die Fettigkeit, welche neues Leder gewöhn„lich enthält, erst auszieht, bevor sie eingerieben werden.

„Mit dergestalt zubereiteten Stiefeln kann man ganze „Tage in Morästen und Sümpfen waten, ohne sich vor Näs„se und Feuchtigkeit zu fürchten. Man wird zuverlässig mit „trocknen Beinen und Füßen nach Hause kommen.„

Von

Von den Strandläufern.

Die gemeinen Jäger verwechseln die Strandläufer noch hin und wieder mit andern Vögelgattungen. Es ist dies nun zwar im Grunde wohl um so verzeihlicher, als selbst unter den Naturkündigern noch immer eine gewisse Unbestimmtheit in Ansehung des Strandläufergeschlechts herrscht. Damit der Liebhaber indessen nicht durch die unrichtigen und unvollständigen Angaben der gemeinen Jäger ganz und gar irre geleitet werde, so werde ich ihn mit den hauptsächlichsten Unterscheidungszeichen der Strandläufer etwas näher bekannt machen.

Die Strandläufer — von denen Linnee 23 Arten angiebt, *) gehören zu der Ordnung der Sumpfvögel oder Stelzenläufer. Sie werden deshalb Strandläufer genannt, weil sie sich, mit Ausnahme einiger, häufig an dem Strande der Flüsse oder anderer Gewässer aufhalten und sehr schnell laufen können. Sie haben zum Theil einige Aehnlichkeit mit

*) Bechstein giebt für Deutschland 17 Arten an, und theilt das Geschlecht der Strandläufer, wegen der vielen bey solchen vorkommenden Unterscheidungsmerkmalen, zur besseren Uebersicht und Ordnung, in vier besondere Familien ein.

Zu der ersten zählt er diejenigen, deren Schnabel etwas kürzer als der Kopf oder mit demselben gleich lang ist, als: den gemeinen Kiebitz, die Gambette, den Steindreher, den gefleckten, grauen, und den rothbeinigen Kiebitz; zu der zweyten diejenigen, deren Schnabel etwas länger als der Kopf ist: den Kampfhahn, den punktirten, den gemeinen Strandläufer, die Meerlerche rc. Zu der dritten die, denen die Hinterzehe fehlt, wohin auch der sogenannte Sandläufer gehört. Die vierte Familie unterscheidet sich von den andern durch ihre belappten Füße, ist aber in Deutschland nicht einheimisch.

mit den Schnepfen, daher die meisten dieser Vögel von den Franzosen becasseaux genannt, auch wohl von den Köchen mit denselben vermengt werden. Die Hauptkennzeichen dieses Geschlechts sind: ein länglich runder Schnabel, der aber größtentheils kürzer und dünner wie bey den Schnepfen, auch bey den mehresten Strandläufern von ziemlich gleicher Länge mit dem Kopfe ist, sehr schmale Nasenlöcher, hohe, über den Knieen kahle Beine, die zwar wie bey den Schnepfen vierzehig sind, sich aber von diesen dadurch unterscheiden, daß die Hinterzehe nur ein Gelenk hat, höher als die andern am Schienbeine liegt und nicht wie bey den Schnepfen auf die Erde reicht, wenn der Vogel aufrecht steht. Sie sind theils an Größe, theils an Farbe unterschieden. Die kleinste Gattung ist diejenige, die Bechstein zu der dritten Familie zählt, und von der in der hiesigen Provinz nur allein der sogenannte Sandläufer oder Sandpfeifer angetroffen wird.

Da die Strandläufer im eigentlichen kein Gegenstand der Jagd sind, am wenigsten aber derjenigen, die mit dem Hühnerhunde betrieben wird, und da sie nur hin und wieder gelegentlich geschossen werden, so werde ich unter den vielen Strandläuferarten auch blos den sogenannten Kampfhahn ausheben, der hier zu Lande in einigen Gegenden häufig angetroffen wird, und der wohl allerdings eine nähere Beschreibung verdient.

Der Kampfhahn.

Der Kampfhahn, auch Brausehahn — Streithahn — Hausteufel — Seepfau — hier zu Lande Kollerhuhn genannt, gehört unter die Zugvögel. Er ist nicht völlig so groß wie eine Taube, hat jedoch viel höhere Füße als diese. Das Gesicht ist mit fleischigen, rothen Drüsen oder Warzen besetzt. Der Schnabel ist fast $1\frac{1}{2}$ Zoll lang,

bey

bey einigen schwärzlich, bey andern, wie die Füße roth. Die Grundfarbe des Körpers ist aschgrau mit schwarz und weiß untermengt. Der Hals ist mit einer Reihe langer Federn umgeben, welche der Vogel, wenn er zornig wird, in die Höhe richtet, so daß sie alsdann einen großen Kragen (Koller) — und daher die hier zu Lande übliche Benennung Kollerhuhn — bilden. Die Kehle und Brust größtentheils weiß und graubunt, der Bauch weiß, die Schwungfedern röthlich, die kleinern theils braun theils grau. Es giebt jedoch einige, die ganz verschieden gezeichnet sind, so wie man denn nicht leicht einen Vogel, dessen Gefieder so verschieden wie das des Kampfhahns wäre, und selten zwey von einer gleichen Zeichnung antreffen wird. Es gilt dies jedoch vorzüglich von dem Männchen, dagegen die Zeichnung des Weibchens beständiger ist. —

Dieses unterscheidet sich von dem Männchen merklich dadurch, daß ihm sowohl die rothen fleischigen Drüsen am Gesicht, als der Kragen fehlen. Der Oberleib ist größtentheils braunschwarz gefleckt, Brust und Bauch weiß. Die Männchen haben eine große Neigung zum Kampfe — daher der Name Kampfhahn. Sobald deren zwey zusammen kommen, kämpfen sie mit einander, oft mit einer solchen Heftigkeit, daß sie ohne auf den heran schleichenden Jäger zu achten, von diesem mit einem Netze bedeckt und gefangen werden können. Sie richten während des Kampfs den Kragen in die Höhe, brüsten sich und machen allerley possierliche Geberden und Sprünge. Sehr sonderbar ist es dabey, daß sie ihrer großen Neigung zum Kampfe — was jedoch nur von den Männchen gilt — ungeachtet, die Gesellschaft ihres gleichen suchen, so wie sie denn den Kampf nie anders, als wenn sie sich auf der Erde niederlassen, überdem aber blos im Zustande der Wildheit, beginnen, dagegen sie gezähmt sehr freundschaftlich mit einander leben und allen Streit und Hader bey Seite setzen. Sie halten sich theils wie die andern Strandläufer an den Ufern der Gewässer, theils auf Wiesen, Aeckern — auf diesen vor-

 züglich,

züglich wenn es geregnet hat, — theils auch auf Viehweiden auf. Ihre Nahrung besteht aus Wasserkräutern, Insekten, Gewürmen, besonders Regenwürmern — Schnecken u. s. w. Das Weibchen legt 4 bis 6 Eyer und sucht sich dazu gewöhnlich trockene Grasörter oder Binsensträuche aus. Die Brütezeit währt 16 bis 18 Tage. — Sie sind zwar gewöhnlich sehr scheu, lassen sich aber, wie ich schon erwähnt habe, wenn sie kämpfen, leicht ankommen. In einigen auswärtigen Gegenden werden sie lebendig in Laufschlingen gefangen und an die Gartenliebhaber verkauft, die sie in den Gärten herum laufen lassen, um diese von den Schnecken und anderem Ungeziefer zu reinigen. Ihr Fleisch ist zwar an sich hart. Es soll jedoch, wenn man sie in finstern Ställen mit Milch und Brod mästet, sehr wohlschmeckend werden. Die Eyer sind von gutem Geschmack, und werden den Kiebitzeyern gleich geachtet.

Von den Wasserhühnern.

Die Wasserhühner gehören eben so wenig als die Strandläufer zu demjenigen Federwildprett, auf welches man mit dem Hühnerhunde Jagd macht. Ich werde ihrer daher auch blos im Allgemeinen erwähnen.

Die Wasserhühner auch Rohr- und Schilfhühner genannt, die ebenfalls zu der Ordnung der Sumpfvögel gezählt werden, und von denen Linnee sieben Arten angiebt, sind vorzüglich daran zu erkennen, daß sie sämmtlich einen erhabenen Schnabel, dessen obere Kinnlade über die untere gewölbt ist, längliche Nasenlöcher, eine kahle Stirn und vier Zehen haben, die bey einigen mit einer Schwimmhaut, bey andern nur mit einer lappigen Haut verbunden, bey andern hinwiederum ganz glatt sind. Sie sind theils an Größe, theils an Farbe sehr verschieden. Es giebt schwarze, rußfärbige, braune und noch anders ge-

zeichnete

zeichnete Wasserhühner. Die ganz schwarzen, welche eine weißliche Stirn und röthliche Schultern haben, werden von einigen Meerteufel genannt. Sie halten sich auf Teichen und Morästen, nähren sich vorzüglich von Wasserpflanzen und ihren Saamen und nisten im Schilfe.

Von den Brachvögeln.

Die Vögel, die hier zu Lande unter dem Namen Brachvögel bekannt sind, und von denen die hiesigen Jäger zwey Gattungen, den großen Brachvogel, den sie auch häufig Gütvogel, und den kleineren, den sie gewöhnlich ausschließend Brachvogel nennen, angeben, werden von den Naturkündigern eigentlich zu dem Schnepfengeschlecht und zwar von Bechstein zu der Familie mit unterwärts gekrümmten Schnabel gezählt. Da sie indessen, als Wildprett betrachtet, nicht zu denjenigen Schnepfenarten gehören, die vor dem Hühnerhunde geschossen werden, so habe ich ihrer auch bey der Anleitung zur Schnepfenjagd — wo die Abführungsmethode des Hühnerhundes der Hauptgegenstand war — nicht erwähnen können. Die Benennung Brachvogel anlangend, so muß ich, damit diejenigen, die sich ohne Anleitung mit dem Lesen naturhistorischer Schriften beschäftigen, nicht zu einem Irrthum verleitet werden — bemerken, daß einige Schriftsteller den Namen Brachvogel einer ganz andern Vögelgattung und zwar demjenigen Geschlecht der Stelzenläufer, die Linnée unter der Benennung Tantalus — Bechstein unter dem deutschen Namen Nimmersatt aufführt — und die man mit denjenigen, von denen hier die Rede ist, nicht verwechseln muß — beylegen.

Der

Der Gütvogel.

Naturgeschichte.

Der Gütvogel, sonst auch großer Brachvogel genannt, ist auswärtig mehr unter den Namen Keulhaaken — Wettervogel — Windvogel — Gewittervogel — Griesvogel — Fastenschlier bekannt *). Er ist von der Größe einer zahmen Henne. Der Schnabel ist beynahe 5 Zoll lang, dünn, rund, und von der Mitte nach der Spitze zu abwärts gebogen. Der Kopf und Hals sind weißgelblich, dunkelbraun gefleckt; der Oberleib dunkelbraun; die Brust und der Bauch weiß, erstere wie der Unterhals mit langen dunkelbraunen Strichen, die hohen olivengrünen vierzehigen Beine über den Knieen kahl, die äußern Zehen mit der mittleren bis zum ersten Gelenke mit einer Schwimmhaut verbunden, die hintere Zehe etwas länger als die mittlere Vorderzehe, die Nägel dunkelbraun. — Das Weibchen ist am Kopf, Hals und Brust aschgrau, überhaupt aber dunkler an Farbe wie das Männchen, welches auch von den Jungen gilt. Man sieht sie hier zu Lande am häufigsten im Frühjahr und Herbst, wo sie sich vorzüglich an den Ufern der Ostsee und des frischen, auch Curischen Hafes — zweyen Meerbusen der Ostsee — einfinden. Sie nähren sich von Insekten, Würmern, Schnecken, Gräsern, Kräutern u. s. w.

Auch sollen sie häufig kleine Kiesel zur Beförderung der Verdauung herunter schlucken. Sie leben in der Monogamie und brüten wie die nachfolgende kleinere Gattung — in großen Sümpfen, wo sie sich jedoch die trockensten Oerter aussuchen. Das Weibchen legt vier olivengrüne, schwarz auch bräunlich gesprenkelte Eyer und brütet 3 Wochen. Die Jungen sind bis zum zweyten Jahre am Oberleibe schwärzlich

*) Bechstein führt ihn unter der Benennung Doppelschnepfe auf.

lich, am Unterleibe grau, dagegen sich diese Farbe nach der ersten Mauserung verändert. Während der Brütezeit lebt jedes Paarchen für sich allein, außerdem aber findet man sie meist immer in kleinen oder größern Haufen beysammen, besonders im Frühjahr und Herbst, wo sie sich nach den Ufern des Meeres und der großen Flüße hinziehen. Sie fliegen und laufen mit großer Schnelligkeit. Sie geben, besonders wenn sie ziehen, einen hellen zweytönigen Laut von sich, der vermittelst einer Lockpfeife von folgender Einrichtung nachgeahmt werden kann. Man läßt von dünnem Messing eine Pfeife, die etwa 1½ Zoll lang und von der Weite eines starken Daumens ist, verfertigen. Auf diese Pfeife wird, als Mundstück, eine kleine Röhre von der Dicke eines Tobackspfeifenstiels, die aber am untern Ende etwas spitziger seyn muß, aufgelöthet, an der einen Seite aber eine kleine Oeffnung angebracht. Wenn man oben in die Röhre pfeift und die Seitenöffnung mit dem Finger zuhält, so wird dadurch der zweytönige Laut des Vogels täuschend nachgeahmt.

Jagd.

Der Gütvogel wird — obwohl er von Natur sehr scheu ist — hier zu Lande häufig und in großer Menge hinter dem Schießpferde, von dessen Gebrauch bey Gelegenheit der Entenjagd nähere Auskunft erfolgen wird, geschossen. Wenn man sich der vorbeschriebenen Lockpfeife bedienen will, so setzt man sich in der Gegend, wo sie zu ziehen pflegen, an einen wohlverdeckten Ort hin und pfeift. Wenn der Laut gut nachgeahmt wird, lassen sie sich oft auf einer kurzen Entfernung vom Schützen herunter. Wenn man einen erlegt hat, muß man ihn nicht gleich aufnehmen, sondern sitzen bleiben, weil die andern, obwohl sie nach dem Schusse auffliegen, gewöhnlich nach ihrem Kameraden zurückzukehren und sich bey ihm niederzulassen pflegen, besonders wenn dieser nicht gleich todt bleibt und schreyt.

Der kleine Brachvogel.

Der kleinere Brachvogel den die hiesigen Jäger größtentheils nur schlechtweg Brachvogel nennen, der auswärtig aber mehr unter dem Namen Saatvogel — mittlerer Brachvogel — Gäsvogel — bekannt ist, und den Bechstein unter der Benennung Regenvogel aufführt, ist dem Gütvogel ziemlich ähnlich, nur kleiner wie dieser und von der Größe einer Taube. Er hat hiernach einen kürzeren und schwächern Schnabel; das Gefieder ist größtentheils grau und grünlich gesprenkelt, die vierzehigen hohen Beine wie bey dem größeren ebenfalls olivengrün. Er hält sich vorzüglich und mehr wie der andere, — von dem er sich übrigens auch durch seinen Laut, der eintönig und ungleich schwächer ist, unterscheidet — auf Brachfeldern, wo man ihn hier zu Lande oft in großer Menge — wie auch auf Saatfeldern, auch Viehweiden — findet. Er ist nicht so scheu wie der größere, und läßt sich hin und wieder ohne Schießpferd beykommen.

Enten- und Gänse-Jagd.

Einleitung.

Das äußerst zahlreiche Entengeschlecht gehört unter die Ordnung der Schwimmvögel, die Linnée sämmtlich mit dem Namen Anseres, das hieher gehörige Entengeschlecht aber — wohin er jedoch auch die Schwäne *) und Gänse zählt — mit dem Namen Anser Anas belegt. Er giebt 45 Arten dieses Geschlechts an und theilt solches in 4 Familien ein.

Zur

*) Die Schwäne gehören nach der Preußischen Forst-Ordnung zur hohen Jagd.

Zur ersten Familie rechnet er die mit einem an der Wurzel höckerigen Schnabel als: der stumme oder zahme Schwan, die Sammetente, die Brandente, die Trauerente, die Brillenente, deren Heymath das nördliche Amerika ist, die Bläßengans und die Schneegans. Zur zweyten Familie die mit glattem Schnabel an der Wurzel: den Singschwan oder wilden Schwan, die wilde Gans, die Bohnengans, die Brantgans, die Bernackelgans, die Federgans, die Bisamente, die Bergente, die Schnatterente, die Quackente, die Pfeifente, den Pfeilschwanz, die Winterente, die Tafelente, die aschgraue Ente, die Knäckente, die Kriek- oder Kriechente, die Sommerhalbente, die Krägenente, die Zwergente, die Löffelente, und die Spatelente.

Zur dritten Familie, die mit einigen rückwärts geschlagenen Federn auf dem Schwanze, als: die gemeine wilde und zahme Ente, imgleichen die krummschnabliche Ente oder sogenannte Federkappe. Zur vierten Familie, mit einem Federbusche auf dem Kopfe die sogenannte Haubenente, die man sonst auch Brautente zu nennen pflegt.

Um nicht die Grenzen einer bloßen Jagdanleitung zu überschreiten, werde ich blos diejenigen Entenarten, die hier zu Lande in vorzüglicher Menge brüten und auf die bey uns am mehresten Jagd gemacht wird — etwas näher beschreiben. Ich nenne unter diesen wie billig zuerst:

Die gemeine wilde Ente.

Die gemeine wilde Ente, die Linnee unter dem Namen *Anas boschas* aufführt, ist hier zu Lande am meisten unter dem Namen Märzente bekannt. Sie hat sowohl in Ansehung ihrer Gestalt und Größe, als zum Theil in ihrer Lebens-

Lebensart, mit der zahmen Ente viele Aehnlichkeit *); daher denn auch die Naturkündiger die Abstammung der zahmen Ente von dieser wilden Entenart herleiten. Sie führt den Namen Märzente, weil sie sich größtentheils im Monat März zu begatten anfängt. Der gelblich grüne Schnabel ist an der Wurzel etwas erhaben, vorne flach und gerade, der Kopf und Hals schwarz, ins goldgrüne glänzend, am untern Theile des Halses eine zur Hälfte um denselben laufende weiße Streife, der Oberleib vom Halse bis zur Mitte braun, von da ab grau mit braunen Queerbinden, die Schwungfedern mit einem schönen violettgrünen Spiegel geziert, die Brust rothbraun, der Bauch grau mit schwarzen Queerlinien, der Schwanz graubraun, die vier mittelsten Schwanzfedern schwarz und wie bey dem zahmen Entrich aufgekräuselt; die Füße — deren Schwimmhaut zarter und sanfter wie bey der zahmen Ente ist — gelbgrün **). Das Weibchen ist kleiner und unterscheidet sich außerdem von dem Männchen — welches letztere beyläufig erwähnt — in der Jägersprache, und zwar bey allen Entenarten, Entrich — Rutsch — Antrach — hier zu Lande gewöhnlich Erpel genannt wird — dadurch, daß es sowohl am Kopf und Halse als am ganzen Oberleibe braun und schwarz gesprenkelt, an dem Bauche aber schmutzig weiß ist. Der violettgrüne Spiegel auf den Flügeln ist beyden eigen. Das Männchen ist endlich auch durch seine heisere dumpfere Stimme kennbar, dagegen das Weibchen einen hellen starken Laut, der dem Geschrey der zahmen Ente

*) Es gilt dies vorzüglich von den zahmen grauen Enten, von denen einige mit dieser wilden Entenart eine überaus große Aehnlichkeit haben.

**) Die Füße der jungen Enten sind von röthlicher Farbe, anbey weicher und glatter wie bey den alten. Auch unterscheiden sie sich von den letzteren dadurch, daß die Kiele der Schwungfedern weich und blutig, bey den alten dagegen hart und blutleer sind.

Ente gleich kommt, von sich giebt. Ihre Nahrung besteht theils in Fischen *), unter denen sie vorzüglich der jungen Karpfenbrut gefährlich sind, theils in Froschleich, Wasserinsecten, Wasserkräutern u. s. w. Sie wühlen gleich den zahmen Enten mit ihrem Schnabel im Schlamm, Sumpf und Morästen, und haben durch drey paar Nerven, die in den Schnabel hineingehen, das Gefühl, um zu unterscheiden, was ihnen zu ihrer Nahrung dient, dagegen sie das übrige durch die Zahnöffnungen an den Seiten des Schnabels weg lassen. Sie lieben vorzüglich die sogenannte Mannagrütze oder Schwaden (der Saamen des Wiesenschwingels *festuca fluctans L.*) so wie sie denn auch gerne des Abends in Felder fallen, wo Gerste oder Hafer gemäht ist. Diese Entenart findet sich hier zu Lande unter allen übrigen im Frühjahr zuerst ein. Sie wird dann in großen Schaaren theils an den Küsten der Ostsee, theils auf Landseen und Teichen angetroffen. Sie zerstreuen sich jedoch, da ihre Begattungszeit sehr frühe und bey günstiger Witterung schon im Monat März anfängt, sehr bald und zwar, da sie in der Monogamie leben, paarweise, dagegen die, die nicht zum Brüten hier bleiben, nach denen weiter nach Norden belegenen Gegenden hinstreichen, und sich erst im Herbst auf ihrem Durchzuge wieder einfinden. Das Weibchen macht sein Nest in Feld- und Waldbrüchen, in Wiesen, an Teichen, Seen, im Schilfrohr u. s. w. **) Die Eyer, deren die Ente 8 bis 14 legt,

*) In Gegenden, wo sie sich blos von Fischen nähren, ist ihr Fleisch eben so unschmackhaft, als es dagegen, wenn sie andere Nahrungsmittel zu sich nehmen, wohlschmeckend ist.

**) In sehr wässerigen Gegenden, wo die Ente zum Brüten auf der Erde keine Gelegenheit findet, brütet sie auf Bäumen und zuweilen in Raben- und Elsternestern, und trägt ihre Jungen im Schnabel herunter. Es ereignet sich hiebey gar oft, daß die Jungen aus den Nestern fallen, daher dann hin

legt, sind grün und von der Größe eines Hühnereyes. Die Brütezeit währt bey günstiger Witterung gewöhnlich 3 Wochen.

Daß die Entriche, wie von verschiedenen Schriftstellern angeführet wird, sich die ganze Brütezeit über bey dem Weibchen halten, und sich erst im Monat October mit ihren Familien zu den andern schlagen sollen, dürfte wohl nicht so geradezu behauptet werden können, da man im Gegentheil zur Brütezeit die Entriche oft Schaarenweise auf Seen und Teichen beysammen antrifft, sie sich auch, wie allen Jägern bekannt ist, sobald die Mauserung angeht, im Schilf und Rohr verbergen, und dort abgesondert von den Weibchen aufhalten. Die wolligen Jungen sind im Anfange am Oberleibe schwarz, am Unterleibe gelblich. Sie laufen äußerst schnell und fangen in drey Monaten zu fliegen an (werden fluchtbar), die zahme Ente brütet, wenn man ihr wilde Enteneyer unterlegt, diese aus und führt die Jungen gleich ihren natürlichen Kindern mit sich herum. Daß aber die jungen wilden Enten durch ein mit ihnen, in besonders dazu verfertigten Schachteln, angestelltes Schwitzbad, ihre Wildheit gänzlich ablegen, und gleichsam ausschwitzen sollten, wie häufig von Schriftstellern erzählt wird, scheint fabelhaft. Einige Schriftsteller führen als Abänderungen und Varietäten der gemeinen wilden Ente die Störente, auch Sterzente genannt, die zwar größer als die Märzente, ihr aber außer dem rostfarbenen Rücken vollkommen gleich ist, die Schmalente, die kleiner als die vorhergehende und am ganzen Leibe aschgrau ist, die Roßente, die sich von der Märzente blos durch den schwarzen, röthlich gefleckten Rücken, und endlich die Schildente, die sich durch den schwärzlichen Ober- und Unterleib unterscheidet, auf, dagegen

hin und wieder junge gelähmte oder todtgefallene Enten angetroffen werden.

gegen viele Jäger diese vier Arten hinwiederum nicht für Abkömmlinge und Spielarten der gemeinen wilden Ente, sondern für besondere Arten anerkennen, und zur Begründung ihrer Meinung behaupten, daß die Männchen dieser angeblichen Varietäten jederzeit ein ihnen gleich gestaltetes Weibchen aufsuchen. Ohne mir über diese verschiedene Meinung eine Entscheidung anzumaßen, bekenne ich doch, daß mir die Behauptung der Jäger am wahrscheinlichsten vorkommt. — Denn obwohl so viel gewiß ist, daß die vorgenannten vier Entenarten in ihrer Lebensart und sonst der gemeinen wilden Ente durchaus gleich sind, und obwohl weder Linnée, noch andere ältere Naturkündiger sie als besondere Arten aufführen, so sind doch die vorangezeigten Abweichungen in der Zeichnung zu regelmäßig und zu beständig, als daß sie so ganz unbedingt für bloße Spielarten — bey denen die Abänderungen bekanntlich bey weitem unbestimmter — überdem aber bey fortdauernder Vermischung mannigfaltiger sind — gelten sollten. Ich gestehe daher auch gerne, daß ich sie, aus dem letzten meines Erachtens überwiegenden Grunde, nicht für Abkömmlinge und Varietäten der gemeinen wilden Ente, sondern für besondere Arten des Entengeschlechts halte. Sie brüten übrigens ebenfalls häufig hier zu Lande, und sind, wie ich schon vorhin erwähnt habe, in Ansehung ihrer Lebensart der gemeinen wilden Ente vollkommen gleich.

Die Kriechente.

Die Kriechente, sonst auch Krechente, — Kriekente — Krike, in einigen Gegenden Biekelchen — scheckig Entlein — Kernel — genannt, ist bey weitem kleiner als die Märzente. Der Kopf, Hals und Kehle sind braunroth, der erste bey den Männchen in's bläulichte spielend, über und unter den Augen eine weiße Linie; die Schläfe

Schläfe grün, der etwas ausgebogene Schnabel schwarz, die Füße grau, der Oberleib dunkelbraun, die Brust röthlichweiß, schwarzbraun gefleckt, der Bauch schmutzig weiß mit röthlichen Wellen gewässert, die Schwungfedern röthlichbraun mit einem in's stahlblaue schillernden Spiegel; der sehr zugespitzte Schwanz ist dunkelaschgrau, die untern Deckfedern des Schwanzes schwarz. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Entrich sehr merklich durch seinen röthlich gesprenkelten Kopf, durch seine röthlich gelbe, schwarzgefleckte Brust, und durch seine schwarzen — auf der innern Fahne graubraunen Schwungfedern. Sie halten sich vorzüglich gern in süßen Wässern, auf Flüssen, Teichen und Bächen, besonders auf solchen, die sich durch Gebüsche schlängeln, wo man sie zur Begattungszeit paarweise antrifft. Ihre Nahrung besteht ebenfalls in Wasserkräutern, Binsensaamen, Sumpfgräsern, Wasserinsekten und kleinen Fischen. Sie leben in der Monogamie. Das Paarchen hält sich mehr beysammen wie die Märzente. Das Weibchen macht sein Nest gern zwischen den Binsengräsern und dem Schilf, und füttert solches gewöhnlich mit seinen eigenen Federn aus. Es legt 9 bis 14, mehr rund als länglichte, ins gelblich röthliche spielende Eyer. Die Brütezeit währt meist immer nur 21 Tage. Diese Entenart ist nicht so scheu als die Märzente, außer zur Begattungszeit, wo sie sich — was bey den andern Entenarten gerade das Gegentheil ist — am wenigsten beykommen läßt. Sie fliegt sehr schnell, und taucht häufig unter. Ihr Fleisch ist bey weitem zarter wie das der Märzente.

Auch von dieser Entenart geben einige Schriftsteller Varietäten und unter diesen vorzüglich eine an, die von dem Auge bis zum Nacken eine goldgrüne Streife, einen grünen Spiegel, und auf diesem eine weiße Queerbinde hat; ich lasse dahin gestellt seyn, ob diese angebliche Varietät nicht in Hinsicht ihrer regelmäßig abweichenden Zeichnung, ebenfalls eine besondere Art ausmacht.

Die

Die Sommerhalbente.

Die Sommerhalbente, die sonst auch Schäckchen, von den mehresten Jägern aber gemeinhin kleine Kriek, auch Grauentchen genannt wird, ist ganz ohnstreitig eine besondere Entenart, die mit der eigentlichen Kriekente, von der sie sich merklich unterscheidet, nicht verwechselt werden darf. Außer dem, daß sie kleiner ist wie diese, hat sie auch folgende, ihr besonders eigne Kennzeichen. Der schwärzliche Schnabel ist nicht ausgebogen, wie bey der Kriekente, sondern gerade; blos über und nicht unter jedem Auge ist ein weißer Strich; der Oberleib ist graubraun, auf dem Rücken mit weißen Federrändern; über den Flügeln eine weiße Querstreife, der Spiegel auf diesen meist immer schwarz ins grünliche spielend, mit einer weißen Einfassung an den Seiten; die Brust rothbraun; der Bauch schwarzgrau gefleckt; der Schwanz braun; die äußern Schwanzfedern weiß gerändet. — Das Weibchen ist etwas kleiner wie das Männchen und unterscheidet sich von diesem vorzüglich durch die weißgefleckte Kehle, die röthlichweiße Brust, den dunkelbraun gefleckten Bauch und den nicht sowohl auf den Seiten, als unten weiß eingefaßten grünlichen Spiegel. Sie hält sich wie die Kriekente vorzüglich in süßen Gewässern, auf Teichen, Flüssen und Bächen auf, nährt sich wie diese von Sumpf- und Wasserkräutern, imgleichen von kleinen Fischen und Insekten. Sie nistet häufig in den Höhlungen der Ufer, wo sie in das aus Gras und Binsen zubereitete Nest 10 bis 14 röthlich weiße Eyer legt, und solche in 25 bis 30 Tagen ausbrütet.

Die Löffelente.

Die Löffelente, sonst auch, wiewohl fälschlich, Schildente, in einigen Gegenden deutscher Pelican und Seefasan

san genannt, ist von der Größe der Märzente. Sie unterscheidet sich von den übrigen Entenarten vorzüglich durch ihren schwarzen, breiten, löffelförmigen Schnabel, von dem sie den Namen Löffelente erhalten hat. Der Kopf und der größte Theil des Halses ist goldgrün; der Oberleib grünlich schwarz; die Flügel, deren obere Deckfedern ins bläuliche fallen, mit einem schönen goldgrünen, kupferartig glänzenden Spiegel geziert; der Unterleib castanienbraun; die Brust weiß, mit halbmondförmigen Flecken; der lange, zugespitzte Schwanz einem Fasanenschwanze — daher der Name Seefasan — ähnlich; die acht mittleren Ruderfedern braun mit weißen Rändern, die Füße hochroth, fast pomeranzenfarbig. — Das Weibchen ist sowohl am Kopfe und Halse als Rücken braun, der Unterleib dagegen braun und fahl gefleckt. Sie kommt als Strichvogel zu uns, und wird im Frühjahr und Herbst häufig an den See- und Haffküsten, imgleichen auf Landseen und Teichen angetroffen. Sie brütet im Schilf und Rohr, legt 8 bis 14 Eyer, die den Eyern der Märzente vollkommen ähnlich sehen. Sie ist sehr scheu und läßt sich nicht leicht ohne Schießpferd oder Wisch beykommen. Ihr Fleisch ist nicht so wohlschmeckend wie das der März- und Kriekente.

Von der Entenjagd.

Die Entenjagd wird auf verschiedene Art betrieben. Entweder sucht man ihnen im Frühjahr und Herbst, wo sie Schaarenweise auf Seen und Teichen einfallen, mit dem Schießpferde oder dem Wische beyzukommen, sie nach dem Jägerausdruck anzuziehen, oder auch auf Kähnen anzufahren; oder sich bey Sonnen - Untergang an Teichen und Seen anzustellen; oder man macht zur Zeit, wenn die junge Ente fluchtbar wird, auf diese Jagd u. s. w. Diese letzte Jagd ist wohl offenbar die angenehmste, zumahlen in Gegenden,

genden, wo die Ente häufig brütet, und die Jagd dem Lokal nach im Großen betrieben werden kann. Sie ist der mit dem Schießpferde — die im Grunde mehr von den gewöhnlichen Wildprettsschützen des Nutzens, als von Liebhabern des Vergnügens wegen betrieben wird — weit vorzuziehen. Soviel kann ich jedoch nicht unbemerkt lassen, daß die Entenjagd, sie sey von welcher Gattung sie wolle, der Reppbühner- und Schnepfenjagd bey weitem nachstehen muß. Das, was bey dieser letzten den Werth des Vergnügens in einem so hohen Grade erhöht — ich meine die Gewandheit, Contenance und Dressur des Hühnerhundes — fällt bey der Entenjagd geradezu weg. Die letztere interessirt in jedem Betracht mehr den Schützen als den eigentlichen Jäger, mehr durch das Habhaft werden des Wildpretts, als durch die Art, wie es erlegt wird. Ich könnte nun zwar hiernach die Entenjagd in Hinsicht auf diejenigen Liebhaber, denen es vorzüglich um eine Anleitung, das Federwildprett vor dem Hühnerhunde zu erlegen, zu thun ist, mit wenig Worten abfertigen. Um indessen jede Gattung von Liebhabern zu befriedigen, und damit man meinem Werkchen nicht den Vorwurf der Unvollständigkeit mache, werde ich mich über diesen Gegenstand umständlicher auslassen.

Von dem Schießpferde und dem Wisch.

Die Ente wird vielleicht nirgend so häufig hinter dem Schießpferde und dem Wisch geschossen als hier zu Lande. Die Methode ist im Grunde sehr einfach, und erfordert weder große Jagdkenntnisse noch eine sonderliche Fertigkeit im Schießen, wohl aber die zum Anschleichen des Wildpretts nothwendige Geduld und Kaltblütigkeit. Zuerst etwas von der Abrichtungsmethode des Schießpferdes. Daß man zu diesem Behuf vorzüglich fromme Pferde wählen muß, ver-

versteht sich von selbst. Es kommt aber auch die Größe und Farbe des Pferdes in Betracht. Es muß von so hinlänglicher Größe seyn, daß der Schütze sich ohne große Unbequemlichkeit hinter demselben verbergen kann. Die Farbe anlangend, so sind die braunen Pferde zu diesem Behuf die tauglichsten, weil diese Farbe sehr gemein, die Ente solche häufig auf denen bey Teichen und Seen belegenen Vieh- und Pferdehütungen zu erblicken gewohnt ist, und sich mithin weniger scheuet. Man legt nun dem Pferde, wenn man es abrichten will, eine Halfter um, befestigt an dem Nasenbande, das gewöhnlich mit einem Ringe versehen wird, eine gedoppelte Leine (Schießleine), zieht vermöge dieser, die zwischen den Vorderfüßen des Pferdes durch genommen und über dem Rücken *) zusammen gebunden wird, den Kopf des Pferdes zur Erde, und giebt demselben dadurch eine Stellung als ob es graset. Man gewöhnt das Pferd in dieser Stellung langsam neben dem Schützen her zu gehen, bey dem leisesten Anhalten der Leine still zu stehen, sich auf einen gelinden Antrieb zu wenden u. s. w. Es muß aber auch vor allen Dingen an das Abfeuern der Flinte, die auf den Rücken des Pferdes aufgelegt wird, gewöhnt, und die hierzu nöthigen Versuche erst mit einer ungeladenen Flinte, dann mittelst Abbrennen des Zündkrautes u. s. w. angestellt werden. Und nun die Verfahrungsart beym Anschleichen (Anziehen). — Der Schütze reitet gewöhnlich in den ersten Frühstunden nach den Teichen oder Seen, wo er Enten zu finden vermuthet. Sobald er eine Kette (Schaar) gewahr wird, die auf einer schußmäßigen Entfernung vom Ufer, oft hart an selbigem lieget, sattelt er das Pferd, dem er bereits zu Hause den Schießhalfter umgelegt hat, ab, und kuppelt solches auf die vorbe-

schrie-

*) Einige Schützen fesseln die Schießpferde an den Vorderfüßen und binden an jede Fessel einen Zügel der Schießleine, welches jedoch für das Pferd bey weitem unbequemer ist.

schriebene Art. Der Hund, dessen Dienstleistung sich bey dieser Jagd einzig und allein auf das Apportiren aus dem Wasser einschränkt, bleibt so lange bis der Schuß fällt, zurück, und wird in dieser Absicht durch Dressur dahin gebracht, daß er sich neben dem Sattel hinlegt, und dort den Schuß abwartet. Der Schütze zieht hierauf mit dem Schießpferde, erst in einer weiten Entfernung und zwar gegen den Wind, die Enten vorbey, wendet sodann das Pferd, indem er zu gleicher Zeit auf die andere Seite tritt, nach einer entgegengesetzten Richtung und sucht sich solchergestalt den Enten, die man jedoch einigemal und so lange bis sie sich an den Anblick des Pferdes gewöhnen, vorbeyziehen muß, bis auf die gehörige Schußweite zu nähern, da alsdenn das Pferd leise angehalten und die Flinte behutsam auf dem Rücken aufgelegt wird, um zu Schuß zu kommen. Sobald der Schuß fällt, eilt der Hund herbey, um die erlegten Enten aus dem Wasser zu holen. Daß der Schütze sich übrigens sehr sorgfältig hinter dem Pferde verbergen, sehr langsam hin und her ziehen, öfters anhalten, und alle Behutsamkeit anwenden muß, bedarf wohl keiner Erinnerung. Fromme und von Natur geduldige Pferde *) gewöhnen sich leicht an das Anziehen und grasen zuletzt, ohne daß man sie ängstlich kuppeln darf, ungestört fort. Um den Hund zum Zurückbleiben zu gewöhnen, legt man ihm Anfangs die Dressirleine um, und läßt ihn neben dem auf der Erde hin gelegten Sattel tout beau machen. Man entfernt sich und bedroht ihn, sobald er aufzustehen und dem Jäger zu folgen Mine macht. Man läßt ihn erst eine kurze Zeit, dann länger liegen, man geht auf eine weitere Entfernung von ihm, straft wenn er nachkommt, lobt (giebt ihm Recht) wenn er liegen bleibt und bringt ihn dadurch endlich so weit, daß er selbst dann, wenn er den Jäger

*) Die hiesigen Schützen nehmen gewöhnlich alte abgetriebne Pferde zu dem Anziehen.

ger nicht mehr erblickt, an der angewiesenen Stelle so lange zurück bleibt, bis er den Schuß hört, oder der Jäger zurück kommt. Eine andere Methode, die Enten mit dem Schießpferde anzuziehen, ist folgende: Man hat hiezu außer dem Schießpferde und dem zum Apportiren abgerichteten Hunde, einen Hund mit spitzigem Kopfe und Ohren von der Farbe eines Fuchses nöthig, noch besser aber ist ein Fuchs, der zahm erzogen ist. Man läßt diesen, während daß man mit dem Schießpferde zieht, am Ufer hin und her laufen. Die Enten kommen beym Anblick des Hundes oder Fuchses aus Fürwitz näher zum Ufer, und können um so leichter erlegt werden. Ich lasse diese Methode, die man beynahe in allen Jagdbüchern angeführt findet, die ich aber nie selbst versucht habe, auf ihrem Werthe beruhen. Die hiesigen Schützen verfahren allein nach der ersten, und ein Beweis, daß sie zweckmäßig ist, ist die beträchtliche Anzahl Enten, die Jahr jährlich auf jene Weise von ihnen erlegt werden. Schützen, die nicht mit einem Schießpferde versehen sind, ziehen die Enten gewöhnlich mit dem Wische an. Es ist dieses, wie ich bereits bey Gelegenheit der Becassinenjagd angeführt habe, ein aus Eisen oder anderem Strauch verfertigter Schirm, den man vor sich herträgt und hinter dem man sich auf ähnliche Art wie hinter dem Schießpferde verbergen kann. Auf Seen, Teichen und andern Gewässern, die keine jähen Ufer haben, und in die man auf eine mäßige Strecke hinein waten kann, imgleichen auf überstauten (überschwemmten) Wiesen, ist der Gebrauch des Wisches besonders deshalb vortheilhaft, weil man sich den Enten selbst dann, wenn sie weit vom Ufer ab liegen, nähern kann, welches mit dem Schießpferde nicht der Fall ist. Indessen hat diese Art die Enten anzuschleichen, — außerdem daß sie sehr mühsam ist, und beynahe noch mehr Geduld und Behutsamkeit wie die mit dem Schießpferde, das die Enten weniger scheuen, erfordert, — nun noch überdem die Unbequemlichkeit, daß der Schütze oft bis über den Gürtel ins Wasser hineinwaten muß, was nun freylich

für

für Jemanden, der die Jagd blos aus Liebhaberey treibt, eben nicht sehr anziehend ist. Wenn man die Enten mit dem Wische anzieht, bleibt der Hund ebenfalls zurück. Man legt zu dem Ende die Schießtäsche ab und läßt ihn neben dieser tout beau machen, bis der Schuß fällt. Man bedienet sich übrigens des Schießpferdes sowohl als des Wisches selten anders, als wenn man ganze Schaaren von Enten beysammen antrifft, wenn man einige auf einen Schuß zu erlegen Hoffnung hat, und wenn mithin die Mühe mit dem Gewinn in Verhältniß steht.

Von dem Entenschießen auf Kähnen.

Auf Gewässern, die auf eine große Strecke vom Ufer ab mit Rohr und Schilf verwachsen sind, ist weder der Gebrauch des Schießpferdes noch des Wisches anwendbar. Wer hier Enten schießen will, muß ihnen auf Kähnen beyzukommen suchen. Die hiesigen Schützen bedienen sich der Kähne vorzüglich während der sogenannten Mause, Rauhe oder Rauche — *) der Entriche, die sich zu dieser Zeit größtentheils im Rohr und Schilf verbergen, um dort vor dem Stoßvogel Schutz und Decke zu suchen. Der Schütze muß Jemanden zum Rudern bey sich haben, um nicht am Schießen verhindert zu werden. Wenn man den Kahn anstatt zu rudern, mittelst einer langen Stange schieben lassen kann, so ist es um desto besser, weil das letzte weniger Geräusch macht. Man muß sehr langsam und

 immer

*) Ein Ausdruck, womit die Jäger die Zeit bezeichnen, in der der Vogel die Federn wechselt oder sich mausert und wie andere sagen mauset. Daher die unter den hiesigen Jägern übliche Benennung Rauh- oder Raucherpel, die von einigen in Ruh- auch Reherpel verstümmelt wird.

immer gegen den Wind fahren. Wenn man an Oeffnungen kommt, läßt man stille halten, um, wenn vielleicht mehrere Enten beysammen liegen, auf diese einen Schuß anzubringen. Sobald eine Ente aus dem Rohr herausfliegt, hält der Ruderer ebenfalls inne. Der Entrich, der zur Mausezeit wegen der ausgefallenen Federn ungern aufsteht, fliegt oft dicht vor dem Kahne heraus, und es gehört eben keine große Fertigkeit im Flugschießen dazu, um ihn zu erlegen. Wenn die Ente blos flügellahm geschossen ist, taucht sie — besonders die Kriechente — unter, beißt oft unter dem Wasser ins Schilf, und es ereignet sich nicht selten, daß ungeachtet man die Ente nach dem Schusse plötzlich herunter fallen sieht, der Hund solche nicht habhaft wird. Wenn man große, mit Schilf und Rohr verwachsene Seen und Teiche in Gesellschaft mehrerer Schützen und mithin mit mehreren Kähnen befährt, so müssen diese stets in einer Linie und gleich weiten Entfernung von einander bleiben, die Schützen aber der Vorsicht wegen nie anders, als wenn die Ente in gerader Richtung vor dem Kahne, nicht aber wenn sie zur Seite abfliegt, schießen. So oft ein Schuß fällt, halten sämmtliche Kähne so lange an, bis der Hund die erlegte Ente gebracht und der Schütze wieder geladen hat.

Von dem Entenschießen auf dem Anstand.

Um die Enten auf dem Anstande zu erlegen, stellt man sich entweder vor Sonnen-Untergang an dem Ufer der Seen und Teiche an, wo die Ente um diese Zeit einfällt, oder man fährt, wenn die Gewässer an den Ufern mit Schilf und Rohr verwachsen sind, auf einem Kahn hin und sucht sich eine Stelle im Schilf aus, wo man offenes Wasser vor sich hat. Um sich desto sorgfältiger zu verbergen, beugt und bindet man das Schilf über dem Kahne bis auf eine kleine

Oeff-

Oeffnung zum Schießen zusammen, und setzt in einer schußmäßigen Entfernung eine zahm erzogene wilde, oder in Ermanglung dieser eine zahme graue Ente, und noch besser zwey oder drey dergleichen als Lockenten auf das Wasser hin. Damit sie nicht fortschwimmen, wird ihnen ein Bindfaden an die Füße gelegt und sie mit diesem, wenn wilde Enten ankommen, angezogen (angeruhrt) um sie zum Schreyen (locken) zu vermögen. Da die wilden Enten und besonders die Erpel sich gemeinehin nahe bey der Lockente niederlassen, so schießt man, um die letzte nicht zu verletzen, gewöhnlich im Fluge.

Von der Jagd auf junge Enten.

Es kommt bey dieser Jagd hauptsächlich auf die Lage und Beschaffenheit der Brütungsörter an, die man auf seinem Reviere hat. Je nachdem diese mehr oder weniger beschränkt, je nachdem sie mehr oder weniger zugänglich sind, je nachdem sind auch mehr oder weniger Veranstaltungen nothwendig. Auf kleinen beschränkten Feldbrüchen, imgleichen auf Wiesen, kann man diese Jagd allenfalls allein, oft mit einem einzigen Hunde — und auch dies hat seine Annehmlichkeiten — auf großen mit Schilf verwachsenen Seen, Teichen und Waldbrüchen dagegen, nicht leicht anders als mit Zuhülfenehmung mehrerer Jäger und Hunde betreiben. Obwohl sie nun auf diesen letzten Fall allerdings mit einigem Aufwande verknüpft ist, so ist sie doch auch in guten Brütejahren und unter gehöriger Veranstaltung bey weitem reichhaltiger und angenehmer. Man nimmt gewöhnlich die Zeit wahr, wenn die junge Ente, und wo mehrere Ketten sind, der größte Theil flucht bar zu werden anfängt. Später hinaus ist die Jagd aus leicht einzusehenden Gründen, mißlich. Man muß zu dem Ende einige Zeit vorher öfters nachsehen lassen, auch wenn man Gelegenheit hat,

die

die alten Enten wegzuschießen suchen, weil diese sonst die junge Kette, oder Kuppel, wie sie die hiesigen Jäger nennen, gern fortführt, welches besonders auf Wiesen, die mit Flüssen grenzen, der Fall ist. Wenn die alte Ente kurz vor dem Hunde mit Geschrey auffteht, und nahe am Boden unruhig umherschwärmt, so ist dieß ein Beweiß, daß die Jungen noch sehr klein sind. So lange diese noch nicht völlig fluchtbar sind, tauchen sie bey Annäherung des Hundes plötzlich und sehr schnell unter, und kommen oftmals erst in einer großen Entfernung wieder zum Vorschein; daher sie unter diesen Umständen dem Hunde viel zu schaffen machen. Mit fermen, zum Vorstehen gearbeiteten Hühnerhunden auf Enten Jagd machen zu wollen, würde geradezu zwecklos seyn. Nicht zu gedenken, daß man mit diesen offenbar weniger ausrichtet, so verdirbt man sie noch überdem. Sie werden hitzig, verlieren Dressur und Gehorsam, leiden auch bey öfterem Gebrauch im Wasser nicht selten an der Nase. Am besten, man hält sich einen oder mehrere Hunde zu diesem besondern Gebrauch, und richtet diese einzig und allein zum Apportiren ab. Die zottigen, flockhaarigen Hünerhunde, ja selbst die Pudel sind zu diesem Behuf die tauglichsten. Je feuriger, lebhafter der Hund ist, je anhaltender und eifriger er im Wasser, Schilf und Rohr arbeitet, desto mehr wird er dem Endzweck entsprechen. Die Art und Weise, wie man bey der Jagd selbst zu Werke geht, anbelangend, so muß ein jeder wie gesagt, das Lokal seiner Brütungsörter zu Rathe ziehen und hiernach seine Veranstaltungen bald so, bald anders treffen. Wenn man nun z. B. auf seinem Revier entweder beträchtliche Waldbrüche oder große, mit Schilf und Rohr verwachsene Seen und Teiche, und mithin die Jagd im großen zu betreiben Gelegenheit hat, so muß man auch vor allen Dingen für eine hinlängliche Anzahl von Jägern und Hunden sorgen. Auf Waldbrüchen kommt es nun hinwiederum darauf an, ob diese mit hohen oder niedrigen Gesträuchen bestanden, ob sie durchaus oder vielleicht blos an den Rändern zugänglich sind, und ob sich hiernach die Schü-

zen,

zen, während der Zeit, daß einige Jäger mit den Hunden durchziehen, an den Rändern vorstellen, oder ob sämmtliche Schützen in einer Linie und verhältnißmäßiger Distance mit durchgehen können. Daß man den Wind dabey in Acht nehmen und beym Schießen äußerst vorsichtig seyn muß, bedarf wohl kaum einer Erinnerung. Wie man auf großen, mit Schilf und Rohr verwachsenen Seen und Teichen zu Werke geht, habe ich schon vorhin erwähnt. Wenn man auf diesen einige 6 bis 8 Fuß breite und in gerader Linie bis zum Ufer heranlaufende Oeffnungen durchs Rohr durchhauen lassen kann, so ist dies deshalb gut, weil man auf diesen, die vor den Hunden schwimmend herziehenden Enten um desto leichter erlegen, oftmals unter eine ganze beysammenschwimmende Kette einen Schuß anbringen kann. Während der Zeit, daß die Hunde im Wasser arbeiten, müssen einige Jäger vorlängst dem Ufer hin ziehen, um die Hunde anzutreiben. Wenn sich unter den Brüteenten eine und die andere noch nicht völlig ausgewachsene Kette befindet, so werden diese verschont und zu einer zweyten Jagd aufgespart.

Auf Feldbrüchen von geringem Umfange, die oftmals von einem Schützen allein beschossen werden können, bedarf es nun freylich weniger Umstände. Man geht während der Zeit, daß der Hund das Bruch durcharbeitet, vorlängst dem Rande, bis die Ente entweder schwimmend zum Vorschein kommt oder heraus fliegt, wobey man jedoch auf den ersten Fall beym Schießen sehr behutsam seyn muß, weil die Ente oft nahe vor dem Hunde herzieht und man diesen leicht verletzen kann, wenn man sich übereilt. Auf Wiesen, wo die Ente sich vorzüglich in den mit Schilf verwachsenen Gräben aufhält, müssen diese abgesucht, hier aber der Hund sehr kurz gehalten werden, weil man sonst nicht zu Schuß kommt, und die Ente, oftmals die ganze Kette, entweder in einer zu großen Entfernung heraus fliegt, oder auch wohl ohne aufzustehen vor dem Hunde her schwimmt, hin und wieder untertaucht, von einem Graben in den andern, wenn

ein

ein Fluß anstößt, nach diesem herüber zieht, ja zuweilen in die Wiesen ausläuft und sich hier einzeln zerstreuet.

Vom Entenfangen.

Das Entenfangen läßt sich eben so wenig wie der Repphühnerfang aus der bloßen Lectüre erlernen. Auch wird man sich selbst aus der umständlichsten Beschreibung nicht leicht eine deutliche, anschauende Vorstellung von der Verfahrungsart machen können, wenn man nicht die dazu erforderlichen Garne und Geräthschaften in Augenschein zu nehmen und sich von allem zur Stelle zu unterrichten Gelegenheit hat. Weit entfernt also, dem Leser eine vollständige Anleitung zum Entenfangen mittheilen zu wollen, werde ich — damit ihm dieser Gegenstand nicht ganz und gar fremd bleibe — blos das hauptsächlichste der Verfahrungsart hersetzen. Die Enten werden auf verschiedene Art auf dem Entenheerde, in dem Entenfange, mit Haamen, Stecknetzen, Angeln u. s. w. gefangen.

Von dem Entenheerde.

Der Entenheerd wird entweder nahe am Ufer eines Teichs oder Flusses, oder auch wohl im Teiche oder Flusse selbst angelegt. Sowohl zum Entenheerde als Entenfange hat man Lockenten nöthig. Man erhält diese am besten dadurch, daß man die Eyer einer wilden Ente durch eine zahme ausbrüten läßt, alsdenn aber die Jungen mit andern zahmen Enten aufzieht. Es wird nun, wenn der Entenheerd auf dem Ufer angelegt werden soll, zuvörderst ein hierzu schicklicher Platz ausgewählt, und wenn solcher gehörig geeb-

geebnet und zubereitet worden, die Schlagwände *) eingepaßt und zugerichtet.

Die Hütte des Entenfängers wird in einer verhältnißmäßigen Entfernung von dem Heerde angebracht und mit Schilf und Rohr, weil die Enten an diesen Anblick gewöhnt sind, bekleidet. Wenn der Heerd völlig eingerichtet ist, werden die Enten zuvörderst einige Tage mit Hafer und aufgequellter Gerste oder Malz gekörrt **), bis sie ungescheut einfallen. Die Lockenten werden während der Körrung auf dem Heerde angefesselt. Sobald man gewahr wird, daß die Enten die Körrung annehmen und der Wind gut ist — es muß dieser von dem Heerde gegen die Hütte des Entenfängers zu stehen — kann man mit dem Fangen vorgehen. Die beste Tageszeit sind die Morgen- und Abendstunden, wenn sich Tag und Nacht scheidet. Man muß nicht gleich zuziehen, sobald etwa nur 3 bis 4 Enten einfallen, sondern abwarten, bis sich mehrere einfinden, und man einen Zug thun kann, der der Mühe lohnt. Man muß, wenn man einen Tag gestellt hat, den Heerd wiederum einige Tage hinterein-

*) Schlagwände oder Schlaggarne sind nichts anders als Netze, deren man sich auf den Vogelheerden bedient, um mit diesen die auf dem Heerde einfallenden Vögel zu bedecken, über deren Einrichtung weiter unten, bey Gelegenheit der Beschreibung von den Vogelheerden das nöthige vorkommen wird. Zum Entenfange sind Netze von 80 — 100 — ja 120 Fuß Länge erforderlich.

**) Einige Jäger, besonders die im Auslande, bedienen sich anstatt des Ausdrucks: körren, des Worts: kirren oder ankirren und bezeichnen dadurch das Anlocken des vierfüßigen Wildpretts ingl. der Füchse und anderer Raubthiere durch Futter, dagegen sie sich, wenn von dem Anlocken der Vögel die Rede ist, des Ausdrucks: Angoschen bedienen. Die hiesigen Jäger nennen beides kirren oder auch körren eigentlich von körnen, Körner hinstreuen — hergeleitet, daher körren richtiger zu seyn scheint.

tereinander frey lassen, ehe man wieder stellt. Die Ente ist auf dem Heerde scheuer wie jeder andere Vogel, und es ist viel Behutsamkeit nöthig, wenn man zum Zweck kommen will. Die Entenheerde, die anstatt auf dem Ufer, in den Teichen oder Flüssen selbst angelegt werden, erfordern einen ungleich größern Kostenaufwand und viele zum Theil mühsame Zubereitungen. Da die letzteren, so wie überhaupt die ganze Einrichtung sich ohne beygefügte Zeichnungen nicht deutlich beschreiben und versinnlichen läßt, so werde ich auch blos das hauptsächlichste berühren. Wenn sich in dem Teiche oder Flusse eine Insel vorfindet; so ist dies zu Ersparung der Kosten um desto besser; wo nicht, so muß — und dies ist allerdings mit Kosten verknüpft — eine künstliche Anlage aufgeführt werden, die aber nicht leicht anders als in Teichen, die man ablassen kann, statt findet. Es wird nun auf diesen Fall eine Art von Insel oder vielmehr Hügel — denn der Platz zu dieser Gattung Entenheerde muß in der Mitte erhaben seyn und von dem Wasser und den Schlagwänden wie ein Gewölbe nach der Mitte hinan laufen — aufgeführt und mit Rasen bedeckt. Die Länge und Breite des Hügels muß ganz genau nach der Länge und Breite der Schlagwände, die Höhe nach dem höchsten Wasserstande des Teichs abgemessen werden. Wer die Kosten nicht scheut, thut wohl, wenn er zwey Hügel und mithin zwey Heerde neben einander errichten läßt, welches jedoch so wie überhaupt die ganze Anlage nur da, wo die Ente in überaus großer Menge einfällt, und man auf einen sehr reichhaltigen Fang rechnen kann, gerathen ist. Die Netze bestehen zwar ebenfalls aus Schlagwänden, die aber ungleich mehr Busen wie die gewöhnlichen haben, und zu dem Ende mit 180 Maschen, die sämmtlich zwey und einen halben Zoll weit sind, angefangen, 120mal herum gestrickt, und rund herum mit starkem Bindfaden verhauptmaschet werden müssen. Zu jedem Heerde sind zwey gegen einander aufschlagende Wände nöthig. Die Hütte des Entenfängers wird, wo möglich, vom Heerde gegen Südost aufgerich-

tet

tet und ihr eine solche Stellung gegeben, daß der Entenfänger beyde Heerde übersehen kann. Von dem Stellen und Zurichten der Netze, welches ausführlich zu beschreiben, wegen der vielen dabey vorkommenden Handgriffe und Geräthschaften, offenbar zu weit führen würde, bemerke ich nur blos so viel, daß die Netze oder Schlagwände unter dem Wasser gestellt und von diesem bedeckt seyn müssen. Die Lockenten werden entweder auf dem Heerde angefesselt, oder noch besser, auf dem Teiche ausgesetzt, auf welchen Fall sie aber an den Flügeln gelähmt und ihr Futter auf dem Heerde zu nehmen gewöhnt werden müssen. Ehe man mit dem Fangen vorgeht, werden die Enten ebenfalls auf dem Heerde mit Hafer und Malz gekörrt.

Von dem Entenfange.

Durch diese Benennung, die hier im engeren Verstande des Worts gilt, bezeichnet man eine gewisse, zum Entenfangen errichtete künstliche Anlage, die hier zu Lande aber eben so wenig wie der Entenheerd bekannt, und selbst auswärtig nur in solchen Gegenden, wo die Ente sich in zahlreicher Menge aufhält, anzutreffen ist. Der Entenfang wird nahe am Ufer eines Flusses angelegt, und zu dem Ende hier in einer, etwa 80 bis 100 Fuß langen und 8 Fuß breiten Strecke eine sehr dichte Anpflanzung von Weidenwerft veranstaltet, von diesem aber eine Art von rundem Strauchgewölbe *) oder vielmehr Bogengang verfertigt, dessen Seitenwände sowohl an der Ufer- als der gegenüberstehenden Wasserseite so dicht seyn müssen, daß keine Ente durchkriechen kann. Auf Flüssen, wo das Grundeis

*) Das Gewölbe muß wenigstens so hoch seyn, daß man, obwohl gebückt, im Kahne sitzend hineinfahren kann.

Grundeis stark geht, wird zu besserer Versicherung der Anlage ohnweit derselben ein Faschinendamm aufgeführt. An den beyden Oeffnungen oder Eingängen des Fanges sowohl, als an der Seitenwand nach dem Strome zu, in der man ebenfalls zwey bis drey Oeffnungen zum Hineinschwimmen der Enten machen muß — werden Fallthüren — die jedoch so eingerichtet seyn müssen, daß sie sehr schnell niedergelassen *) werden können — angebracht, in der Wand nach der Uferseite aber zwey bis drey runde Löcher gemacht, und vor diesen kleine, von Weiden geflochtene Thüren — und zwar nicht Fallthüren, sondern sogenannte Zusetzthüren, deren Gebrauch in der Folge erkläret werden soll — vorgesetzt. Die Hütte des Entenfängers wird in einiger Entfernung vom Fange — wenn ein Baum in der Nähe ist, auf diesem — sonst auf Pfählen — aufgesetzt, und gehörig mit Schilf oder Weidenwerk bekleidet. Die Lockenten werden theils außerhalb des Fanges, und zwar ohnweit der Oeffnungen, theils innerhalb derselben auf kleinen Schilfskaupen angefesselt. Der der Hütte zunächst ausgesetzten Lockente wird gewöhnlich ein Faden', (Ruhrfaden) angelegt, um solche mit diesem, wenn sie sich zu wenig bewegt, aus der Hütte anziehen (anrühren) zu können. Vor der einen Oeffnung werden einige Stangen in das Wasser gestoßen, und diesen eine solche Stellung gegeben, daß man hier ein mit Seitenwänden und einer Decke versehenes Garn aufhängen kann. Um die Enten zu körren, wird innerhalb des Fanges, sowohl auf dem Wasser als auf einer queer durchgezogenen und an beyden Seiten befestigten breiten Bohle Hafer und Malz ausgestreuet, vor der auf dem Wasser ausgestreueten Körrung aber einige Schilf- und Rohrkaupen angebracht, damit die Körrung nicht wegschwimmen kann. Die

*) Die Fallthüren werden zu diesem Behuf mit einem verhältnißmäßigen Steingewichte versehen.

Die beste Jahreszeit zum Fange ist der Spätherbst. Der Entenfänger muß sich vor Tages Anbruch in der Hütte einfinden. Die Enten werden einige Tage vorher auf die nämliche Art, wie auf dem Heerde, gekörrt. Sobald der Entenfänger gewahr wird, daß eine hinlängliche Anzahl Enten in den Fang hinein geschwommen ist, läßt er die Fallthürchen mittelst der Zugleinen plötzlich nieder und begiebt sich sodann zuvörderst nach denen an der Uferseite des Fanges in diesem angebrachten Löchern, und stellt vor diesen, nachdem er zuvor die Thüren weggenommen, Haamen oder Garnsäcke, die auf ähnliche Art, wie die Garnsäcke der Fischer, jedoch mit etwas weitern Einkehlen, gemacht sind, vor, und pflöckt solche bis an das Ufer hinaus. Sodann fährt er in einem Kahne nach der andern Seite des Fanges und sucht die Enten in die Garnsäcke hineinzutreiben. Hierauf fährt er nach derjenigen Oeffnung, wo die Stangen stehen, und hängt hier das Garn — welches jedoch ganz genau an die Oeffnung anschließen und tief in das Wasser herabgehen muß — auf. Nun begiebt er sich endlich durch die Oeffnung, mittelst Aufhebung der Fallthüren, in den Fang hinein, um die etwa noch umher schwimmenden Enten ebenfalls in die Garnsäcke hinein zu treiben, oder todt zu machen.

Vom Entenfangen mit Haamen und Stecknetzen.

Auf Gewässern, die mit Schilf und Rohr verwachsen sind, werden die Enten mit den nämlichen Haamen, von denen vorhin die Rede war, auf folgende Art gefangen. Man läßt zu diesem Behuf 6 bis 8 Haamen, außerdem aber auch einige Prellnetze verfertigen, welche letztere nach Art der Geleiter des Repphühnertreibezeuges mit 3 Zoll weiten Spiegelmaschen gestrickt werden. Man stellt die Haamen oder Garnsäcke sowohl, als die Prellnetze queer durch

durch das Schilf, und zwar in der Art, daß zwischen zwey Haamen immer ein Prellnetz, auf den beyden Flügeln aber, sowohl nach dem Wasser als dem Ufer, blos Prellnetze zu stehen kommen und das Ganze ein einziges zusammenhangendes Zeug ausmacht. Sobald alles eingerichtet ist, werden die im Rohr befindlichen Enten mit einigen in einer Linie fahrenden Kähnen allmählig und ohne Geräusch — weil die Enten sonst auffliegen — nach den Haamen zu getrieben. Sobald man dem Zeuge nahe kommt, hält man mit Treiben inne, weil sonst diejenigen Enten, die gerade auf die Prellnetze oder Geleiter stoßen, auffliegen, dagegen sie, wenn man nicht zu stark antreibt, vorlängst den Prellnetzen fortschwimmen, und wenn sie an die Garnsäcke kommen, in diese hineinschlüpfen. Wenn man vorsichtig zu Werke geht, kann der Fang oft sehr reichhaltig ausfallen.

Der Entensteckneße — die beyläufig erwähnt, wie die Repphühner- und Wachtelsteckneße aus einem dreyfachen Garn bestehen — bedient man sich vorzüglich auf junge Enten. Das Ingarn muß von starkem festem Zwirn, das Geleiter aber von starkem Bindfaden verfertigt werden. Das erstere hat runde, etwa 3 Zoll weite Maschen. Es muß sehr busenreich gestrickt, und etwa 90 Klafter lang und 18 Maschen hoch, das Geleiter dagegen, welches Spiegelmaschen hat, 100 Klafter lang, 4 Maschen hoch, und jede Masche 12 Zoll weit seyn. Das Geleiter wird wie bey den Repphühnersteckneßen in eins gestrickt, beym Gebrauch aber zur Hälfte zusammen gelegt, und das Ingarn zwischen demselben eingebunden. Das solchergestalt verfertigte dreyfache Garn nun wird, nachdem vorhero unten Stein- oder Bleygewichte angehangen werden — welches, beyläufig erwähnt, auch bey den Haamen und Prellnetzen geschehen muß — auf ähnliche Art, wie diese, vermittelst langer Stangen queer durchs Schilf und Rohr gestellt. Es muß 3 Spiegelmaschen hoch über

dem

dem Wasser gestellt werden. Das Treiben geschieht auf die nämliche Art, wie vorhin bey dem Entenfangen mit Haamen angezeiget worden. Man kann sich übrigens zu diesem Behuf auch der Haasengarne bedienen, die aber auf solchen Fall schlaffer, wie bey dem Haasenfangen — von dem unter dem Abschnitt Haasenjagd das nöthige bemerkt worden ist — gestellt werden müssen, damit sie mehr Busen erhalten.

Von dem Entenfangen mit Angeln.

Es werden zu diesem Behuf einige von Pferdehaaren gedrehte Schnüre verfertigt, und diese mit gewöhnlichen Angelhaken versehen; man läßt nun weiter einige Pfähle von mäßiger Stärke in das Wasser stoßen, bindet an jede Schnur einen Stein, diesen aber hinwiederum zusammt der Schnur mit einem bis auf den Boden des Wassers hinabreichenden Bindfaden an den Pfahl, an dem er jedoch unter dem Wasser angebunden werden muß. Um den Angelhaken nicht tiefer, als erforderlich ist, sinken zu lassen, wird, wie bey jeder andrer Angelschnur, ein Federkiel aufgesteckt. Zum Köder bedient man sich entweder kleiner Fische, oder noch besser, einer Kalbs- oder Rehzunge. Beym Aufstellen wird der an den Pfahl angebundene Stein auf diesen gelegt, die Schnur mit dem Köder aber, nachdem solche vermittelst des Federkiels gehörig gestellt worden, in das Wasser gesenkt. Der Erfolg ist nun, wie leicht einzusehen, kein anderer, als daß die Ente, die, sobald sie den Köder unter dem Wasser gewahr wird, nach diesem untertaucht und ihn verschlingt, durch den beym Anziehen der Angelschnur von dem Pfahl herabfallenden Stein in den Grund gezogen wird, von wo man sie demnächst, wenn man die ausgestellten Angeln auf einem Kahne befährt, mittelst des an dem Pfahle festgemachten Bindfadens

dens in die Höhe zieht und von dem Angelhaken losmacht. Die ausgestellten Angelhaken müssen übrigens öfters untersucht und mit frischem Köder versehen werden.

Von der Art, die Enten ohne Netz und Garn mit den Händen zu fangen.

Die scheue Ente — sollte man es denken — läßt sich, wie alte und neue Schriftsteller versichern, ohne viele Umstände mit Händen greifen, wenn man auf folgende Art — die Beschreibung ist Wort für Wort aus der im Jahr 1699 ohne Druckort erschienenen: Aufrichtigen und wohlbewährten Jagdpractica entlehnt — zu Werke geht.

„Auch könnt ihr euch," so erzählt der ungenannte Verfasser, „mit dem Andtvogel eine gar absonderliche Lust „und Ergötzlichkeit machen, wenn ihr verfahret, wie fol„get. Ihr nhimet nehmlichen einen Kürbiß von der Größe „des allergrößesten Mannes-Hauptes, schabet diesen wohl „aus und thut das Inwendige, dafern ihr dieses nicht et„wa, sinkmalen es ist für manchen ein gar leckeres Essen, „für euren Tisch aufheben wollet, fortschneitelt sodann in „den solchergestalt ausgehöhlten Kürbis ein Paar Gucklö„cher von der Größe einer welschen Nuß, stecket euer „Haupt und zwar das Antlitz gegen die Gucklöcher ge„kehret, in vorbesagten Kürbis, thut weiteres euer Gewand „von euch, gürtet einen ledernen Riemen, an dem ihr ei„nige Schlingen von Roßhaar anzumachen haben werdet, „um eure Lenden, und verfüget euch also nackenderweise, „wenn ihr der Andtvögel etliche auf einem Daich wahr„nehmet, bis an den Hals, in diesen herein, wobey ihr „jedoch, wie ich euch hiemit ausdrücklich verwarnet haben „will, gar fürsichtiglich einhertreten müsset, weilen ihr an„sonsten gar leichtiglich auf jache Stellen gerathen, und in

„den

„den Abgrund, da Gott für sey, herabfahren könntet. Der „Andtvogel, welcher nun wohl vermeinet einen schwimmen„den Kürbis zu erblicken, schwimmet gar neugierig herbey, „da ihr ihn dann und wann deren etliche daher ziehen, eine „nach der anderen bey den Beinen fassen und an euren „Schlingen anhängen könnet. Ihr müsset aber fein säuber„lich und behutsam zu Werke gehen, ansonsten der Andtvo„gel, daferne er als ein schlauer Dieb und Geselle Unrath „vermerken sollte, gar bald das Hasenpanier ergreifen und „die Federn das Fleisch davon tragen möchten."

Ueber den letzten Umstand scheint der alte ehrliche Weidemann nicht hinlänglich belehrt gewesen zu seyn. Nach der Versicherung neuerer Schriftsteller ist die Ente bey diesem Fange so traulich, daß man sie unter dem Wasser am Bauche betasten und die fettesten auslesen kann. Ich habe das Abentheuer nie versucht, und bin dahero außer Stande, über die vorangezeigten variantes lectiones Auskunft zu geben.

Die wilde Gans.

Naturgeschichte.

Die wilde Gans gehört unter die würklichen Zugvögel. Sie ist der äußeren Gestalt nach der zahmen Gans, die von ihr abstammt, sehr ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß sie eine schmalere Brust und einen mehr zugespitzten Körper, ingleichen einen schärferen mit zahnartigen Knorpeln versehenen Schnabel hat. Der Schnabel ist an der Wurzel schwärzlich, übrigens gelb, Kopf und Hals aschgrau mit untermischten schmutzig gelben Federn, der Oberleib dunkelbraun, die äußern Schwungfedern schwarz mit einer weißen Einfassung, Brust und Bauch weißlich grau gefleckt, die Füße gelb, die Nägel schwarz — das Weibchen hat einen kleineren Kopf, einen etwas dünneren Hals und

Schnabel, und ist am Unterleibe heller wie das Männchen. Sie brüten größtentheils in denen weiter nach Norden belegenen Gegenden, wo sie ihre Nester gewöhnlich auf großen morastigen Brüchen machen. Sie legen 9 bis 12 Eyer. Die Brütezeit währt 4 Wochen. Nach Linné kommen bey dem Gänsegeschlecht häufig Mißgeburten zum Vorschein, welches, wie er angiebt, daher rührt, weil ihre Eyer mehrmals zwey Dotter enthalten. Sie fallen auf ihren Zügen im Herbst und Frühjahr in großer Menge, theils auf Seen und Teichen, theils aber auch auf Saatfeldern ein, wo sie besonders im Frühjahr bey ihrem Wiederzuge den Erbsenfeldern großen Schaden zufügen. Sie ziehen Scharenweise und zwar keilförmig, um die Luft desto leichter durchschneiden zu können. Gemeinehin zieht ein alter Ganser an der Spitze und führt den Zug. *)

J a g d.

Die wilden Gänse sind außerordentlich scheu und lassen sich bey weitem schwerer als die Enten ankommen. Die hiesigen Schützen pflegen sie gewöhnlich mit dem Schießpferde oder dem Wische anzuziehen, oder auch, wenn sie auf Saatfeldern einfallen, ein Säetuch umzunehmen und sich in dieser Bekleidung, die die wilden Gänse beym Bestellen der Felder häufig zu sehen gewohnt sind, und die sie mithin weniger scheuen, an sie heran zu schleichen.

Auswärtig bedient man sich der sogenannten Karrenbüchsen, deren Einrichtung und Gebrauch ich — da sie hier zu Lande nicht bekannt sind — näher beschreiben werde. Die Karrenbüchse ist nichts anders als ein aus zwey — drey — ja oft mehreren, entweder neben oder über einander liegenden Läufen bestehendes Schießgewehr, das seiner Einrichtung

*) Der Anführer wird, wie einige behaupten, sobald er ermüdet ist, durch einen andern abgewechselt.

richtung nach durch einen einzigen Abzug, und zwar sämmtliche Läufe auf einmal abgedruckt werden kann. Da die Läufe — um auf eine weite Entfernung hinschießen zu können — ungleich länger und stärker als die gewöhnlichen sind, und das Gewehr seiner Schwere wegen weder getragen noch weniger aber aus freyer Hand abgefeuert werden kann, so bedient man sich sowohl zum Fortbringen, als beym Gebrauch desselben, einer Art von Karren, daher der Name Karrenbüchse. — Der Karren wird von einem Pferde gezogen. Er muß leicht seyn und niedrige Leitern haben. Der Fuhrmann sitzt auf dem Karren. Der Schütze geht neben demselben. Um beide zu verdecken, wird ein gemahlter Schirm, der so lang wie der Karren und hinlänglich hoch seyn muß, aufgesteckt. Zum Auflegen der Büchse muß eine Gabel auf dem Karren angebracht, in dem Schirme aber ein Schießloch mit einem beweglichen Schieber eingeschnitten werden. Bey dem Anziehen geht man auf ähnliche Art wie mit dem Schießpferde und dem Wische zu Werke. Man fährt die Gänse gegen den Wind langsam vorbey, läßt sodann den Karren, nachdem der Schirm zuvor auf der andern Seite aufgesteckt worden, wenden, und sucht sich auf diese Weise den Gänsen bis auf die gehörige Schußweite zu nähern.

Von den Tauchenten.

Naturgeschichte.

Die Tauchente gehört zwar zu der Ordnung der Schwimmvögel, nicht aber zu dem Entengeschlecht. *)

 Sie

*) Man muß sie eben so wenig mit den Tauchern verwechseln. Diese machen ebenfalls ein eigenes Geschlecht aus, das Linné mit dem Namen Anser colymbus belegt.

Sie macht vielmehr ein eigenes, von jenen abgesondertes Geschlecht aus, das Linné mit dem Namen Anser mergus belegt und von welchem er 6 Arten angiebt. Das Kennzeichen dieses Geschlechts ist ein runder, durch spitzige Zacken gezähnelter; pfriemen- und walzenförmiger, an der Spitze mit einem Haken versehener Schnabel. Die innre Zehe der Schwimmfüße ist auf der inwendigen Seite mit einer lappigen Haut besetzt. Hier zu Lande findet sich vorzüglich die weiße Tauchente als Zugvogel ein, auf die ich mich mithin nur allein einschränken werde.

Die weiße Tauchente.

Die weiße Tauchente — die Linné unter dem Namen Mergus albellus — ältere Schriftsteller aber häufig unter dem Namen Rheintaucher — Straßburger Taucher — Merch und Eißente aufführen — ist bey uns größtentheils unter dem Namen Duckente auch Ducker bekannt. Sie ist kleiner wie die gemeine Ente, der Schnabel schwärzlich, der Kopf an der Stirne braun, die Scheitel bis zum Genick mit langen weißen, an der Spitze schwarz eingefaßten, ins grünliche spielenden Federn gleich einer Haube bedeckt, um die Augen ein grünlich schwarzer Fleck, der Hals und Unterleib weiß, der Oberleib schwärzlich, die Flügel schwarz mit weißen Queerbinden, der zugespitzte Schwanz bläulich grau, die Füße grau, über den Knieen etwas kahl. — Ueber die Zeichnung, des Weibchens walten unter den Schriftstellern verschiedene Meinungen ob. Nach Linné hat das Weibchen keine Haube und ist aschgrau braun. Nach andern unterscheidet es sich durch eine kleinere Haube und einen grauen Hals, *) dagegen andere hinwiederum das solchergestalt bezeich-

*) So bezeichnet sie unter andern auch Bechstein in seiner Naturgeschichte.

zeichnete Weibchen als eine eigene Gattung unter dem Namen Sternente aufführen. — Die weiße Tauchente kommt häufig als Zugvogel zu uns. Man findet sie im Frühjahr und Herbst in großen und kleinen Schaaren an den See- und Haffküsten, im Sommer hin und wieder einzeln auf Landseen und Teichen. Sie brütet größtentheils an den Ufern der nördlichen Meere und legt gemeinehin 8 bis 12 Eyer. Sie nährt sich wahrscheinlich, und nach dem widrigen Geschmack ihres Fleisches zu urtheilen, mehr von Fischen als Vegetabilien und Insecten. Die Jäger geben übrigens zwey Gattungen der weißen Tauchente, die große und kleine an, welche letztere unsere neuern Naturkündiger *) und unter diesen Bechstein, für eine bloße Varietät, und zwar für ein junges Weibchen halten. **)

Jagd.

Ungeachtet die Tauchente eben nicht scheu ist, und ungeachtet sie den Schützen hin und wieder nahe genug herankommen läßt, so ist sie doch wegen ihres überausschnellen Untertauchens schwer zu schießen: ich sage schwer, denn daß dies, wie viele behaupten, beynahe unmöglich und es ein bloßes Ungefähr

*) Sie weichen hierunter vom Linné ab, welcher die kleine Tauchente ebenfalls als eine eigene Gattung unter dem Namen mergus minutus aufführt. —

**) Auch den sogenannten Wieselkopf — der einen braun und weißen Kopf, unter dem Auge einen schwarzen Flecken, einen aschgrauen Rücken und auf den Flügeln einen doppelten Spiegel hat — wie nicht minder die sogenannte ungarische Tauchente hält Bechstein für bloße Varietäten, und zwar den ersten für ein junges Männchen, die letzte für ein Weibchen. Als sicheres Geschlechts-Kennzeichen giebt er die bey dem Männchen und Weibchen verschiedentlich eingerichtete Bauart der Luftröhre — von der er eine umständliche, lesenswerthe Beschreibung beyfügt — an.

gefähr seyn sollte, wenn eine Tauchente auf dem Wasser erlegt wird, dürfte wohl ein Irrthum seyn. Da man beynahe durchgängig der Meinung ist, daß die Tauchente, sobald sie das Feuer auf der Pfanne blinken sieht, untertaucht, so pflegen einige Schützen eine Art von Schirm — der die Pfanne und mithin auch das Feuer verdeckt — auf der Flinte anzubringen; andere dagegen lassen zwar den Schirm weg, halten aber, wenn sie nach einer Tauchente schießen, etwas unter Wasser ab. Die Tauchente fährt dann, wie sie behaupten, gewissermaßen selbst in den Schuß hinein und man kommt leichter und sicherer zum Zweck. Es fragt sich nun, welche von diesen beyden Methoden den Vorzug verdient. Ehe ich mich hierüber näher erkläre, sey es mir erlaubt den wesentlichen Umstand, ob nämlich die Tauchente wirklich in dem Moment, da das Feuer bereits auf der Pfanne blinkt, untertaucht, etwas näher zu beprüfen. Ich kenne Jäger, und unter diesen Leute von Erfahrung, die dies nicht so ganz unbedingt zugeben wollen; ich gestehe, daß auch ich unter die Zahl der Zweifler gehöre, und ich werde meine Gründe angeben. Man kann sich von der erstaunlichen, und ich möchte beynahe sagen, unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher der Hagel das Ziel erreicht, vielleicht nur dann erst einen anschauenden Begriff machen, wenn man in den, obwohl unangenehmen Fall kommt, eine nach dem Ziel abgeschossene Flinte zu sprengen. Man wundert sich dann gewöhnlich und zwar mit Recht, daß der Schuß demungeachtet im Ziele sitzt. Die Flinte berstet während der Explosion, und man sollte hiernach billig vermuthen, daß der Hagel dadurch eine andere Richtung bekommen würde. Nichts weniger als das. Ein Beweis also, daß er in dem Augenblicke des Berstens bereits an Ort und Stelle war. Ein Beweis aber auch, daß Entzündung, Explosion und Treffen so zu sagen in einem Nu erfolgen. Das Feuer blinkt auf der Pfanne und der Gegenstand ist getroffen. Da dies nicht abgeläugnet werden kann, so bleibt es mir auch, ich gestehe es, unwahrscheinlich, daß es der

Tau-

Tauchente, wenn sie zu der Zeit, da das Feuer bereits auf der Pfanne blinkt, noch über dem Wasser ist, dem Schuß zu entkommen glücken sollte. Sie taucht während des Zielens, gar oft gerade in dem Moment des Abdruckens, das gebe ich zu, ob aber in dem Moment der Entzündung, das bezweifle ich noch immer, denn sie würde nach meinen Begriffen sicher getroffen seyn, wenn sie diesen abwartete. In dieser Hinsicht nun scheint mir, um wieder auf die vorhin in Anregung gebrachte Frage zu kommen, das Abhalten unter Wasser sicherer und zweckmäßiger, als der Gebrauch des Schirms zu seyn. Zugegeben sogar, daß es mit dem Untertauchen in dem Moment der Entzündung seine Richtigkeit hat, so folgt doch daraus noch keinesweges, daß die Tauchente zu allen Zeiten und zwar ausschließend jenen Moment abwarten, nicht eben so oft früher, und ehe noch das Feuer auf der Pfanne blinkt, untertauchen solle. Dies aber voraus gesetzt, so bleibt der Schirm doch nur immer einzig und allein auf den ersten, das Abhalten unter Wasser dagegen auf beyde Fälle anwendbar, und so würde ich mich auch unbedenklich für die letzte Methode erklären. Daß man übrigens mit dem Schusse eilen, und nicht zu tief unter Wasser abhalten, sondern die Tauchente so zu sagen auf dem Korne aufsitzen lassen muß, versteht sich von selbst. Den Moment des Untertauchens zu errathen, ist unmöglich. Sobald die Tauchente indessen nur nicht vor dem Abdrücken unter Wasser schlüpft, so wird sie, in Hinsicht, daß der Hagel gewissermaßen zur Hälfte über und zur Hälfte unter dem Wasser hinschlägt, wenn gleich nicht immer, so doch in den mehresten Fällen erlegt werden. Die hiesigen Jäger bedienen sich nie des Schirms und erlegen Jahrjährlich eine Menge Tauchenten.

Von

Von den Krammetsvögeln, Seidenschwänzen und der Golddrossel, imgleichen von dem Dohnenfange.

Von den Krammetsvögeln.

Einige Schriftsteller verstehen unter dem Wort Krammetsvogel alle diejenigen Vögel, die Linné unter dem Geschlechtsnamen Turdus *) aufführt, und zu denen er außer den Drosseln auch die Amseln u. a. zählt **), dagegen andere hinwiederum blos die eigentlichen Drosselarten mit dem allgemeinen Namen Krammetsvögel zu belegen, noch andere aber nur allein den sogenannten Ziemer, und zwar diesen ausschließend Krammetsvogel zu benennen pflegen. Ich nehme hier das Wort in der zweyten Bedeutung, und werde mich hiernach einzig und allein auf die 4 Haupt-

*) Diese Benennung soll, wie viele meinen, auf die den Krammetsvögeln angeblich eigene Taubheit Bezug haben, und daher das Sprüchwort: taub wie eine Drossel, entstanden seyn. Büffon hält die den Krammetsvögeln angedichtete Taubheit mit Recht für einen Irrthum. — Die deutsche Benennung Krammetsvogel ist wahrscheinlich daher entstanden, weil die zu diesem Geschlecht gehörigen Vögel überaus gern die Wacholderbeere, in einigen Gegenden Kramwetsbeere, auch Karanawetsbeere genannt, fressen, woraus anfangs der Name Kramwetsvogel entstanden, dieser aber in der Folge in Krammetsvogel übergegangen ist.

**) So auch Herr Müller in der Deutschen Ausgabe des Linné. — Das Wort Drossel gebraucht er dagegen, als Geschlechtsbenennung derjenigen spechtartigen Vögel, die Linné unter dem Namen Pica Oriolus aufführt.

Hauptarten der eigentlichen Drosseln, die hier zu Lande theils unter diesem, theils unter dem Namen Krammetsvögel bekannt sind, einschränken. Ehe ich jede Sorte insbesondere beschreibe, werde ich zuvörderst einige, ihre Naturgeschichte im allgemeinen betreffende Umstände anführen. Die Krammetsvögel haben mit den Amseln, die Linné, wie vorerwähnt, ebenfalls hieher rechnet, einen messerförmigen, länglich runden Schnabel, dessen oberer Kiefer an der Spitze heruntergebogen und gerändelt ist, kahle, von obenher mit einem Häutchen halb bedeckte Nasenlöcher, eine gewölbte Brust und eine, mit kleinen steifen Härchen besetzte Kehle gemein, dagegen sie sich in Ansehung ihres Gefieders, das bey jeder Sorte insbesondere näher beschrieben werden soll, schon dadurch merklich von jenen Vögeln unterscheiden, daß die Hauptfarbe ihres Körpers braun und grau, die Amseln aber schwarz sind. Die Männchen und Weibchen haben beynahe einerley Größe und Zeichnung, und sind oft schwer von einander zu unterscheiden. Sie leben alle von Beeren, fressen neben diesen auch Würmer und Insecten, keiner von ihnen aber Körner, weil sie diese mit ihrem schwachen Schnabel nicht zerbrechen, und wie Büffon angiebt, ihres schwachen Magens wegen nicht verdauen können. Nach seiner (Büffons) Angabe haben sie keinen Kropf, nicht einmal eine Erweiterung der Speiseröhre und fast gar keinen Blinddarm. Ihr eigentliches Vaterland sind für Europa die nördlichsten Gegenden, vorzüglich Lappland und Siberien, imgleichen Livland, von wo sie im Herbst in ungewöhnlich großen Scharen *) längst dem Ufer der Ostsee

*) Klein erzählt, daß in einem Winter zu Danzig 30000 Paar Drosseln in den Accise-Registern angegeben worden, und hilf Himmel! setzt er hinzu, wie viele werden nicht heimlich in die Stadt gebracht und außer den Accise-Posten in den Wirthshäusern und Gärten der Bürger von Oliva verzehrt.

Ostsee zu uns kommen, und von hier nach den südlichen Gegenden bis zu den Alpen, die kleineren Arten bis nach den italienischen Weinbergen hinstreichen. Einige brüten hier zu Lande, andere überwintern bey uns, kehren aber beym Eintritt des Frühjahrs nach ihrer Heymath zurück. Sie streichen nicht alle zu gleicher Zeit, sondern nach einander. Bey dem Herbststriche kommt die Zippdrossel und ein Theil der Misteldrosseln zuerst hier an dagegen sich die Rothdrossel und der Ziemer später bey uns einfinden. Sie streichen aber eben so wenig alle Jahr in gleicher Anzahl, sondern es hängt dieses bald von der ihrer Vermehrung mehr oder weniger günstigen Witterung, bald von den Nahrungsumständen *), bald selbst von denen zur Zeit ihrer Wanderung herschenden Winden ab. Viele glauben noch immer, daß je nachdem in einem oder dem andern Jahre die Ebereschbeere häufig oder sparsam vorhanden ist, je nachdem streiche auch der Krammetsvogel in größerer oder minderer Anzahl zu uns herüber. Es giebt dies Jahr viel Ebereschbeeren, sagen sie, folglich wird es auch viel Drosseln geben, und so umgekehrt. Diese hier zu Lande selbst unter Jägern sehr gewöhnliche Sage hat indessen keinen Grund Sie beruht lediglich auf einer falschen Beobachtung, mit der es folgende Bewandniß hat. Der Vogel sucht unter den mehrern, ihm von der Natur angewiesenen Nahrungsmitteln immer Vorzugsweise dasjenige aus, welches er in einer zu seiner Sättigung hinlänglichen Menge vorfindet. Der Krammetsvogel wird hiernach in Jahren, wo die Ebereschbeere in vorzüglicher Menge vorhanden ist, sich vorzüglich an dieser — denn sie ist noch überdem seine Lieblingskost — ist sie dagegen sparsam, sich mehr an der Wacholderbeere halten. Obwohl nun dieser Umstand auf den Fang allerdings einen sehr

*) Jedoch wohlverstanden von solchen, die den Vogel in seiner Heymath treffen; was er in der vorliegenden Gegend zu erwarten hat, weiß er nicht.

sehr wesentlichen Einfluß hat, und obwohl der Vogel hiernach in Jahren, wo die, ihm zur Lockspeise aufgestellte Ebereschbeere häufig ist — theils aus Bedürfniß, theils aus Vorliebe, theils aber auch, weil er sie bereits vielfältig und ohne Gefahr genossen hat — häufiger und unbesorgter als in andern Jahren, wo sie sparsam ist und wo der junge Vogel noch überdem weniger Gelegenheit hat, sie kennen zu lernen — in die Schlingen fällt, so steht doch diese Erscheinung mit dem Striche selbst in keiner Verbindung. Es kann sich sehr wohl zutragen, daß der Strich in einem Jahre sehr beträchtlich, der Fang aber wegen des geringen Ebereschbeeren-Vorraths im Ganzen unbedeutend ist. *) Es werden in dem folgenden Jahre vielleicht ungleich weniger Drosseln herüber streichen, von diesen wenigen aber — ist die Ebereschbeere häufig — mehr als im vorigen gefangen werden. — Wenn der Jäger daher aus einem ansehnlichen Ebereschbeeren-Vorrath einen guten Drosselfang prophezeyht, so hat er nicht unrecht; wenn er aber hieraus den zu erwartenden, mehr oder minder reichhaltigen Strich vorhersagen zu können glaubt, so irrt er sich. Von dem Charakter der Krammetsvögel — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — sagt Büffon: „Es „sind dieses traurige, schwermüthige Vögel, und wie gewöhnlich lieben sie um desto mehr die Freyheit. Man „sieht kaum, daß sie sich lustig machen oder mit einander „kämpfen, noch weniger schmiegen sie sich in den Stand „der Hausthiere. Aber so groß ihre Liebe zur Freyheit ist, „so fehlt es ihnen doch an Mitteln, dieselbe zu erhalten „oder sich selbst zu beschützen. Ein ungleicher, schiefer, ge-

„schlän-

*) Einige Drosselfänger pflegen nun zwar in Jahren, wo die Ebereschbeere beyräthig ist, die Wacholderbeere als Lockspeise aufzustellen. Sie taugt indessen deshalb weniger, weil der Vogel sie in den Gebüschen bey weitem nicht in der Entfernung wie die Ebereschbeere gewahr wird.

„schlängelter Flug ist fast ihr einziges Hülfsmittel, dem „Bley der Jäger und den Klauen den Raubthiere zu entge„hen. Können sie einen Baum voller Aeste und Blätter er„reichen, so bleiben sie auf demselben für Furcht unbe„weglich sitzen und sind schwerlich von demselben zu verja„gen.“ Das letzte gilt wohl nur zum Theil dann, wenn man sie einzeln, nicht aber, wenn man mehrere beysammen antrifft. Sie lassen sich, sobald sie in Gesellschaft auf einem Baume sitzen, nicht leicht nahe kommen, sind dann im Gegentheil sehr scheu, und es gelingt selten, daß man einen Schuß unter den ganzen Haufen anbringen kann. Einzeln halten sie nun allerdings besser. Man hat aber auch dann oft Mühe, sie auf den belaubten Bäumen zu entdecken. Im Frühjahre, wo sie der Begattungstrieb geselliger macht, scheinen sie weniger auf die Nachstellungen des Jägers aufmerksam zu seyn. Sie sind dann bey weitem nicht so scheu, als im Herbst, und man kann sie zu dieser Zeit, wenn sie auf hohen Bäumen zwitschern, oder in der warmen Sonne im Unterholze still liege und vor dem Winde Schutz suchen, leichter schießen. Ihr Fleisch ist, wie bekannt, sehr wohlschmeckend, vorzüglich das der Zipp- und Rothdrossel, die bey weitem zarter und wohlschmeckender, als die beyden andern Drosselarten sind. Die alten Römer machten, wie Büffon anführt, noch mehr als wir aus dem Fleisch der Krammetsvögel. Sie hielten sie das ganze Jahr durch nebst andern schmackhaften Vögeln, als Ortolanen, Wachteln u. a. m. zu Tausenden in besondern Vogelhäusern, und hatten von diesen eine so große Anzahl um Rom und im Sabinerlande, daß man den Krammetsvogelmist den Acker zu düngen gebraucht, ja sogar — was nun freylich fabelhaft klingt und auch wohl übertrieben seyn dürfte — die Ochsen und Schweine damit gemästet haben soll. — Die Krammetsvögel wurden in diesen Vogelhäusern mit Hirse, mit einer Art aus zerstoßenen Feigen und Mehl gemachten Teige, imgleichen mit Beeren von Mastix, Myrthen und Epheu gefüttert und fett gemacht

und

und von den Besitzern oft zu hohen Preisen nach Columella — jeder fette Krammetsvogel bis zu drey Denarien (ohngefähr 36 hiesige Groschen) — verkauft. Wenn ein Triumph oder Fest bevorstand, so stieg der Handel bis zu zwölf auf Hundert. — Ich werde sie nun in der Ordnung, wie sie sich bey uns einfinden, näher beschreiben.

Die Zippdrossel.

Die Zippdrossel, sonst auch Zippe — Weißdrossel (dieser Name wird von den Schriftstellern am häufigsten gebraucht) — Pfeifdrossel — kleine Misteldrossel — Singdrossel — Gesangdrossel, von einigen, wiewohl fälschlich, Weindrossel genannt — hat ihren, zuerst angeführten Namen — unter dem sie hier zu Lande am mehresten bekannt ist — daher erhalten, weil sie vielfältig einen Laut, der fast wie Zip—zip klingt, und durch den sie sich unter einander zulocken, von sich hören läßt. Den Namen Singdrossel verdient sie wohl allerdings wegen ihres anmuthigen Gesanges, den viele Schriftsteller, selbst Linné, ganz irrig der Rothdrossel, mit der sie überhaupt häufig verwechselt wird, beylegen. *) Sie ist der Größe nach

*) Von Linné ist diese Verwechselung um so auffallender, als er dieser Drosselart, nämlich der Zippdrossel, noch dazu ausdrücklich einen ihren Gesang sehr nahe bezeichnenden Namen Turdus Musicus beylegt. Otto führt in der deutschen Ausgabe von Büffons Naturgeschichte bey dieser Gelegenheit an, er habe die Weißdrossel öfters während des Gesanges geschossen und sich dadurch überzeugt, daß sie und nicht die Rothdrossel den vortreflichen Gesang von sich hören lasse. — Ich habe die nämliche Erfahrung mehr denn einmal gemacht, und kann die Richtigkeit dieser Behauptung bezeugen.

nach unter den eigentlichen Drosseln oder Krammetsvögeln die dritte in der Reihe. Die Schriftsteller weichen in der Beschreibung dieser Drosselart häufig von einander ab. *) Mir scheint nun diejenige, die Otto in der deutschen Ausgabe der Büffonschen Naturgeschichte in dem besondern Anhange über die Weißdrossel liefert, die anpassendste und getreueste zu seyn. **) Ich werde sie wörtlich hersetzen. „Die Weißdrossel, sagt Otto, ist kleiner als der Mistler „und Ziemer, aber eben so groß und noch etwas größer, „als die Rothdrossel."

„Vom Schnabel ist die obere Kinnlade schwarz „mit einem weißen Rande, von den Nasenlöchern an bis „zum Winkel des Mundes, die untere Kinnlade ist weiß- „gelb mit schwarzer Spitze."

„Der ganze Vogel ist oberhalb, oder auf der Kopf- „platte, dem Halse, Rücken, den Flügeln und dem „Schwanze graubraun. Doch sind die Flügel und der „Schwanz etwas dunkler als der Rücken, und fallen ins „braune. Die Augenbraunen, oder vielmehr die äußeren „Augenwinkel sind bey einigen weißlich (ein deutlicher gro- „ßer weißlicher Strich über den Augen, wie bey der Roth- „drossel, fehlt). Die Schläfe sind ein wenig braun und „weiß gestreift. Die Kehle ist unter dem Rachen weiß; „der Hals unten weißlich mit braunen Flecken wie der „Bauch."

„Auf

*) Dieser Fall tritt bey den Beschreibungen mehrerer Vogelgattungen ein, und rührt wohl hauptsächlich daher, weil sich das Gefieder der Vögel hin und wieder nach Beschaffenheit der Jahreszeit, wie nicht minder des Alters abändert und hiernach die Beschreibungen, je nachdem sie zu dieser oder jener Zeit gemacht worden, von einander abweichen.

**) Der Name Weißdrossel ist in obiger Hinsicht keineswegs anpassend, und scheint ihr wohl blos deshalb, weil sie heller, als die übrigen Drosselarten ist, beygelegt zu seyn.

„Auf der gelbweißen Brust sind dreyeckichte braune „Flecken, indem jede Feder am Ursprunge blaugrau, in der „Mitte gelbweiß und an der Spitze des Schaftes braun ist. „Der Bauch ist weiß mit fast eyrunden braunen Flecken; „der Steiß weißlich, die Schwungfedern sind auf der „äußeren Fläche am Ursprunge rothbraun, in der Mitte „braun und die dritte bis zur sechsten *) an der Spitze hel„ler. Die obersten Deckfedern der ersten Schwungfedern „sind an den Spitzen weißlich. Die Schwungfedern sind „auf der untern Fläche am Ursprunge graugelb und die un„tern Deckfedern fuchsgelb. Der Schwanz ist von mittel„mäßiger Länge, etwas ausgekantet, und dessen Federn ein„farbig, ohne Flecken, braun. Die Füße sind blaß weiß„gelb; die Zehen unten gelb und die Iris nußbraun; der „Farbe nach ist diese Drossel dem Mistler mehr als dem Zie„mer oder (und der) Rothdrossel ähnlich. Das Weibchen „unterscheidet sich blos durch seine etwas hellere Farbe am „Unterleibe von dem Männchen. Ihr Aufenthalt sind „größtentheils Wald und Gesträuche. Am Tage besucht „sie gern die Gartenhecken, wenn sie deren auf ihren Wan„derungen in der Nähe der Gehölzer antrifft. Ihre Nah„rung besteht außer den Wacholder- und Ebereschbee„ren (hier zu Lande Quitschbeeren, auch Quitschen ge„nannt:) — die sie vorzüglich liebt, in Elsbeeren, Weiß„dornbeeren, Weinbeeren, und wenn sie diese nach Beschaf„fenheit der Jahreszeit nicht findet, in Würmern und In„secten. Sie nistet zweymal — ja wie Büffon angiebt, „zuweilen, wenn die erstenmale nicht glücklich gewesen, „dreymal — im Jahr auf Bäumen und Gesträuchen, und „macht ihr Nest — welches man am häufigsten zwischen „den kleinen Zweigen der Hagebuche findet — auswendig „aus

*) In jedem Flügel sind — und zwar bey allen Drosselarten — achtzehn Schwungfedern, und im Schwanze zwölf Ruderfedern.

„aus Reisig und Moos, inwendig aus festem Lehm, faulem „Holze u. d. gl. Bey dem ersten Brüten legt sie gewöhn„lich 5 bis 6 dunkelgrüne, am stumpfen Ende mehr als an „der Spitze schwarz besprengte Eyer; bey dem folgenden „Brüten weniger, und brütet solche meist immer in 14 Ta„gen aus. Sie nistet häufig hier zu Lande. Die Brut „fliegt im Anfange unter der Anführung der Alten, trennt „sich aber, sobald die Jungen so weit sind, daß sie allein „fortkommen können. Sie stellt sich bey uns auf ihren „Herbstwanderungen größtentheils um oder bald nach Mi„chaelis, und zwar zum Theil in Begleitung der Mistel„drossel ein, und wird dann oft in ungewöhnlich großer „Menge in den Dohnen (Schlingen) gefangen. Sie ver„läßt die hiesige Gegend zeitig und wird dann von den an„dern, die die Kälte mehr ertragen können, abgelöst. Sie „macht sich gewöhnlich bey Anbruch der Nacht auf die Rei„se, und zieht unter beständigem Locken bis der Tag an„bricht. Wenn man sie in der Abenddämmerung im Ge„büsche häufig locken hört, so ist dies ein sicheres Kenn„zeichen, daß ihre Abreise nahe ist, oft in derselben Nacht „erfolgt. Sie streicht nie in so großen Haufen wie die „andern Strich- und Zugvögel. Zuweilen sieht man 40 „bis 50 bey einander, welches sich aber nur dann, wenn „kleine Haufen zufällig zusammenstoßen, ereignet. Sie „trennen sich bald und nehmen in kleinen Scharen ver„schiedene Wege. Ohnerachtet sie im Zustande der Frey„heit nicht so scheu ist, wie die andern Drosselarten, so ist „sie im Gegentheil, wenn sie lebendig gefangen und in ei„nen Käfig gesetzt wird, im Anfange wilder und scheuer wie „jene. Sie ist oft schwer an das Futter zu bringen; sie „pflegt, wenn man sich dem Käfig nähert, zu schreyen, auf„zuflattern und mit dem Kopfe gegen die Sprossen zu sto„ßen, daher denn auch die Vogelsteller ihr im Anfange die „Flügel zu binden pflegen. Die beste Fütterung ist ange„feuchtetes, mit einer Handvoll frisch gepflückter Eberesch„beeren vermischtes Gerstenschroot, welches jedoch vorher

„durch-

„durchgesiebet und von den Hülsen gereiniget werden muß.
„Um sie an dieses, ihr unbekannte Futter zu gewöhnen,
„legt man im Anfange ein Büschel Ebereschbeeren in den
„Futterkasten, und zwar oben auf die Fütterung, da sie
„dann, wenn sie diese gefressen, die unter dem Gersten-
„schroote befindliche Beeren heraus suchen, und bey dieser
„Gelegenheit auch das Gerstenschroot kosten und kennen
„lernen."

Die Misteldrossel.

Die Misteldrossel — sonst auch Mistelziemer — Mistler — große Drossel genannt, ist hier zu Lande, am mehresten unter dem Namen Schnarrziemer — auch Schnarre bekannt. Sie ist unter den Krammetsvögeln die größte, in ihrer Gestalt aber der Zippdrossel sehr ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß die Farben auf dem Kopfe, Halse, Rücken, Flügeln und Schwanze mehr fahl als braun, die Schwungfedern am Rücken der Fahne weiß eingefaßt, auf den kleinen Deckfedern der Flügel und an den äußersten des Schwanzes weiße Spiegel befindlich, die Beine aber gelber, wie bey der Zippdrossel sind. — Das Weibchen ist von etwas hellerer Zeichnung, sonst aber nicht leicht von dem Männchen zu unterscheiden. Sie trifft bey uns gewöhnlich mit der Zippdrossel zusammen ein, streicht mit dieser zugleich fort, — obwohl einige — und diese kommen später — auch zuweilen hier zu überwintern pflegen. Sie hält sich ebenfalls in Wäldern und Gebüschen, liebt vorzüglich die Schwarzhölzer. — Sie nistet — hier zu Lande wenig — zweymal im Jahre. Ihr Nest, das mehr dem Neste der Amseln, als der übrigen Drosselarten gleicht, besteht aus Blättern und Moos. Sie legt gewöhnlich das erstemal vier bis fünf, das zweytemal meist immer nur drey grün-

liche, röthlich-gefleckte Eyer und füttert die Jungen mit Würmern und Insekten. Sie besucht gern die Bäume, auf denen der Mistel *) wächst, von dem sie die Beeren frißt. Auch liebt sie die Erdmast und findet sich häufig in den lichten Gebüschen ein, um daselbst auf den offenen Rasenplätzen nach Gewürmen zu suchen. Ihre Stimme ist von der Zippdrossel ganz verschieden. Sie giebt einen schnarrenden Laut von sich und hat von diesem den Namen Schnarrdrossel erhalten. Das Männchen hat aber außer diesem Laut auch noch einen besondern Gesang, der nicht unangenehm ist, und den er vorzüglich im Frühjahr hören läßt. Sie ist übrigens sehr scheu, weniger, wenn man sie einzeln, mehr, wenn man sie in Haufen antrifft, wo sie sich gar bald durch ihr Geschrey verrathen und die Flucht nehmen. Sie trauen den Dohnen weniger wie die Zippdrossel **), und werden bey weitem nicht in der Menge wie diese gefangen.

Die Rothdrossel.

Die Rothdrossel — sonst auch Weindrossel — und unter diesem Namen ist sie hier zu Lande am mehresten bekannt — Blutdrossel — Heidedrossel — Heidezie-mer

*) Der Mistel (Viscum L.) ist eine Schmarotzerpflanze, die nur allein auf Bäumen, vorzüglich auf alten Birken und Eichen wächst, und nie in der Erde aufkommt.

**) In Gegenden, wo sie überwintert, kann man sie im December bis Februar unter Bäumen, wo Mistel wächst, noch am leichtesten mit Laufdohnen fangen. Sie ist übrigens neu gefangen sehr wild und unruhig und geht schwer an das Futter, wird aber in der Folge desto zahmer. Die jung auferzogenen werden sehr zahm, sind aber erstaunlich beissig, selbst gegen ihren Herrn.

mer — Bergdrossel — Walddrossel — in einigen Gegenden Weingartvogel genannt, trifft bey uns später wie die Zipp- und Schnarrdrossel ein. Sie ist etwas kleiner wie die Zippdrossel. Der Kopf ist länglich, der Schnabel schwärzlich. Sie hat über jedem Auge eine weißgelbliche Streife, die von dem Unterkiefer bis an das Genick hinanläuft. Der Oberleib ist etwas dunkler wie bey der Zippdrossel; der Schwanz weniger gespalten; die Ruderfedern braun; die untersten Deckfedern des Schwanzes weiß; die Schwungfedern braun, an der innern Seite am Anfange röthlich — daher der Name Rothdrossel — Kehle, Hals und Brust gelblich-weiß und schwarzbraun gefleckt; der Bauch weiß mit wenigen Flecken; die Beine kürzer wie bey der Zippdrossel und braun. Das Weibchen ist im Ganzen von helleren Farben. Sie hat einen leisen zischenden Laut. den sie nicht ununterbrochen, sondern nur dann und wann hören läßt. *) Daß sie, wie noch immer Schriftsteller behaupten, einen vorzüglichen Gesang haben, und in diesem gar die Nachtigall nachahmen soll, ist falsch. Sie nistet zweymal auf Bäumen, sucht aber mehr Hecken und niedrige Gebüsche, und legt jedesmal 2 bis 3 grünliche, schwarz-gefleckte Eyer. Nach Kleins Angabe brütet sie in der Gegend von Danzig, wie alle Drosselarten, häufig. Meines Wissens brütet die Zippdrossel allein häufig, die Misteldrossel selten, die Rothdrossel und der Ziemer aber nie in den hiesigen Gegenden. Sie nährt sich, wie die andern Krammetsvögel, von Beeren, liebt vorzüglich die Weinbeere — daher ihr Name Weindrossel — geht aber auch gern, und mehr wie die andern dem Gewürme nach, daher sie denn auch bey warmem Wetter, wenn der Erdboden weich ist, lieber

 auf

*) Büffon erzählt, daß die Rothdrosseln, sobald sie einen Fuchs erblicken, diesen unter großem Geschrey, so weit sie ihn sehen können, verfolgen, ich bin dies nie gewahr worden.

auf diesen, um Würmer zu suchen, als auf die Eberesch-beere zu fallen pflegen. Wenn ein Reif fällt und sie der Erdmast nicht nachgehen kann, wird sie häufiger in Schlingen gefangen.

Der Ziemer.

Der Ziemer — auch Blauziemer — Großblauziemer — hier zu Lande aber gemeinhin ausschließend Krammetsvogel genannt, kommt bey uns gewöhnlich mit der Weindrossel zusammen an, wiewohl der größte Strich erst gegen den Winter, und zwar um Advent, nachzufolgen und zum Theil hier zu überwintern pflegt. Er hält sich aber überhaupt mehr in den kälteren Gegenden, und zwar vorzüglich in den Wacholderbüschen — daher die ausschließende Benennung Krammetsvogel, — und streicht selbst von uns nicht leicht anders — das heißt in Menge — nach den wärmeren Gegenden hin, als wenn ihm beym sehr tiefen Schnee die Nahrung zu fehlen anfängt. Je kälter der Winter ist, desto zahlreicher findet sich der Ziemer bey uns ein. Der Schnabel ist gelb, der Kopf bläulichgrau, der Rücken braun, die Flügel schwarzgrau rc., der Schwanz schwarz, die oberen Deckfedern aschfärbig, die Brust braungelb mit schwarzen Flecken, der Bauch weiß, die untern Deckfedern der Flügel schwarz gefleckt. — Das Weibchen unterscheidet sich vorzüglich dadurch von dem Männchen, daß der Kopf nicht bläulich, sondern aschgrau, der Schnabel weniger gelb ist, welches letztere auch von den Jungen gilt. Er brütet, wie ich schon vorhin erwähnt habe, nicht hier zu Lande, sondern zieht im Frühjahr weiter nach Norden zurück, wo er nach der Angabe einiger Naturkündiger in den Schwarzwäldern, und zwar auf den höchsten Bäumen nisten soll.

Von

Von den Seidenschwänzen.

Da die Seidenschwänze in manchen Jahren sehr häufig, und zwar meist immer in Gesellschaft des Ziemers, zu uns herüberstreichen, und dann theils in Dohnen, theils auf Heerden häufig gefangen werden, so habe ich ihrer in gegenwärtigem Abschnitte ebenfalls zu erwähnen für nöthig erachtet.

Der Seidenschwanz — an manchen Orten Böhmlein — Böhmerlein — auch Pfeffervöglein genannt, kommt nicht alle Jahr zu uns. Obwohl man vormals glaubte, er sey in Böhmen zu Hause, und obwohl man ihm eben deshalb den Namen Böhmlein beygelegt hat, so weiß man doch jetzt, daß dies falsch ist. Sein eigentliches Vaterland ist das weitere Norden, von wo er selten anders, als wenn es ihm dort an Nahrung fehlt, nach den hiesigen Gegenden und weiter nach Deutschland herüberstreicht. Er kommt dann gewöhnlich in großen Scharen, und zwar meist immer in Gesellschaft des Ziemers, mit dem er zum Theil hier überwintert. Er gehört wie der Krammetsvogel unter die Ordnung der Singvögel. Linné hat 7 Arten. Der Schnabel ist kegelförmig, die längere obere Kinnlade etwas eingekrümmt und an beyden Seiten ausgeschnitten. Die Grundfarbe des Körpers ist aschgrau, der Kopf mit einem schönen braunrothen, über dem Nacken herabhängenden Federbusch, den er nach Gefallen in die Höhe richten und niederlegen kann, geziert. Um das braune Auge läuft ein schwarzer Strich bis zum Schnabel hin; die Kehle, wie nicht minder die Schwungfedern, imgleichen die Füße sind schwarz. Die 11te und die folgenden 5 Schwungfedern haben einen carminrothen, pergamentartigen Ansatz von der Größe eines Leinsaamenkerns, der wie ein angeklebtes Läppchen an der Spitze der Feder sitzt und dem Vogel ein sehr schönes Ansehen giebt. Quer über die Flügel gehen zwey weiße

Strei-

Streifen. Der Schwanz ist schwarz mit einer schönen schwefelgelben Kante, und bey dem Männchen, besonders dem alten, ebenfalls mit dem vorerwähnten carminrothen Läppchen, oder Ansatz an der Spitze versehen, dagegen dem Weibchen diese Zierde größtentheils fehlt. Die Deckfedern sind äußerst zart und seidenartig — daher der Name Seidenschwanz. Er nistet in den Gebirgen und nährt sich größtentheils von Beeren, unter denen er vorzüglich die Ebereschen- und Wacholderbeeren liebt. Die letzte giebt seinem Fleisch einen gewürzartigen Geschmack, wovon er in einigen Gegenden den Namen Pfeffervögelein erhalten hat. Im Zimmer kann man ihn am besten mit genetztem Gerstenschroot, an das er sich bald gewöhnt, füttern. Er muß aber, ohnerachtet er nicht wild ist, frey herumfliegen und bleibt, in einen Käfig eingekerkert, selten leben. Die Sage, als ob er regelmäßig alle 7 Jahre, oder wie andere wollen, alle 5 Jahre aus Norden nach den milderen Himmelsstrichen hinüberstreiche, ist ohne Grund. Er kommt öfter und seltener, je nachdem er in seiner Heymath mehr oder weniger Nahrung hat. Er hat eine dumpfe, heisere Stimme, die, wenn er ein Warnungszeichen von sich giebt, trillerartig ist. Der gemeine Mann hält seine Erscheinung, weil er selten kommt, für eine unglückliche Vorbedeutung, und giebt ihm daher in einigen Gegenden den Namen Sterbevogel. Er streicht, wie ich bereits erwähnt habe, in sehr zahlreichen Haufen, und wird, wenn er sich einstellt, in Menge auf dem Vogelheerde, wo er häufiger, wie jeder andere Vogel fällt, gefangen.

Die Golddrossel.

Dieser schöne Vogel, den man in den naturhistorischen Schriften am häufigsten unter dem Namen Pirol — und dies

dies ist sein eigentlicher wahrer Name — aufgeführt findet, der aber sonst auch Kirschvogel — weil er die Kirsche sehr liebt — Bierhahn — Bierheld — Bieresel *) — hier zu Lande aber gemeinhin Golddrossel — auch Goldamsel — und von den gemeinen Leuten häufig Schulz von Therau genannt wird, gehört nach Linné unter die Ordnung der spechtartigen Vögel, und zwar zu demjenigen Geschlecht, das er mit dem Namen Pica oriolus belegt. Er ist von der Größe einer Weindrossel. Der Schnabel ist Pfirsichblüthfarben, der Kopf ist wie der ganze Leib golbgelb, vom Schnabel bis zum Auge ein schwarzer Strich die Flügel bis auf einige gelbe Flecken schwarz. der Schwanz ins grünliche spielend mit einigen schwarzen Federn untermischt; die Füße bläulich. Das Weibchen unterscheidet sich durch seinen kürzeren Schnabel und seine schwarzbraunen Flügel, so wie es denn überhaupt bey weitem nicht die schöne goldgelbe Farbe des Männchens, sondern ein blaßgelbes, an Farbe einem von der Sonne ausgebleichten gelben Bande fast ähnliches Gefieder hat. Der Pirol kommt gewöhnlich erst im Monat May, oft später zu uns. Der Landmann und die Jäger behaupten, daß nach seiner Ankunft weder Nachtfröste noch Reif zu besorgen sind. Er hält sich, und zwar größtentheils nur einzeln und zerstreut in Wäldern, wenn die Kirsche reif ist, auf den Kirschbäumen auf. Seine Nahrung besteht außer der Kirsche — die er vorzüglich liebt — und daher auch, wenn

*) Bechstein sagt in seiner Naturgeschichte, der Name Bieresel rühre wohrscheinlich daher, weil in Preußen die Kinder diesem Vogel die Worte: hast du gesoffen, so bezahle auch, nachsprechen. Ich habe dies nie in meinem Vaterlande gehört. Auch ist hier die Benennung Bieresel bei weitem nicht so üblich, als der Provincial-Name Schulz von Therau, ohne daß ich jedoch von diesem die Etimologie habe ausfindig machen können.

wenn er diese nicht mehr findet, gewöhnlich fortstreicht — vermuthlich in Gewürmen, welches jedoch noch nicht mit Bestande ausgemittelt ist. Er nistet vorzüglich im Laubholz und baut größtentheils gleich nach seiner Ankunft ein aus Wolle, Moos, Haaren und Blättern künstlich verfertigtes Nest, und hängt solches nicht minder künstlich und bewunderungswürdig zwischen die gabelförmigen Aeste der Bäume, wo es gleich einem Körbchen frey schwebt. Das Weibchen legt 4, selten 5 spitzig zu laufende weiße, am stumpfen Ende einzeln schwarzgefleckte Eyer, und brütet solche gemeinschaftlich mit dem Männchen in Zeit von 15 Tagen aus. Ihr Gesang ist flötenartig und besteht aus nachfolgenden Tönen: a fis a — fis a fis — a fis, a fis, d. a. von denen der Vogel die beiden ersten Terzen in kurzen Absätzen, und dann die letzten 6 Töne geschwind nach einander, und zwar das letzte a eine octave tiefer pfeift. — Er ist eben nicht scheu und pflegt, wenn man seinen Gesang mit dem Munde nachpfeift, gar bald zu antworten, und herbey zu kommen. Im Zimmer ist er — weil seine Nahrung — die Kirsche ausgenommen — nicht hinlänglich bekannt ist — schwer durchzubringen. Auch will man bemerkt haben, daß seine schöne goldgelbe Farbe im eingekerkerten Zustande verbleicht.

Von dem Dohnenfange oder der Schneuß.

Die Krammetsvögel oder Drosseln werden bekanntermaßen auf ihren Herbststrichen häufig in Schlingen von Pferdehaar gefangen. Man nennt diese mit den Bügeln, in denen sie fest gemacht sind, Dohnen, die in den Wäldern und Gebüschen befindlichen Gänge, wo man sie aufstellt, Dohnensteige, den Fang selbst aber hier zu Lande Dohnenfang, und in vielen auswärtigen Gegenden die Schneuß.

Schneuß. *) Unter den vielen verschiedenen Dohnenarten sind vorzüglich die Bastdohnen — Hängdohnen — Bügeldohnen — Laufdohnen — imgleichen die sogenannten Sprenkel üblich.

Die Bastdohnen werden aus Lindenbast, der im Julius geschälet und hernach, um ihn besser aus einander theilen zu können, im Wasser geröstet wird — verfertiget. Es wird aus diesem eine, einen halben Finger breite, 5 Zoll lange, dreyfach geflochtene Schnur gemacht, in diese aber in einer verhältnißmäßigen Entfernung drey pferdehaarne Schleifen eingeflochten, so daß der Knoten der Schleifen in der Bastschnur befestigt ist, die offene Schlinge selbst aber frey heraushängt. An dem einen Ende der Bastschnur wird eine 1 Zoll weite Oeffnung gemacht, dagegen an dem andern Ende lange Bastfasern zum Anbinden der Schnur hängen bleiben. Beym Aufstellen wird ein Stöckchen eines kleinen Fingers dick, und zwar ein solches, an dem ein Ast herausgewachsen ist, ausgesucht, dieses zugespitzt, ein Loch in den Baum gebohrt, das Stöckchen eingesteckt, die Bastdohne mit der Oefnung an den Ast angehängt, das andere Ende aber mit den Bastfäden um den Baum gebunden und die in der gespannten Schnur über dem Stöckchen hängenden Schlingen aufgezogen. Die Ebereschbeeren werden in dem Stöckchen in eine eingeschnittene Ritze eingehangen. Die Hängedohnen haben ihren Namen daher erhalten, weil der Bügel, der die Gestalt eines Triangels hat, und in dem die Beeren in der Grundlinie, die Schlingen aber an den beyden Seiten befestigt sind, mit der Spitze an einen Zweig angehängt werden.

Die

*) Da in den Dohnen außer den Krammetsvögeln auch andere große und kleine beerfressende Vögel gefangen werden, so nennt man alle diese Vögelarten in einigen Gegenden Schneußvögel.

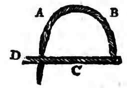
Die Bügeldohnen werden, wie hier zu Lande nicht blos Jägern, sondern beynahe Jedermann bekannt ist, gewöhnlich aus Weidenruthen oder anderem zähen Holze gemacht. Es werden aus diesem nämlich Bügel in Form eines halben Ovalzirkels verfertigt, in dem einen Schenkel die pferdehaarnen Schleifen, in dem andern die Ebereschbeeren eingehangen, und der Bügel sodann mit den beyden zugespitzten Enden in einen Baum, in den man Löcher gebohrt, gesteckt. Die Laufdohnen, auch Erddohnen genannt, sind nichts anders, als pferdehaarne Schlingen, die zwischen den Gesträuchen vorzüglich auf Steigen — an kurzen, in die Erde eingesteckten Stäben nahe am Boden aufgestellt, und in denen die an der Erde laufenden Vögel gefangen werden.

Hier zu Lande bedient man sich zum Drosselfange einzig und allein der Bügeldohnen, und diese sind unter allen übrigen wohl unstreitig die vorzüglichsten. Man hat sie indessen auswärtig noch von einer anderen Einrichtung, als der vorbeschriebenen, und ich halte es wohl der Mühe werth, meine einheimischen Leser und Jagdfreunde damit bekannt zu machen. Obwohl in den hiesigen Bügeldohnen jahrjährlich eine sehr beträchtliche Menge Drosseln gefangen wird, so haben sie doch zwey wesentliche Fehler, die Niemand, der den Drosselfang betreibt, ableugnen wird. Einmal sind die Schlingen dadurch, daß das Ende, an dem der Knoten ist, gerade in die Höhe steht, dem Uebelstande ausgesetzt, daß sie hin und wieder zufallen. Zweytens aber hat man oft und vielfältig den Verdruß, daß der Vogel die Beeren abfrißt, ohne sich in der Schlinge zu fangen. Er macht bekanntlich, ehe er sich in den Bügel setzt, alle nur mögliche Versuche, den Beeren beyzukommen. Einige, und vorzüglich die Zippdrosseln, suchen die Beeren im Fluge wegzuschnappen. Andere klammern sich, ohne die Schlingen zu berühren, auswendig an die Dohne, noch andere fahren gebückt unter den Schleifen durch, und so gelingt es ihnen nicht selten, die Dohnen bald auf diese, bald auf jene

Art

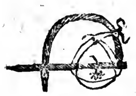
Art auszubeeren, ja oftmahls ganze Büschel abzufressen. Diejenige Gattung Bügeldohnen, die man auswärtig hat, und deren Einrichtung ich hier näher beschreiben werde, scheinen nun in der That beiden Mängeln abzuhelfen. — Der Bügel wird zwar wie gewöhnlich aus einer zähen Weidenruthe verfertigt, nur mit dem Unterschiede, daß dazu eine ungleich längere Ruthe genommen, diese nur bis zum dritten Theil in einen ovalzirkelförmigen Bügel gebogen, der von der Ruthe übrig bleibende Theil aber, nachdem solcher an der Stelle, wo der Bügel aufhört, eingeknicket worden, gerade gelassen, und nun der Bügel mit dem einen zugespitzten Fuß in den gerade bleibenden Theil der Ruthe eingesenkt wird.

Die Figur der Bügeldohne ist nach dieser veränderten Einrichtung folgende:



Die Schlingen werden an denen mit a und b bezeichneten Stellen angebracht, die Ebereschbeeren in c eingehangen, die Dohne selbst aber vermittelst der mit d bezeichneten Spitze in den Baum eingesteckt. Da das Knotenende der Schlingen durch die veränderte Stellung des Bügels eine schiefe Richtung erhält, so ist nun dadurch zuvörderst dem ersten Uebelstande, nämlich dem Zufallen der Schlingen, abgeholfen; damit aber auch der Vogel die Beeren nicht so leicht ausfressen und am wenigsten im Fluge wegschnappen könne, werden um diese zwey über einander laufende Schlingen — wie aus folgender Figur ersichtlich, angebracht.

Die



Die Einrichtung scheint mir wenigstens dem Endzwecke entsprechend, worüber nun freylich diejenigen, die den Drosselfang häufig betreiben, die besten und sichersten Erfahrungen anzustellen Gelegenheit haben werden. — Die Schlingen müßen übrigens sehr dicht zusammen gedreht, und ehe man sie in die Bügel einzieht, einigemal in kochendes Wasser getaucht und ausgestrichen werden, um das Zusammenlaufen zu verhindern. Die Ebereschbeeren muß man gerade in der Zeit der Reife, und wenn solche recht hellroth — der Vogel wird sie dann in den dunkeln Gebüschen leichter gewahr — nicht aber wenn sie überreif und dunkelroth sind, zu erhalten suchen. Daß die Dohnensteige täglich und am besten gegen die Mittagszeit — weil der Vogel sie am liebsten in den Frühstunden besucht — nachgesehen, die etwa zusammengefallenen Schlingen in Ordnung gebracht, die ausgebeerten Dohnen mit frischen Beeren versehen werden müssen, sind zu bekannte Dinge, als daß ich mich dabey aufhalten sollte.

Die Drosseln werden auch in sogenannten Sprenkeln gefangen. Diese Methode ist hier zu Lande wenig oder gar nicht bekanrt. — Man nimmt eine Haselruthe, bohrt durch das starke Ende ein Loch und befestigt an das dünnere eine gedoppelte pferdehaarene, oder auch andere Schnur, zieht sie durch das Loch, so, daß die Ruthe gespannt wird, und versieht die Schnur mit einem starken Knoten, damit sie nicht durchfahren kann. Beym Aufstellen wird die Schnur 2 bis 3 Zoll zum Loch herausgezogen, länglich-rund auseinander gebreitet und zwischen die dadurch entstehende Oeffnung und Schlinge ein Stellhölzchen — (Tippholz), das die Länge der Schlinge haben

ben und mit dem einem Ende, aber nicht fest, in dem Loche stecken muß, eingesetzt; der Sprenkel sodann an einen Baum oder Strauch — die Ebereschbeeren aber vor dem Stellhölzchen aufgehangen. Sobald der Vogel, um nach den Ebereschbeeren zu langen, auf das Stellhölzchen tritt, weicht dieses unter seinen Füßen aus, die angespannte Ruthe fährt plötzlich zurück und der Vogel bleibt mit den Beinen in der Schlinge hängen.

Die Drosseln werden endlich auch auf dem Vogelheerde gefangen.

Es ist nun allerdings schwer, die Einrichtung eines Vogelheerdes durch eine bloße Beschreibung zu versinnlichen. Man muß solche eigentlich an Ort und Stelle sehen, wenn man davon einen vollständigen Begriff erhalten will. Eine sehr ausführliche und ziemlich deutliche Beschreibung von einem Vogelheerde findet man indessen in Naumanns Vogelsteller.

Ich glaube denjenigen Jagdliebhabern, die keine Gelegenheit haben, einen Vogelheerd zu sehen — hier zu Lande giebt es deren nur wenige — einen nicht unwillkommenen Dienst zu leisten, wenn ich, selbst zur Vervollständigung meines Werkes, die Beschreibung, die Naumann im zweyten und drey und zwanzigsten Kapitel seiner Schrift, von der Zubereitung und Einrichtung eines Vogelheerdes macht, mit seinen eigenen Worten hersetze *).

„Von

*) Um die Sache mehr zu versinnlichen, ist außer der Naumannschen Beschreibung auch die dahin gehörige Zeichnung dem gegenwärtigen III. Theil dieses Werks beygefügt. Zur bessern Verständlichkeit der Zeichnung muß noch bemerkt werden, daß auf selbiger eigentlich 3 Heerde abgebildet sind. A. stellt den Finkenheerd, B. den Heidelerchenheerd, C. den Strauch- oder Krammetsvogelheerd, E. aber den Platz dar, auf welchem die Hütte des

„Von der Zubereitung und Einrichtung eines Vogelheerds."

„Einen Vogelheerd kann man am füglichsten im „Frühjahre anlegen, damit sich die angepflanzten Bäume „und Zäune während des Sommers bewachsen und bestau„den können; wollte man aber nur erst im Herbst zur Pro„be stellen, ob nämlich an dem auserfehenen Orte ein gu„ter Zug vorhanden, so kann man unterdessen den Zaun „von abgehauenen Gesträuchen machen. Vor allen Din„gen ist unumgänglich nöthig, daß man Bäume suche, „die hoch und träublicht sind, weil die Vögel, wenn man „todte Bäume hinsetzen wollte, nicht leicht darauf anbu„schen würden."

„Gesetzt nun, daß an demjenigen Orte, wo der Vo„gelheerd angelegt werden soll, weder Busch noch Gärten, „sondern nur Wiesen oder Aecker vorhanden wären, an „welchen nichts als Weiden und Gesträuche stehen, so „muß man alsdenn einen Fleck aussuchen, wo die meh„resten hohen und träublichten Bäume in einer Linie ste„hen. Hierbey ist folgendes zu bemerken: wenn diese Li„nie von Süden gegen Norden gehet, so ist es sehr gut, „und alsdann macht man den Vogelheerd auf der Mor„genseite, gehet aber diese Linie von Osten gegen Westen, „so macht man den Heerd auf der Nordseite.

„Die Weiden sind an einem Heerde die besten Bäu„me, weil sich die Vögel nicht nur gerne darauf setzen und „das Laub auf dem Heerde und in den Netzen nicht so „viel Gesperre macht, sondern auch, weil dieselben, wenn „etwa nicht genug da stehen sollten, ohne große Mühe an„gepflanzt werden können und gar bald wachsen, und wenn „sie

des Vogelstellers zu stehen kommt, aus der er sämmtliche z Heerde übersehen kann.

„sie zu hoch wachsen, können sie abgeköpft werden. Kann „man zugleich eine Erle an dem Heerde haben, so ist dieses sehr gut um der Zeisige willen, welche ihre Nahrung in dem Erlensaamen suchen. Zu dem Zaune ist das „härterne Holz, oder Hartriegel, wie man es zu nennen „pflegt, das beste, weil man solches ziehen kann, wie man „es haben will. An dem Ziemerheerd darf kein solch Holz „gepflanzt werden, das Beeren trägt, denn so bald der Ziemer die Beeren im Zaune gewahr wird, so fällt er dahin, „und wo einer hinflieget, da folgen sie alle; so bald sie sich „aber satt gefressen haben, fliegen sie davon und kommen „nicht wieder. Derowegen muß man alle Beeren um den „Heerd herum abschlagen, und man kann sich anstatt solcher „Gesträuche der Rüstern, Büchen, Haseln oder Saalweiden bedienen.

„Was die Größe des Finkenheerdes anbetrifft, so ist „derjenige der beste, welcher aus einer Breite von 18, und „aus einer Länge von 36 Schuhen bestehet; sind sie größer, „so sind die Netze sehr schwer zu ziehen, und fallen daher „sehr langsam zu, so daß mancher Vogel durchwischt; sind „sie kleiner, so ist der Raum des Heerdes gar zu enge und „die Vögel fallen nicht gern darauf. Was den Strauch- „oder Krammetsvogelheerd anlanget, so hat man hiervon eine doppelte Gattung; man hat ihn nämlich mit einer, und sodann auch mit zwey Wänden. Die erstere „nennt man Strauchnetze, weil sie von einer Seite über „den ganzen Strauch bis auf die andere Seite auf die „Erde schlagen; die andern nennet man Schlagnetze, „weil sie oben zusammenschlagen, und diese sind die besten. „Man thut sehr wohl, wenn man hier ebenfalls die mittlere Sorte erwählet, so wie ich im Abrisse zeigen werde.

„Was nun endlich den Heidelerchenheerd anbetrifft, „so kann man selbigen so groß, oder etwas größer, als „den Finkenheerd machen; der Boden desselben wird entweder umgegraben oder, nur schwarze Erde darauf gestreut.

Wenn

„Wenn nun aber die Gegend nicht so beschaffen ist,
„wie ich hier beschrieben habe, so suchet man einen sol-
„chen Ort, wo nur die nöthigsten Bäume stehen, und
„alsdenn muß der Heerd zu den kleinen Vögeln so ange-
„bracht werden, daß man des Vormittags Schatten dar-
„auf hat, weil die Finken sehr gerne auf einen dunkeln
„und schattigten Heerd fallen. Es ist nicht nöthig, daß
„der Heerd eine offne Seite habe, sondern er kann rings-
„herum mit Bäumen besetzt seyn, jedoch dürfen die Zacken
„nicht über den Heerd hangen und die Seite, wo der
„Vogel herkommt, kann mit niedrigen Weiden bepflanzt
„werden; wenn diese zu hoch wachsen, können sie abge-
„köpft werden, denn der Heerd muß nicht ganz mit hohen
„Bäumen eingeschlossen seyn, sondern nur auf einer Seite,
„sintemal er oben nothwendig offen seyn muß.

„Der Zaun desselben muß in einer Mannshöhe ge-
„zogen werden, denn die Finken fallen alsdenn sehr gut
„auf, weil sie mittelst der umstehenden Hecken vor dem
„Raubvogel sicher sind. Wenn aber der Heerd frey und
„offen ist, so fürchten sie sich, auf einen solchen kahlen
„Platz zu fallen, wo sie ihr Feind von ferne erblicken
„kann, und da sie um sich herum keine Hecken noch Bäu-
„me gewahr werden, auf welche sie sich verlassen und wo-
„hin sie ihre Zuflucht nehmen können, so fliegen sie furcht-
„sam über den Heerd hin und her, und endlich gar davon.
„Will man aber in einem Busche oder Garten einen Heerd
„anlegen, so suchet man, wenn es nämlich angehet, auf
„der Seite gegen Morgen, und nicht gegen Abend, einen
„Platz aus, wo der stärkste Strich oder Zug der Vögel
„gehet; kann man nun an diesem Orte einen Winkel fin-
„den, der so breit in den Busch gehet, als der Heerd
„breit ist und ohngefähr eine Länge von 50 oder 60 Schrit-
„ten hat, so ist dieses sehr gut, und alsdann macht man
„den kleinen Heerd gegen den Mittag, dergestalt, daß er
„hinten querüber mit Bäumen und einem hohen Zaune zu-
„gemacht ist; an dem Busche gegen Abend muß er eben-
„falls

„falls mit Bäumen und einem hohen Zaune versehen seyn,
„auf der Morgenseite hingegen, wo der Vogelzug herkommt,
„pflanzt man nur einen ganz niedrigen Zaun von etwa ei-
„ner halben Mannshöhe. In diesen Zaun setzt man abge-
„hauene Bäume zu Fallbäumen. In dem Winkel gegen
„Mitternacht verfähret man eben so mit dem Ziemerheer-
„de; und gegen Morgen auf der freyen Wiese oder Acker
„macht man den Heidelerchenheerd; dieser muß 40 bis
„50 Schritte vom Busche abstehen, der Platz desselben
„muß ganz leer und mit gar keinem Baume oder Strau-
„che versehen seyn. Wenn man aber gezwungen ist, den
„Vogelheerd auf einer andern Seite des Busches anzule-
„gen, so verfährt man eben so wie hier, ausgenommen
„auf der Mittagsseite, welche nämlich zugemacht werden
„muß, damit man Schatten auf dem Heerd bekommt;
„dahergegen kann man den Heerd gegen den Morgen offen
„lassen, auf daß die Vögel, wenn sie sich dem Heerde nä-
„hern, die Läufer und Ruhrvögel gewahr werden. Wenn
„sich mitten im Busche helle Wiesenplätze befinden, so kann
„man daselbst auch den Heerd anlegen, aber mitten in einer
„großen Heide ist es nicht rathsam, weil allda der Vogel zu
„viel zerstreuet ist; desgleichen mitten in den Baumgärten,
„wo die Bäume nicht so dicht stehen; an diesen beyden Or-
„ten kann man aber keinen Heidelerchenheerd haben, weil
„sie allda nicht hinfallen und überhaupt, wo kein rechter Zug
„ist, verlohnt es sich der Mühe nicht, einen Heidelerchen-
„heerd anzulegen, sondern man thut am besten, wenn man
„selbigen alsdann gänzlich wegläßt.

„Die Hütte des Vogelstellers kann von Schilf
„oder Reisern von Weyden, oder anderm Holze, an wel-
„chem noch Laub ist, gemacht werden, und dieses sind die
„besten Hütten, weil man in solchen das Gelocke der Vögel
„recht gut hören kann. Wenn man Holz genug vorräthig
„hat, so kann man sie von Pallisaden machen, das ist,
„man machet Pfähle so hoch, als die Hütte werden soll,
„und giebt einen Schuh lang zu; alsdann macht man einen

„Graben, eines Schubes tief, so groß, als man die Hütte
„haben will, setzt einen Pfahl bey dem andern hinein, und
„scharret es zu; oben nagelt man Stangen inn- und aus-
„wendig herum, und macht ein Dach von Schilf oder
„Stroh darauf. Auswendig belegt man es mit grünen Ge-
„sträuchen und nagelt Stangen darüber, damit der kalte
„Wind nicht so durchstreichen kann; innwendig kann man in
„einer Ecke etliche Mauersteine zusammen setzen, um ein
„Feuer anzumachen, daß man sich bey kaltem Wetter wär-
„men kann.

„Wer es bequemlich haben will, der lasse sich ein klein
„Haus bauen, jedoch darf dieses weder zu groß noch zu
„hoch seyn, damit sich die Vögel nicht scheuen. Man lasse
„solches mit einer tüchtigen Thüre und Schlosse verwahren
„und ein paar kleine Fenster machen, durch welche Niemand
„in das Häuschen einsteigen kann, diese kleinen Glaßfen-
„ster kann man noch überdem mit einem engen Drathgitter
„versehen, damit wenn das Glas von ohngefähr zerbrochen
„werden sollte, keine Wiesel hineinkriechen kann. Innwen-
„dig kann ein Camin oder Ofen gesetzt, und auswendig kann
„es mit Wintergrün belegt werden. In diesem Häuschen
„kann man die Lockvögel und alles, was zum Vogelfang
„gehöret, aufbehalten, denn es ist eine sehr beschwerliche
„Sache, die vielen Vögel und übrigen Geräthschaften alle
„Tage nach Hause, und sodann wieder auf den Vogelheerd
„zu schleppen. Wenn dieses Häuschen im Lichten 5 Ellen
„lang und 3 Ellen breit ist, so ist es groß genug; es müs-
„sen die Löcher, aus welchen man herausguckt, mit festen
„Schiebern wohl verwahret seyn und keine Mäuselöcher in
„den Wänden gelitten werden; theils weil die Netze von den
„Mäusen zerfressen werden, theils aber auch, weil die
„Wiesein gar leicht hinein kommen können, und die Lockvö-
„gel erwürgen würden. Die Löcher, durch welche man
„hinausguckt, müssen 6 bis 7 Zoll breit seyn, und 3 Zoll
„hoch, damit man mit beyden Augen gut durchsehen kann;
„auswendig müssen sie von allen Seiten schief ausgehen,
„um

„um alle Bäume des Heerdes sehen zu können. Es ist die-„ses sehr nöthig, damit man sehen kann, ob der Vögel viel „oder wenig angebuscht seyn, auf daß man nicht durch ein „unzeitiges Rücken den Fang verderbe. Gegen den Morgen „zu, wo die Vögel herkommen, muß ebenfalls ein Loch „seyn, auf daß der Ruhrvogel bey Zeiten, ehe sie völlig „den Heerd erreichet haben, gezogen werden könne.

„Ehe wir den Heerd selbst anlegen, so ist es nöthig, „daß man vorher die Netze anschafft, welche folgender Ge-„stalt zubereitet und verfertiget werden: man läßt den Zwirn „zu den Finkennetzen ohngefähr so stark als Sackzwirn „spinnen, mit welchem man Kornsäcke nähet, er muß aber „fein gleich gesponnen, und dicht gezwirnet werden. Hier-„zu kann man guten Hanf nehmen, weil dieser nicht so leicht „als der Flachs stocket.

„Zu den Ziemernetzen muß er etwas stärker gespon-„nen werden, weil die Netze öfters an dem Strauche hangen „bleiben, und folglich leicht zerreißen. Die Finkennetze wer-„den mit zwey Schock Maschen angefangen, und die Weite „der Maschen ist an Fig. 1 *) zu ersehen. Man stricket in „der Länge fort, bis man 6 Schock Maschen in der Länge „hat, alsdann ist eine Wand fertig; sodann stricket man „eine ganze Masche von Hasenzwirn um das Netz herum, „welches deswegen geschiehet, weil sich der Zwirn an den Lei-„nen gar bald entzweyreibet. Wann nun beyde Wände fer-„tig sind, so kaufet man sich zwey Leinen von Hanf in der „Stärke einer mittelmäßigen Waschleine. Eine jede dersel-„ben muß 32 Ellen lang seyn, diese ziehet man alsdann „durch die von Hasenzwirn gestrickten Maschen der einen „Seite des Netzes. Auf der andern Seite ziehet man eine „dünnere Leine, zu welcher dreydräthig Sackband von Hanf „genommen werden kann, und von diesen ziehet man eben-

 falls

*) S. die beygefügte Kupfertafel. A. d. V.

„falls an beyden Enden Querleinen durch, so lang als die „halbe Breite des Heerdes ist. An der Oberleine oder gro„ßen Leine befestiget man dieselbe mit einem Oehr, das sich „an der Leine schieben läßt, und unten schleifet man es un„terdessen an. Nach diesen muß man vier Stäbe haben „von geraden Weiden oder Haseln, welche ohngefähr „ein und ein Viertel Zoll im Diameter haben. „Von diesen löset man im Feuer die Schale wohl ab, „und schneidet die Aeste glatt. Hiernächst läßt man sich „von einem Schmidt vier Hülseneisen machen, welche also „verfertiget werden: erstlich läßt man die Dulde nach der „Stärke des Stabes machen; unten kommt ein Eisen daran „eines Fingers lang, eines Zolles breit, und drey Messer„rücken stark; am Ende wird ein Loch durchgeschlagen, und „zwar so groß, daß man den kleinen Finger ein wenig hin„einstecken kann. Besser aber ist es, man läßt das Loch „unten durchhauen und so weit von einanderbiegen als der „Bolzen stark ist. Der Bolzen wird alsdann in der Lorke „fest verkeilt, so kann man den Stab gleich mit dem aufge„hauenen Loche auf den Bolzen setzen, und man hat nicht zu „befürchten, daß sich der Stab aushebet. Diese vier Hül„seneisen werden an dem einen Ende der Stäbe fest ange„schlagen, alsdenn muß man von dem Loche im Eisen an „den Stab hinauf, vier und einen halben Schuh und 2 „Zoll abmessen: daselbst bohret man durch den Stab, auf „eben der Seite des Stabes, wo das Loch durch das Eisen „geschlagen, ebenfalls ein Loch so groß, daß die Leine durch„gehet; zwey Zolle über dem Loche wird das übrige Holz „abgesäget, und so machet man alle vier Stäbe gleich. „Ferner läßt man sich von dem Schmidt vier eiserne Bolzen „machen mit einem Knopfe oder runden Oehr, einer Hand „lang und ein wenig schwächer, als das Loch im Eisen weit „ist. Hiernächst muß man annoch eine Leine zum Rucken „haben, welche 27 bis 30 oder mehrere Ellen lang seyn „kann, je nachdem die Hütte weit oder nahe am Heerde „stehet. Diese Ruckleine muß nur halb so stark seyn, als

„die

„die große in den Netzen. Zuletzt machet man die Schwib-„pfähle und Lorfen von eichenem Holze, weil dieses in der „Erde am dauerhaftesten ist; die Schwibpfähle selbst beste-„hen in vier ordentlichen Pfählen, eines Armes dick, und „fünf Viertel Ellen lang. Wenn aber die Gegend sumpfig „ist, so müssen sie länger seyn. Zu den Lorfen nimmt man „drey Viertel Ellen lange Pfähle, zwey Zoll dick und drey „Zoll breit. Zwey Zoll von oben herunter bohret man mit-„ten hindurch ein Loch so groß, daß der eiserne Bolzen ge-„mächlich durchgehet, und solcher Lorfen muß man acht „Stück haben. Von diesen werden dann zwey und zwey „zusammengeschlagen, dergestalt, daß ein Raum von zwey „Zollen darzwischen bleibet. Hierbey ist zu bemerken, daß „man zu den Lorfen auch nur einen Pfahl nehmen kann, „und in diesem Fall verfähret man folgender Gestalt: man „machet diesen Pfahl viereckigt, so, daß er drey Zoll in der „Dicke, und drey Zoll in der Breite hält; alsdann bohret „man ein Loch hindurch, und wenn er in die Erde geschla-„gen worden, spaltet man ihn in zwey Theile, und treibet „einen Keil dazwischen, bis er zwey Zoll weit von einander „stehet. Wenn man alle diese Sachen besorget und ange-„schaffet hat, so verfüget man sich mit denselben dahin, „wo der Heerd angeleget werden soll. Man bestimmet zuerst „den Platz des Heerdes, und den Ort zur Hütte. Hierauf „setzet man den Zaun *) einen guten Schritt von den Bäu-„men ab, auf daß die Zweige der Bäume nicht so sehr über „den Heerd hängen; ist der Platz ungleich, so muß er gleich „gemachet werden. Zu dem Ende kann man die Rasen ab-„stechen und bey Seite legen, und wenn alsdenn der Platz „gleich und eben gemacht worden, so werden die abgestoche-„nen Rasen wiederum ordentlich darauf gelegt und fest ge-

„stampft.

*) S. die beygefügte Kupfertafel und die auf dieser befindliche Abbildung des Zaunes und der hinter demselben stehenden Bäume. A. d. V.

„stampfet. Ist aber der Platz sumpfigt, so läßt man um
„den Heerd herum einen Graben aufwerfen und erhöhet ihn
„mit der aufgeworfenen Erde, sodann ziehet man densel-
„ben mit einer Harke fein gleich ab und säet entweder
„Heusaamen darauf, oder belegt ihn mit Rasen, denn der
„Heerd muß einen dichten, mit Gras bewachsenen Boden
„haben. Hierauf suchet man nach Fig. A *) die Mitte des
„Heerdes und ziehet die Linie a. b.; wo nun diese Linie
„in die Hütte gehet, da muß das Rucklo ch angebracht
„werden. Alsdann leget man einen Stab mit seinem
„Obertheile auf den Punkt c, doch so, daß das Loch eine
„Querhand über die Schnur a. b. reichet und das Loch
„der Hülse an den Punkt d. Messet auf der Schnur
„a. b. 36 Schuhe von c. nach der Hütte zu, und leget
„daselbst ebenfalls einen Stab hin, so wie den ersten;
„wenn dieses geschehen, so ziehet eine Schnur e. f. so,
„daß die Hülsenlöcher der beyden Stäbe gerade unter die
„Schnur zu liegen kommen, ziehet die Schnur steif und
„befestiget sie an zwey Pfählen, schlaget die Lorsen d. g.
„in die Erde zwey Zoll weit aus einander dergestalt, daß
„die Löcher 2 Zoll hoch über die Erde, und gerade unter
„der Schnure stehen. Hierauf schlaget ohngefähr 7 oder 8
„Schuhe von d. an hinten am Zaune einen Pfahl K ge-
„rade unter die Schnur, und messet von g. nach der
„Hütte gleichfalls 7 Schuhe, und schlaget den Pfahl h.
„neben der Schnure schief und ein wenig nach der Hütte
„neigend. Auf der Seite nach der Mittellinie schneidet einen
„Kerb in den Pfahl. in diesen Kerb bohret ein Loch und
„schlaget einen glatten Pflock hinein, eines Fingers dick,
„und eines Fingers breit von dem Pfahle muß er einen Knopf
„haben, daß die Leine nicht abrutschen kann. Durch
„Hülfe der Schnur richtet diesen Kerb und die Löcher in
„die Lorsen, und das Mittel des hintersten Pfahls in eine

„ge-

*) S. die Kupfertafel. A. d. V.

„gerade Linie, und verfahret auf der andern Seite auf
„gleiche Art und Weise. Hernach breitet die Wände auf
„dem Heerde aus und stecket an beyden Enden die Leine
„durch die Löcher der Stäbe; hinten an das Ende der
„Leine schleifet einen eisernen Ring, welcher so weit ist,
„daß man ihn über den Pfahl stecken und an dem Pfahle
„drehen kann, oder lasset einen eisernen Haken machen,
„dessen Stiel so lang ist, daß er durch den Pfahl reichet
„und am Ende ein Loch hat; bohret ein Loch durch den
„Pfahl, stecket den Haken hindurch und schlaget hinten ei-
„nen Stift in das Loch; an die Leine schleifet einen klei-
„nen Ring und hänget ihn in den Haken, welches leichter
„als mit den großen gehet. Ziehet alsdenn die Leine steif
„an, so, daß der Stab auf c. reichet, und schleifet sie
„einmal an den Stab herum, leget die Hülse in die Lo-
„fe und stecket den Bolzen durch; verfahret vorne eben so,
„und nehmet das Ende der Leine, leget es in den Kerb
„des Pfahls h, nehmet es hinter dem Pflock herum und
„ziehet sie so steif an, bis sich der hinterste Stab eben so
„hoch von der Erde hebet, als der vorderste: alsdenn ist
„es steif genug; das übrige Theil der Leine schlaget oben
„um den Stab und das Ende schleifet einmal fest zu.
„Schlaget sodann die Wand zurück, und eines Schuhes
„lang von der obern Leine schlaget hinter die Stäbe zwey
„Pflöcke i. i., leget die Wand wieder zu und machet hin-
„ten an die kleine Leine ein Oehr, womit ihr sie an den
„Pflock i. anhänget; an den vordersten Pflock i. spannet
„sie steif an, wickelt das übrige um und stecket das Ende
„unter, oder spaltet den Pflock oben auf und klemmet das
„Ende hinein. Mit der andern Wand verfahret auf eben
„diese Art und richtet es so, daß Stab auf Stab zu lie-
„gen kommt. Ziehet die kleinen Querleinen nicht sehr steif
„an und befestiget sie an der Ober- und Unterleine mit ei-
„nem Oehr, das sich an den Leinen ein wenig schiebet und
„nicht aufgehet. Alsdenn leget die Wände zurück und lehnt
„den Busen des Netzes zwischen die Ober- und Unterlei-

„nen

„nen ordentlich ein. Nehmet die Rückleine, machet an
„beyden Enden ein Oehr so groß, daß es an den Knopf
„des Stabes gehet. Hänget beyde Oehre an einen Pflock,
„und messet zwey und eine halbe Klafter, schleifet daselbst
„einen Knebel von der Länge eines halben Fingers ein,
„und eines Schuhes lang von des Stabes Knopfe herun-
„ter schleifet sie einmal um und hänget das Oehr oben
„an den Stab, wie Fig. B. a. a. zeigen; das Ende,
„welches doppelt ist, ziehet in die Hütte durch das Ruck-
„loch ein, (das Ruckloch muß so hoch von der Erde seyn,
„daß es dem Vogelsteller an den Oberleib reichet); ziehet
„sie alsdenn steif an und machet einen Schleifknoten vor,
„stecket einen Knebel hindurch und machet an der Wand
„zwey Absätze, auf welchen der Knebel ruhet. Dies ge-
„schiehet deswegen, daß man ihn bequemlich angreifen
„kann, wie Fig. B. b. zeiget. Wenn nun alles dieses
„so gemacht worden, wie ich hier beschrieben habe, so müs-
„sen die Wände, wenn sie zugerucket werden, sehr schnell
„und ackurat zusammenschlagen; findet sich aber das Ge-
„gentheil, so ist an der Stellung etwas versehen, mithin
„muß man nachsuchen, wo der Fehler stecket. Wollte es
„aber die Lage nicht verstatten, daß man das Ruckloch
„auf der Mittellinie anbringen könnte, sondern vielmehr
„ein Paar Schuhe davon abweichen müßte, so machet
„nur das eine Ende der Ruckleine, auf dessen Seite das
„Loch stehet, etwas kürzer, als das andere Ende, und
„versuchet das Zurucken so lange, bis beyde Wände zu-
„gleich niederschlagen, und alsdann müßt ihr auch bey
„dem Aufstellen in Acht nehmen, daß die Enden nicht wie-
„der verwechselt werden. Wenn sich aber die Stäbe gegen
„einander setzen, so, daß sie wie ein Dach stehen, so
„darf nur das eine Ende der Ruckleine einen Zoll länger
„an dem kleinen Knebel herausgelassen werden, alsdann
„ist diesem Fehler abgeholfen. Bisweilen wehet der Wind
„sehr stark auf die Seite des Heerdes und wirft bey dem
„Zurucken eine Wand zu, die andere aber zurück; in die-
„sem

„sem Falle muß man dasjenige Theil der Ruckleine, wel-
„ches der Wind zurückhält, so oft an dem Stabe um-
„schlagen, bis die Wand mit der andern zugleich nieder-
„schlägt. Man bedienet sich auch hier eines Mittels,
„welches man Windrollen nennt, weil aber die Wände
„dadurch sehr langsam zuschlagen, so will ich desselben
„nicht einmal Erwähnung thun, immaßen bey gar zu gro-
„ßen Stürmen nichts zu machen ist und man am besten
„thut, daß man zu Hause bleibt. Wenn nun die Stel-
„lung auf vorgeschriebene Art fertig ist, so pflanzet den
„Zaun an und lasset von der Stellung eine Hand breit
„Raum; nach der Hütte zu lasset den Zaun schief zuge-
„hen, wie auf der Zeichnung zu ersehen. Auf der Seite,
„wo der Zaun an den Bäumen stehet, lasset ihn hoch
„wachsen, und auf der andern Seite, wo der Vogel her-
„kommt, machet ihn von einer halben Mannshöhe, und
„setzet nicht allzuhohe, jedoch tràublichte Bäume an die
„Oerter ● ● ● ● ●. Diese Bäume müssen keine
„Wurzel haben, damit sie nicht anwachsen, und wenn sie
„im Herbst eingesetzt werden, so muß das Laub rein ab-
„gestreift werden. Der Zaun wird nicht sowohl um des
„Windes willen, wie einige glauben, sondern vielmehr um
„der Vögel Sicherheit willen gemacht, wie ich oben ge-
„zeigt habe. Nachdem ich also den Finkenheerd beschrie-
„ben habe, so wende ich mich zu den Ziemerheerd.
„Die Netze werden auch mit zwey Schock Maschen an-
„gefangen; die Größe der Maschen selbst erhellet aus Fig.
„2. Die Maschen werden der Länge nach fortgestrickt,
„bis man drey Schock hat. Alsdenn fängt man an abzu-
„nehmen und nimmt je länger je mehr Maschen ab, und
„wenn ein und ein halb Schock lang gestrickt ist, so muß
„es vierzig Maschen breit bleiben, wornach man sich mit
„dem Abnehmen einrichten muß; ferner stricket man an
„dem andern Ende wieder los und nimmt dabey so stark
„ab, daß man einen Triangel über die ordentliche Länge
„daran bekommt, welcher ohngefähr einen rechten Winkel
„macht,

„macht, wenn das Netz ausgespannet wird, wie aus „Fig. 3. zu ersehen.

„Nach diesem wird die Haupt- und Sohlmasche mit „Hasenzwirn darunter gestrickt, eben so, wie ich bey den „Finkennetzen gezeigt habe. Damit verfahret folgendergestalt: ziehet nämlich die großen Leinen von 28 Ellen, so „wie auch die kleinen von 22 Ellen lang, bey c. *), wo „sich einer von den drey Zipfeln anfängt, ein. An a. bin„det ein Oehr, und lasset zwey Schuhe übrig, dieses ziehet „durch die Maschen querüber, und befestiget es an das „Oehr der großen Leine b. Die Querleine an der großen „Leine c. befestiget mit einem Oehr, und ziehet sie durch die „äußersten Maschen um den Zipfel d herum, und befestiget „sie in c. Suchet hierauf vier gerade Stäbe oder lasset „den Tischler dieselben aus fichtenen Latten 1 und ½ Zoll „stark hobeln, schlaget die Hülseneisen daran, und messet „sodann von dem Loche hinauf sieben Schuhe, schneidet da„selbst einen Kerb auf derjenigen Seite des Stabes, wel„cher auf die Erde zu liegen kommt; drey Zoll über den „Kerb schneidet das übrige Holz ab, und messet zwölf Schu„he von dem hintersten Oehr der großen Leine, daselbst „schlaget die Leine einmal um den Stab, und umwindet sie „fest mit Bindfaden, jedoch so, daß die Leine auf die inn„wendige Seite des Stabes zu liegen kommt. Mit dem „obersten Stabe verfahret also: leget die Leine auf den „Stab, umwindet sie mit Bindfaden, und schlaget sie als„denn einmal um, wie an den Finkennetzen ist gezeigt wor„den. Machet die andere Wand der erstern gleich, als„denn ziehet eine Schnur a. b. nach Figur C. und setzet hinten „einen starken Pfahl c, welcher in der Länge einer Hand „aus der Erde hervorraget, schneidet ihn vorher breit, boh„ret ein Loch hindurch, und schlaget einen Pflock eines Fin-

„gers

*) S. Fig. 3. e. A. d. V.

„gers dick hinein, und setzet die schmale Seite gerade gegen „die Schnur: der Pfahl kann oben am Loche vier Zoll breit, „und zwey Zoll dick seyn; schlaget sie alsdenn so tief hinein, „daß der Pflock so nahe auf der Erde stehet, daß man nur „den Finger darunter legen kann. In der Mitte dieses „Pfahls befestiget die Schnur a. b. und spannet sie fest an; „von dem Pfahle messet neun Schuhe, daselbst schlaget die „Lorfe ein, so daß eine jede einen halben Schuh von der „Schnur abstehet, von hier an messet 25 Schuhe auf der „Linie a. b. nach der Hütte zu, und schlaget daselbst eine „Lorfe recht unter der Schnur ein, in dieser werden beyde „Stäbe an einen Bolzen befestiget.

„Es ist aber besser, wenn man die Lorfe breit machet, „und zwey Löcher hindurchbohret und zwar zwey Zoll weit „von einander, so daß jeder Stab sein besonderes Gewerbe „hat. Suchet hierauf zwey Bäume, die gerade, und am „Stammende vier Zoll stark und funfzehn Schuhe lang sind; „Rüstern und Eschen sind darzu am besten, in deren Er„manglung aber kann man Weiden, Aspen oder Birken neh„men; messet sodann zwölf Schuhe von der vorder„sten Lorfe nach der Hütte zu, auf a. b. und leget „den Baum d., daß dessen Spitze ein und einen hal„ben Schuh über die Schnur a. b. reichet; hart an dem „Zaun schlaget einen starken Haken vor, und hinten am „Ende schlaget abermals einen starken Haken darhinter, wie „e. f. zeiget. Oder setzet anstatt der Haken eichene Pfosten „in die Erde, lasset sie eines Schuhes hoch über der Erde „herausstehen; in den hintersten meißelt ein Loch, in den „vordersten schneidet auf der Seite nach der Hütte zu einen „tiefen Kerb ein, alsdenn hauet an das Stammende des „Schnellbaumes einen Zapfen, stoßet ihn in das Loch des „hintersten Pfostens, und vorne leget ihn in den Kerb und „schlaget einen Stift vor. Diese Pfosten dauern viele Jah„re, und nachgehends hat man weiter keine Mühe, als „daß man die trockenen Schnellbäume herausziehet und „frische hineinleget. Zwischen beyde Pfosten werfet Erde

„auf

„auf den Schnellbaum, daß er nicht so bald verdorre,
„messet von da auf a. b. weiter vier Schuhe fort und le-
„get den andern eben so, und alsdenn messet an den
„Schnellbäumen drey Querhände über a. b. nach der
„Spitze zu, und schlaget daselbst einen solchen eisernen
„Haken ein, wie an dem hintersten Schwibpfahl des Fin-
„kenheerds ist gezeiget worden, oder lasset an der Spitze
„des Hakens eine Schraube feilen wie ein Nagelbohr, so
„kann man sie nach Belieben ein- und ausschrauben.
„Wenn die Schnellbäume gut eingegraben werden, so blei-
„ben sie öfters zwey ganze Jahre grün, sobald sie aber
„dürre werden, muß man frische legen. Alsdenn nehmet
„die eine Wand, hänget das Oehr b. Fig. 3. an dem
„Pfahl c. Fig. C. an den Pflock der andern Seite, schla-
„get gegenüber, so lang die kleine Querleine reichet, einen
„Pflock in die Erde und hänget das Oehr a. daran, setzet
„den Stab mit seinem offenen Loche auf den in der Lorfe
„verkeilten Bolzen, wickelt das Netz vollends auf und setzet
„den vordersten Stab auch ein. Nun müsset ihr zu jeder
„Wand zwey kleine Kloben haben; hierzu schneidet ein
„hartes Holz, drey Zoll lang und einen Zoll dick, an
„beyden Enden bohret ein Loch durch, schneidet die Ecken
„in den Löchern fein glatt aus, daß sich die Leine nicht
„durchreibet; in das eine Loch machet von doppeltem Sack-
„band ein Gehänke einer Querhand lang, in dasselbe schlei-
„fet einen kleinen eisernen Ring, mit demselben hänget den
„Kloben in den Haken des Schnellbaums d. ziehet die
„große Leine durch das andere Loch des Klobens nach
„dem Stabe hinauf, durch den andern Kloben, welcher
„einer halben Klafter lang von dem Stabe herunter an die
„große Leine mit Bindfaden befestiget wird; an das Ende
„der großen Leine machet einen Knoten, daß sich dieselbe
„nicht wieder zurückziehen kann; nun fasset das Ende der
„großen Leine an und ziehet die beyden Kloben zusammen,
„bis die Wand mittelmäßig steif ist, alsdenn machet einen
„Schleifknoten vor, daß die Leine nicht wieder zurückrut-
„schen

„ſchen kann; wenn nun die Wand wieder ſoll abgenom-
„men werden, ſo ziehet man den Schleifknoten auf und
„läßt es wieder auseinanderfahren, haket den Kloben mit
„ſeinem Ringe von dem Schnellbaume ab, lieſet die Lei-
„nen mit den Kloben zuſammen und wickelt ſie ſammt den
„Netzen wieder um den Stab. Man hat nicht nöthig,
„die Kloben alle Tage auf- und abzuſpannen, ſondern
„wenn ſie einmal ordentlich geſpannt ſeyn, ſo haket man
„den Ring vom Schnellbaum ab, und beym Aufſtellen
„faſſet man den Schnellbaum mit der Hand, ziehet ihn
„an und hänget mit der andern Hand den Ring in die
„Haken. Und dieſes kann man ſo lange thun, bis nach
„Gelegenheit der Witterung die Leinen zu ſteif oder zu ſchlaff
„werden. Wenn nun dieſe Wand geſpannt iſt, ſo leget
„dieſelbe nieder und ſchlaget hinter dem Stabe eines
„Schuhes lang von der obern Leine herunter einen Dau-
„mens dicken Haken dergeſtalt in die Erde, daß der Haken
„gegen die kleine Leine ſtehet und nicht völlig die Erde er-
„reichet, damit die kleine Leine gemächlich untergeſchoben
„werden kann. Vorn ſchlaget ebenfalls einen Pflock g.,
„ſpaltet ihn oben auf und richtet ſodann die Wand wieder
„in die Höhe, ſpannt die Unterleine feſt, wickelt ſie um
„den kleinen Pfahl, welcher oben aufgeſpalten iſt, dann
„klemmet das Ende in den Spalt, nehmet die Querleine
„und hänget ſie mit dem Zipfel d. Fig. 3. an den Knopf
„des Bolzens h., ziehet ſie an der Unterleine ſteif an und
„befeſtiget ſie daſelbſt. Nehmet hernach eine gerade Stan-
„ge und richtet ſie hinten auf a. b. in i. gerade in die
„Höhe, ſetzet ſie feſt in die Erde und ſchneidet ſie oben, wo
„die Leinen zuſammenſchlagen, breit; mit der andern Wand
„verfahret auf gleiche Weiſe, hänget ſie hinten über das
„Kreuz, auf der andern Seite des Pfahls an, und ſehet
„zu, daß Stab gegen Stab paſſet. Zuletzt nehmet die
„Ruckleine, faſſet beyde Oehre zuſammen, meſſet zwey
„Klaftern und machet alsdenn daſelbſt einen Knebel ein.
„Schlaget nun erſtlich in h. oder in ℞, wo es ſich am
„beſten

„besten schicket, eine weite und starke Lorse, Fig. D. m.,
„in diese befestiget eine Armes dicke und 9 Schuh lange
„Stange n., welche oben eine Gabel r. hat, unten bohret
„ein Loch durch und befestiget sie in der Lorse mit einem
„eisernen oder starken hölzernen Bolzen auf der Seite ge-
„gen den Heerd zu, schlaget einen breiten Pfahl vor die
„Lorse, auf welchem die Stange ruhen muß, und also
„schräg gegen den Heerd zu stehen bleibet, auf der Seite
„gegen der Hütte zu muß die Stange eine freye Bewegung
„haben, in der Mitte dieser Stange befestiget einen Kne-
„bel p. eines Fingers lang und dick. Nun nehmet die
„Ruckleine, hänget die Oehre a. an die Spitzen der Stä-
„be, ziehet sie oben über die Gabel r. an der Stange
„herunter, schleifet sie an den kleinen Knebel p. einmal
„herum und führet das Ende √ in die Hütte. Diese
„Hebestange ist ein großer Vortheil in dem Zurucken,
„denn wenn in der Mitte der Hebestange 3 Schuh lang
„gezogen wird, so ziehet die Gabel oder oberste Ende
„der Hebestange 6 Schuh lang; folglich kann man auf
„einen Ruck von 3 Schuh lang weit schneller ziehen, als
„auf einen Ruck von 6 Schuh lang. Was die Länge
„der Ruckleine anbetrifft, so muß man sich damit nach
„der Hütte richten: insgemein wird die Hütte so weit
„von dem Heerde gemacht, als der Heerd lang ist. Bey
„dem Finkenheerde ist dieser angegebene Abstand sehr gut;
„allein bey dem Strauchheerde ist es besser, wenn die
„Hütte noch etwas entfernter von demselben ist, und über-
„haupt muß man sich hier nach der Lage richten. Wenn
„ihr nun die Wände niederleget, so werden sich die
„Schnellbäume biegen und die Wände mit Gewalt zusam-
„menziehen, sobald sie aber die Erde erreicht haben, wer-
„den sie liegen bleiben; findet ihr nun, daß sie zu fest
„aufliegen und sich schwer aufrucken lassen, so schlaget
„die Lorsen ein wenig tiefer in die Erde, die vorderste
„Lorse aber muß mit den Löchern hart auf der Erde ste-
„hen. Liegen die Wände zu locker, so taugt es auch

„nichts,

„nichts, denn wenn man die Ruckleine nur ein wenig steif
„spannen will, so schlagen sie gleich zusammen, mithin
„muß man die Mittelstraße zu treffen suchen; folglich ist
„es ein sehr nothwendiges Stück, daß der Platz vorher
„recht gleich gemacht wird. Endlich suchet 2 glatte runde
„Steine, ein halb Pfund schwer, nähet sie in Leinwand
„ein, oder umstricket sie mit Bindfaden und bindet zugleich
„ein doppeltes Sackband daran. Mit diesem Bande schlei-
„fet die Steine an der obern Leine fest, wie L. L. zei-
„gen, diese schlagen alsdenn bey dem Zurucken über die
„Wände, und ziehen die Leinen dicht zusammen. Hier-
„auf leget die Wände nieder und leset den Busen der Netze
„ein; zeichnet sodann die vier Ecken des Strauches ab,
„nach XXXX., und lasset einen Raum von 1 Elle breit
„zwischen dem Netze und dem Strauche nach V. V.
„herumgehen. In der Mitte, auf der Linie a. b., pflan-
„zet eine lebendige Hecke von Kreuzdorn oder Ebresch, oder
„auch Wachholderbäumchen so hoch, daß die Wände ge-
„mächlich darüber zuschlagen können, ist aber kein Kreuz-
„dorngesträuche zu finden, so nehmet Härtern, oder Faul-
„baum, auch ein ander Gesträuche, das nicht so schleunig
„in die Höhe wächset, diese Hecke wird alle Jahr im Früh-
„linge verschnitten, daß sie nicht zu hoch wächset; und
„endlich wachsen Beeren darinnen, welche die Vögel besser
„zum Einfall reizen, als die, welche hinein gemacht wer-
„den, weil diese bald welk und ungestalt werden. Auf
„jeder Seite von X bis wieder zu X pflanzet ebenfalls
„ein niedriges Gesträuche; suchet hiernächst lange und
„biegsame Stangen, so lang als ihr sie haben könnet,
„schneidet von denselben alle Aeste fein glatt ab, hauet
„beyde Enden spitzig, bieget sie rund und setzet sie in Form
„eines gedruckten Bogens in die Erde, dergleichen Sprie-
„gel setzet vorne von X zu X einen, und hinten von X
„bis X einen, und in der Mitte 2 oder 3. Die Höhe
„dieser Spriegel soll von der Erde nicht höher, als die
„halbe Länge der Stäbe der Netze seyn.

„Auf

„Auf diese Spriegel werden der Länge nach Stangen „gebunden, etwa auf jeder Seite drey und eine in der Mit-„te durch die Hecke; die selbst wachsenden Gesträuche auf „beyden Seiten werden mit ihren Zweigen auf die Stangen „gebunden, an der Mittelhecke werden Stände gemacht, „wo die Lockvögel hingesetzt werden.

„Die Beeren werden mit den Zweigen abgeschnitten „und hinein gethan, so daß es als ein natürlicher selbst-„wachsender Zaun aussiehet. Je natürlicher ihr es machen „werdet, je lieber werden die Vögel einfallen. Die mittel-„ste Hecke dienet dem Vogel zum Schirm vor dem Raubvo-„gel, dann sitzet er ganz sicher darhinter und genießet der „Beeren, und wenn er denselben vorbey fliegen siehet, so „hüpft er in die Hecke, und sitzet so lange still darinnen, „bis er weg ist.

„Auf jede Ecke des Strauches, und vor jedes Fach „zwischen die Spriegel wird eine steife Ruthe gesteckt, wel-„che das Garn abhält, daß es nicht kann an dem Strauche „hängen bleiben.

„Dieses ist nun die beste Art von Strauchheerden, „welche ich durch meine eigene Erfindung nach und nach so „weit verbessert habe, daß ich nun nichts mehr daran zu „verbessern weiß.

„Ich wohne hier an einem solchen Orte, wo nur ein „geringer Vogelzug ist, deswegen habe ich allen möglichen „Fleiß und List angewendet, daß auch von diesen wenigen „Vögeln keine davon kommen möchten. Wo es Vögel ge-„nug giebt, da achtet man dieses nicht; wenn auch die „mehresten davon fliegen, so fänget man dennoch genug. „Mein verbesserter Heerd ist also eingerichtet, wie ihn ein „armer Vogelsteller gebrauchen kann, der alle seine dazu ge-„hörigen Geräthe täglich hinaus und wieder nach Hause „tragen muß; oder doch wenigstens die Garne täglich ab-„nehmen und aufstellen muß, und in die dabey befindliche „Hütte verschließen. Deswegen habe ich alles so eingerich-

„tet,

„let, wie es mit dem Aufstellen und Abnehmen am leichte„sten und geschwindesten von statten geht. Wer aber sei„nen Heerd in solchen Gehägen hat, wo sich kein Dieb an „die Garne vergreifen darf, so daß man die Wände Tag „und Nacht kann stehen lassen, der kann die Stellung weit„läuftiger machen. Einige haben anstatt der Schnellbäume „Gewichte, und dieses wird auf folgende Art gemacht, „man setzet in ☿ auf der Linie a. b. einen starken viereckigten „Pfahl etwas schräg gegen die Hütte, um denselben werden „die Leinen kreutzweis, wie an den hintersten Pfahl c. gezo„gen, hinter dem Pfahl ist ein Loch in der Erde, in wel„chem die Gewichte hangen; um den Pfahl herum, wo die „Leinen anstreichen, werden Rollen befestiget; deßgleichen „muß eine Schwelle über das Loch gelegt werden, an wel„cher auch Rollen seyn, über welche die Leinen hinunter in „das Loch gehen, und die Gewichte daran hängen. Das „Netz gehet an der großen und kleinen Leine bis an den „Pfahl, eben so, wie hinten, die vordersten Lorfen stehen „eben so weit auseinander, als die hintersten, und an dem „vordersten Spriegel wird eben auch eine solche Stange auf„gerichtet, wie an dem hintersten. Uebrigens kann man „eben solche Hebestangen anbringen, wie ich oben gelehret „habe. Einige haben es so eingerichtet, daß der Heerd „wie eine Falle gestellet wird, welche durch ein Drath / oder „Zugschnürchen abgezogen wird; es hat dieses weiter keinen „Nutzen als diesen, daß man zusehen kann, wie die Wände „zuschlagen, und die Vögel berucket werden.

„Einige bedienen sich hier eines Schnellers, allein „dieser ist sehr mühsam zu spannen, und wird auch sehr „bald lahm. Andere bedienen sich Gewichte, welche über „Rollen laufen, ich muß doch aber sagen, daß alles, was „auf Rollen läufet, zu langsam gehet, und deswegen „sorgfältig vermieden werden muß. Ich habe hierzu eine „Art erfunden, welche auf den Schwung gehet, und dieses „ist die schnellste Art, und wird also gemacht. Machet

„eine Walze fünf Zoll im Durchschnitt und 3 Schuh lang,
„leget sie quer auf die Linie a. b. 3 Schritte von der Hütte
„ab, befestiget sie an beyden Enden mit 2 starken Haken
„auf der Erde, in der Mitte meißelt ein Loch hinein, und
„zapfet eine Armes dicke Stange in dasselbe drey Ellen lang,
„machet ferner eine kleine Leiter mit engen Spalen, 3
„Schuh lang und $1\frac{1}{2}$ Schuh breit, zapfet diese Leiter mit-
„ten an der Walze ein, so daß sie mit der Stange einen
„rechten Winkel machet, und heftet die Leiter und Stange
„mit einem von gedreheten Weiden gemachten Strebebande
„zusammen, richtet die Stange gerade auf, so daß die
„Leiter gegen die Hütte zu, auf die Erde zu liegen kommt,
„daselbst grabet ein Loch zwey Schuh tief in die Erde, vor
„dem Loche nach der Hütte zu, schlaget eine Lorfe in die
„Erde, und in die Lorfe befestiget mit einem Bolzen eine
„Latte drey Schuh lang, $1\frac{1}{2}$ Schuh hoch von der Erde,
„schneidet einen Kerb in die Latte, so daß, wenn ihr die
„Leiter aufhebet, die Latte mit dem Kerb gegen die oberste
„Spale fallen kann, und sich da einklinket. Nun nehmet
„einen Stein der so schwer ist, daß 2 Mann daran zu heben
„haben, diesen leget auf die Leiter, bindet ihn fest an,
„dann fasset oben an die Stange und ziehet die Leiter durch
„Niederdrücken der Stange mit dem Stein in die Höhe,
„daß die Latte einklinket, bindet die Ruckleine √ oben an
„die Stange, und oben an die Latte bindet ein Zupfschnür-
„chen und ziehet es in die Hütte. Wenn man nun die
„Klinke abrukt, so fällt der Stein in das Loch, und die
„Stange schnellt die Wände zu; will man nun die Wände
„wieder niederlegen, so muß man vorher den Stein erst
„aufheben und anklinken. Ich könnte noch mehr dergleichen
„Arten beschreiben, wenn sie nicht ohne Nutzen wären, und
„den Fang mehr verhindern als befördern hülfen. Mancher
„will sich damit groß machen, seinem Heerd ein kunstreiches
„Ansehen zu geben, welches, wie schon gesagt, nur schäd-
„lich ist, denn der Vogel, ob es gleich eine unvernünftige
„Kreatur ist, so siehet er doch, daß es nicht richtig ist, er
„prallet

„prallet öfters wieder zurück, wenn er schon im Fallen be-
„griffen ist; ich will hiervon ein Exempel anführen. Ich
„hatte zu einer Zeit meine Netze verändert, und anstatt der
„grünen, weißgraue aufgestellt, da wurde ich bald gewahr,
„daß die Vögel nicht mehr so gut auffallen wollten, als
„vorher, und dieses dauerte so lange, bis ich diese Wände
„auch grün färbte. Noch einen Beweis will ich anführen.
„Ich halte meine Lockvögel alle mit einander in einer Kam-
„mer nahe an der Stube, in welcher sie frey herumfliegen,
„und kommt niemand hinein als ich selbst; wenn ich sie
„nun füttere, welches des Tages einmal geschieht, so sind
„sie ganz gelassen, sehen meiner Arbeit zu, einige singen
„und lassen nichts Furchtsames von sich blicken; sobald aber
„ein Fremder hineinkommt, fliegen sie mit furchtsamen Ge-
„schrey in der Kammer umher, kommt endlich eins von
„meinen annoch kleinen Kindern hinein, so thun sie so ängst-
„lich, als wenn ein Raubthier hineinkäme. Wer sagt es
„nun diesen unvernünftigen Kreaturen, daß sie sich zu den
„kleinen unmündigen Kindern weniger Gutes zu versehen
„haben, als zu einem erwachsenen Fremden, und zu diesem
„weniger als zu ihrem Wärter, der ihnen täglich Gutes
„thut?

„Gebt Euch einmal die Mühe, und schleichet den
„Krammetsvögeln nach, wenn sie in die Beerenhecken fal-
„len, niemahlen werdet ihr sehen, daß sie alda so furcht-
„sam zurückeprallen als an dem Heerde. Sehet den
„Finken zu, wenn sie auf den Acker fallen oder unter den
„Bäumen auf dem Grase ihre Nahrung suchen wollen, ihr
„werdet niemahls sehen, daß sie alda so furchtsam hin und
„herfliegen, öfter niederfallen wollen und plötzlich wieder
„zurükprallen und davon fliegen als wie auf dem Heerde
„geschiehet: dieses wird Euch Beweis genug seyn alles
„kunstreiche Ansehen das in unsern Augen schön aussiehet
„abzuschaffen, und den Heerd so einzurichten, wie er in den
„Augen der Vögel schön und natürlich aussiehet, wovon

„ich Euch schon in vorhergehenden Blättern unterrichtet
„habe. Werdet ihr alles so einrichten wie ich Euch gezeiget
„habe, so werdet ihr sehen, wie viel an einem guten, na-
„türlich eingerichteten Heerde gelegen ist. Die mehresten
„Vogelsteller machen ihre Strauchheerde auf einen hellen
„Wiesenfleck, wo nicht einmal ein natürlicher Baum stehet,
„auf welchem die Vögel anbuschen können, sondern sie um-
„setzen nur den Heerd mit Heckbäumen, und machen einen
„niedrigen, todten Zaun darum, weil sie glauben der Vogel
„müsse den Beerenstrauch von ferne sehen können, und
„hiermit fehlen sie weit. Wer will Vögel fangen lernen,
„der lerne es da wo ein schlechter Zug ist, wo aber viel
„Vögel seyn, da ist es keine Kunst. Der Krammetsvogel
„suchet seine Nahrung, die Beeren, in den Hecken, wo sie
„wachsen, und kennet die Gegenden und das Gesträuche,
„wo dergleichen zu wachsen pflegen, schon von ferne; höret
„er nun die Lockvögel an solchen Orten locken, so ist er über-
„zeuget, daß alda Beeren zu finden seyn, er buschet da-
„selbst auf den natürlichen hohen Bäumen ungezwungen an,
„und fällt ohne Furcht auf den Heerd, weil er einen sichern
„Schirm vor dem Raubvogel zur Seiten hat, wie ich denn
„schon im 1ten Kap. gezeiget habe.

„Will man nun auch einen Heidelerchenheerd anle-
„gen, so muß hierzu ein großer leerer Wiesenplatz vorhan-
„den seyn, wie ich schon vorher gesagt habe, denn sonst
„gehet es nicht an. Auf diesem Platz leget den Heerd an,
„und bringet ihn so weit von den Gebüschen ab, als es
„möglich ist. Zu den Wänden könnet ihr ein paar Finken-
„netze nehmen, wollet ihr aber neue Wände dazu machen,
„so fanget solche mit zwey Schock Maschen an; und stricket
„sechs Schock lang. Die Maschen machet so weit, wie
„bey den Ziemernetzen. Dies geschieht um des Windes
„willen, weil sich der Wind nicht so sehr darinnen aufhalten
„kann, als in den engen Maschen. Der Heerd selbst wird
„um ein gut Theil größer, als der Finkenheerd gemacht,
„damit

„damit die Lerchen durch einen kleinen Heerd nicht veranlaßet „werden, neben den Heerd zu fallen. Die Stäbe und Lei- „nen werden nach Proportion der Netze eben auf die Art ge- „macht, wie bey den Finkennetzen gezeigt worden, und mit „der Stellung wird auf gleiche Weise verfahren. Der „Platz zum Heideierchenheerd wird entweder umgegraben, „oder mit schwarzer Erde bestreuet.

„Was dann endlich die Strauchnetze anbetrifft, wo- „von ich oben Erwähnung gethan, so werden dergleichen „nur von Pfuschern gebrauchet. Sie bestehen in einer „Wand, welche wie ein Finkennetz gestellet wird, und müs- „sen eben so viel Maschen im Großen haben, als ein Fin- „kennetz dergleichen im Kleinen hat. Die Stäbe werden „so lang gemacht, als an den Schlagnetzen, und das „Netz wird so viel eingezogen, daß es dreyßig Schuhe „lang stellet. Vor diesem Netze wird der Strauch gebauet, „so daß zwischen beyden ein kleiner Raum bleibet. Auf „derjenigen Seite, wo die Wand niederschlägt, darf der „Strauch nicht über einen Schuh über die Lorfenlinie rei- „chen, und von jeder Lorfe bis an den Strauch muß ein „Raum von fünf bis sechs Schuhen lang bleiben, und die „Höhe des Strauchs darf sich nicht über den halben „Stab des Netzes erstrecken.

„Hinten, längst dem Strauche, werden Ruthen, jede „zwey Schuhe weit von der andern, eingesetzt, desgleichen „auch mitten durch den Strauch sowohl, als auf der an- „dern Seite. An dem Orte, wo bey dem Zurucken das „Netz etwa hängen bleiben sollte, stecket eine Ruthe, und „versuchet dieses so oft, bis es sich nicht mehr anhänget. „Einige loben diese Netze und sagen: es koste nicht viel „Mühe mit dem Aufstellen, allein sie denken nicht an die „vielen Fehler, welche damit verbunden sind. Denn wenn „die Oberleine ein wenig schlaff wird, so stehet es auf der „Erde einer Querhand hoch offen, und wenn der Wind „in das hinterste Theil ein wenig stark wehet, so bleibt

„das

„das Netz hängen und schlägt gar nicht nieder. Endlich „so wischen auch die Vögel, welche auf der obersten und „vordersten Stange sitzen, öfters davon, ehe sie das Netz „ergreifet, und überdem wird auch der Strauch zu klein „und die Vögel fallen nicht gerne hinein. Bey den Schlag„wänden hingegen ist man dieses Verdrusses völlig überho„ben, und obgleich die Leinen, wenn sie vorher naß ge„worden, öfters schlaff werden, so darf man sie nur mit „einem Haken zusammenziehen und den Haken so lange „hängen lassen, bis die Vögel ausgenommen sind. Einen „solchen Haken muß man beständig vorne am Zaune parat „liegen haben. Das Netz auf der rechten Seite nennet man „das inwendigste, und muß allemal zuerst aufgestellet wer„den, hernach richtet man das andere dargegen. Wenn „alles dieses, was ich angeführet habe, wohl in Acht ge„nommen wird, so kann kein Vogel davon kommen, und „wenn er auch auf der obersten Stange sitzet, denn die „Wände werden ihn eher ergreifen, als er sich heraus„schwinget. Ist nun alles dieses fertig, so pflanzet den „Zaun eben so, wie ich bey dem Finkenheerde gezeiget „habe, und setzet gute Fallbäume an die Oerter o o o o o. „An dem Eingange der Hütte machet einen Schirm, oder „lasset den Zaun eben so schief zugehen, wie am Finken„heerde, damit Euch die Vögel, wenn ihr aus der Hütte „auf den andern Heerd gehet, von jenem Heerde nicht ge„wahr werden und davon fliegen. Wenn aber ein Heide„lerchenheerd dabey ist, so kann man nicht anders, als „daß man allemal über einen Heerd hinweglaufe, wenn „man nach dem andern gehen will, es sey denn, daß man „in der Hütte zwey Thüren habe. Zum Beschluß dieses „Kapitels muß ich noch bemerken, daß es sehr gut ist, wenn „man die Netze färbet, denn es scheinet, als ob sich die „Vögel vor den weißen ungefärbten Netzen scheueten. Zwar „machen einige einen kleinen Graben einer Querhand tief „zwischen der Ober- und Unterleine, so, daß der Busen „des Netzes in diesen Graben fällt, wenn er eingelesen

„wird.

„wird. Weil aber dieser Graben alle Jahre muß aufge-
„räumt werden, so wird dadurch der Platz ungleich, und
„alsdann kann die kleine Leine nicht aufschließen, und
„wenn es stark geregnet hat, so ist öfters der Graben,
„wenn man aufstellen will, noch mit Wasser angefüllt,
„mithin ist es viel besser, daß man die Netze färbe. Sie
„können nach eines jeden Gefallen entweder mit grüner
„oder mit Erdfarbe gefärbet werden. Zu der Erdfarbe
„wird die grüne Schaale von Erlen oder die Knospen,
„welche den Saamen tragen und annoch grün und saftig
„sind, genommen; diese stößet man klein, gießet Wasser
„darauf und thut ein wenig Alaun und rostig Eisen dazu.
„Man läßt es alsdann einige Wochen stehen, daß es recht
„auslauget, und setzt es sodann auf das Feuer; sobald
„es anfängt zu kochen, hebt man es ab und leget die Gar-
„ne hinein, und nach ein Paar Stunden nimmt man sie
„wieder heraus. Diese Farbe ist sehr gut zu den Netzen
„auf dem Heidelerchenheerde. Zu der grünen Farbe nimmt
„man blaue Brasilienspäne, thut ein wenig Alaun hinzu
„und gießet fließend oder Teichwasser darauf, und lässet
„es auf dem Feuer wohl sieden. Hernach werden die
„Garne hineingestecket, und wenn sie wieder herausgenom-
„men werden, so sind sie blau. Hierauf müssen sie wohl
„getrocknet werden, und wenn dies geschehen, so nimmt
„man Schartenkraut oder Schaare, wie es die Färber nen-
„nen, und verfähret damit eben so, als mit dem Blau-
„holze. Sobald es nun im Kessel oder Topfe überschlägt,
„so hat es genug gekochet und muß alsdann abgenommen
„werden, denn wenn es zu lange kochet, so färbet es nicht.
„Wenn es ein wenig verschlagen hat, so kläret die Farbe
„von dem Kraute in einem andern Kessel ab und thut
„wohl gestoßenen Grünspan hinein, oder gießet einige Ta-
„ge vorher guten Essig auf den Grünspan, so löset er sich
„von selbst auf. Wenn nun der Grünspan hineingethan
„und alles wohl umgerührt worden, so stecket die Garne
„hinein, nehmet sie nach einer Stunde wieder heraus und
„leget

„leget sie auf die über den Kessel gelegten Stöcke, damit sie „wohl abtriefen. Lasset sie alsdann trocken werden, und „wenn ihr findet, daß sie nicht grün genug sind, so kön„net ihr sie noch einmal in die übriggebliebene Farbe stecken, „wodurch die Farbe dunkelgrün und ziemlich dauerhaft „wird. Wenn man zu zwey Paar Wänden ein Pfund „Grünspan nimmt, so ist dieses hinlänglich. Die Stäbe „kann man entweder an einem Strohfeuer schwarz sengen, „oder man kochet aus dürren Nußschaalen, oder Camin„ruß und Wasser eine Farbe, und bestreichet sie damit; „und wenn sie trocken sind, so müssen sie noch einmal „mit Leinöl bestrichen werden, damit die Farbe von dem „Regen nicht abgewaschen werde.“

„Von den verschiedenen Heerden.“

„Wenn ihr nun alles Nöthige beysammen habt, so „wie ich es gezeigt habe, so machet um Kreuzerhöhung die „Heerde zurecht. Nehmet eine scharfe Sense und mähet „das Gras auf dem Finkenheerde glatt ab, schaffet es „hinweg, und wenn es noch zu lang ist, so übermähet es „noch einmal, ihr müsset Euch aber vorsehen, daß das Gras „nicht ausgerissen, sondern glatt auf der Erde abgeschnitten „wird, denn der Heerd muß einen dichten Grasboden ha„ben, sonst wird es bey nassem Wetter zu schmutzig, wo„durch dann die Garne verderben, die Läufer besudelt wer„den, und die Vögel nicht gern auffallen. Nach diesem „verschneidet den Zaun mit einer Zaunscheere, oder mit ei„nem Messer, und suchet recht träubelichte Fallbäume, strei„fet das Laub rein ab, und setzet sie so, wie ich bey dem „Grundrisse gezeiget habe. Lasset an einigen Aeste stehen, „etwa mannshoch, oder schlaget Nägel hinein, damit die „Vogelbauer angehänget werden können. Alsdann suchet „mannshohe Stangen, spaltet sie oben eines Schuhes lang „auf, und klemmet Gesträuche oder Schilf hinein, und „bindet es oben mit einer Weide zusammen. Auf der einen „Seite

„Seite schlaget einen Pflock oder Nagel ein, oder wenn da-
„selbst ein Zweig ist, so lasset ihn einer Hand lang stehen,
„daß man einen Vogelbauer daran hängen kann. Solche
„Stäbe machet so viel als Lockvögel nöthig seyn, setzet sie
„auf die Seite des Heerds, wo der Vogel herkommt, aber
„nicht so nahe zusammen, sondern etliche Schritte vom
„Heerde. Der Wisch wird gegen den Heerd gekehret, so,
„daß der Lockvogel nicht auf den Heerd sehen kann; der
„Wisch dient wider den Raubvogel, weil er den Lockvogel
„nicht so leicht gewahr wird, als wenn er frey hänget.
„Dieses sind die Vorposten, denn die Lockvögel müssen die
„ankommenden Vögel anschreyen, ehe sie völlig an den
„Heerd kommen. Endlich kehret den Heerd mit einem
„Dornbesen rein ab, und machet die Läuferfäden an. Hier-
„zu nehmet 1¼ Ellen lange Zwirnfäden, bindet beyde Enden
„zusammen, und stecket eines Schuhes langen Bügel durch
„in die Erde, setzet ihn gerade den Lorfen in einer Linie,
„gleich weit von einander, und zwar auf der einen Seite
„vier oder drey und auf der andern fünf oder vier. Hier-
„bey ist zu bemerken, daß sie nicht so nahe an den Enden
„gemacht werden, damit die Vögel nicht veranlaßet wer-
„den, dahin zu fallen, denn an den Enden wischen sie bey
„dem Zurucken leicht durch. Zulezt machet das Klippruhr,
„dazu nehmet ein Holz eines Fingers dick, und eines Schu-
„hes lang. Ein paar Querfinger von den Enden bohret
„Löcher ein, und in der Mitten auch eins. Zapfet in der
„Mitten eine Ruthe ein, drey Schuhe lang und halb so
„dicke als ein Finger; in die andern beyden Löcher zapfet
„einen Spriegel, und bindet die Ruthe in der Mitten fest
„darauf. An die Spitze der Ruthe bindet eines Schuhes
„langen Faden, und leget sie an das Ende, wo der fünfte
„Läufer hinkommen sollte.

„Nach der Mitten zu machet zwey Haken von Holze,
„und schlaget sie über die Enden der Walze in die Erde, so
„daß sich die Walze darunter drehen kann, und über der
„Walze machet einen glatten Spriegel, damit sich die Ru-
„the

„ihe nicht überschlägt. Hinter diesem machet einen kleinern „Spriegel, und ziehet einen Faden aus der Hütte unter „dem kleinen Spriegel durch und über den großen, und „bindet das Ende mitten an die Ruthe. An dem vordersten „Theile des Fadens wird ein Vogel mit dem Schwanze an„gefesselt. Wenn sich nun die Vögel dem Heerde nähern, „so ziehet den Vogel mit der Ruthe in die Höhe, und lasset „ihn sachte wieder herunterfliegen. Hierdurch werden die „ankommenden Vögel gereizet anzubuschen. Einige machen „ein Ruhr auswendig am Heerde, wo die Vögel herkom„men, und dieses heißt ein Schweberuhr. Man stecket „eine Stange manushoch in die Erde, und bindet oben „einen schwarzgefärbten Faden von Hasenzwirn daran, und „ziehet ihn nach der Hütte zu; alsdenn setzet man daselbst „wieder eine Stange und bohret oben einen Spriegel ein. „Hierdurch wird die Schnur in die Hütte gezogen. In „der Mitten wird eines Schuhes langer Faden gebunden, „und daran wird ein Vogel mit dem Schwanze festgemacht. „Diese Schnur lässet man so weit heruntersinken, daß der „Vogel auf der Erde sitzet; wenn man nun die Vögel siehet „ankommen, so ziehet man den Faden steif an, und lässet „den Vogel wieder sachte herunterfliegen. Wenn aber „der Heerd auf derjenigen Seite nicht mit Bäumen verwach„sen ist, wo die Vögel herkommen, so, daß sie das Ruhr „auf dem Heerde sehen können, so hat man das Schwebe„ruhr nicht nöthig. Ist nun dieser Heerd fertig, so gehet „zum Strauchheerde. Laßet alles Gras in demselben „mit einer Sichel glatt abschneiden, verschneidet den Zaun, „raufet das Gras unter dem Strauche hinweg, und feget „es mit dem Dornbesen wohl aus. Alsdann suchet Kreutz„dornenbeeren, welche reif und voll seyn, schneidet sie mit „den Zweigen ab, und pflücket das Laub rein ab, stecket „sie in die Erde, und leget sie schräge auf die Stangen der „untersten Spriegel, und wo es nöthig ist, da bindet sie „mit Bast oder Weiden auf die Stangen. Wenn also der „ganze Strauch wohl ausgezieret ist, so schneidet hin und

„wieder

„wieder Kerben ein, und klemmet Ebereschenbeeren hinein,
„so viel ihr anbringen könnet. An solchen Orten, wo viel
„Ebereschenbeeren sind, da kann man sie mit den Zweigen
„abschneiden und einstecken, denn jemehr dergleichen Bee-
„ren hineinkommen, desto besser ist es. Die Fallbäume
„setzet so, wie am Finkenheerde gezeiget worden. Das
„Ruhr wird auf verschiedene Art gemacht. Einige machen
„ein Schweberuhr auf die Seite des Strauches, wo der
„Vogel herkommt, auf den Strauch selbst legen sie einen
„Rasen eines Schuhes lang und breit, wo der Vogel drauf
„sitzet. Der Faden wird in der Hütte in einen Kerb ge-
„klemmet, und wenn sie rucken wollen, so machen sie ihn
„los, daß er lang wird, wenn dieses aber unterlassen
„wird, so schlägt man ihn mit den Wänden entzwey, oder
„schnellt dem Vogel den Schwanz aus. Wem nun dieses
„nicht gefällt, der mache es also: setzet einen Fallbaum
„gerade dem ersten Spriegel über; an diesen nagelt eine
„Stange so hoch, daß sie die Stäbe der Netze nicht erreichen
„mögen. Diese Stange muß so lang seyn, daß sie bis
„über die mittelste Stange des Strauches reichet, am En-
„de bohret ein Loch durch, und ziehet den Faden aus der
„Hütte durch dieses Loch und auf dem Strauche herunter.
„An dem vordersten Spriegel leget den Rasen mit der obern
„Stange und Spriegel des Strauches gleich. Am Ende
„des Fadens bindet den Ruhrvogel an, und lasset ihn
„auf dem Rasen ruhen. Wenn man nun ruhret, so ziehet
„man den Vogel bis an die Stange hinauf und läßet ihn
„wieder herunterfliegen. Weil der Faden just in der Mit-
„ten stehet, wo die Wände zusammenschlagen, so ist es im
„Zurucken nicht hinderlich. Es ist aber gleichwohl mit die-
„sen beyden Ruhren eine böse Sache, denn wenn man ge-
„rucket hat, so flieget der Ruhrvogel öfters mit dem langen
„Faden hin und her, und bleibet am Zaune oder Strauche
„hängen, und fänget an zu schreyen, wovon dann alle
„Lockvögel in Furcht und Schrecken gerathen, weil sie glau-
„ben der Raubvogel ist da, und hat einen beym Kragen.
„Dero-

„Derowegen ist es am besten, daß man ein Klipprubr ma-
„chet auf dem Strauche, denn da muß der Vogel auf sei-
„nem Rasen stille sitzen, ob er es gleich noch nicht gewohnt
„ist. Dieses wird also gemacht: Man nimmt eine Ruthe
„von fünf Schuhen lang, und am Stamme eines Fingers
„dick, alda bohret man ein Loch durch, und setzet unter dem
„vordersten Spriegel einen Pfahl. An demselben wird die
„Ruthe angenagelt, so, daß sie sich am Nagel drehen kann,
„dergestalt, daß die Ruthe inwendig neben der obersten
„Seitenstange des Strauches zu liegen kommt. Mitten an
„der Ruthe stecket zwey gerade Stäbe in die Erde, und
„heftet sie zusammen, so, daß sich die Ruthe auf und ab
„bewegen kann. Oben an die Stäbe bindet ein Weiden-
„rüthchen, daß die Garne nicht daran hangen bleiben; unter
„der Spitze der Ruthe leget den Rasen mit der obersten
„Seitenstange gleich. Am vordersten Theile, wo die Wän-
„de aufschlagen, setzet eben solche Stangen, wie hinten,
„und oben auf deren Seite bohret einen kleinen Spriegel ein.
„Daselbst ziehet den Faden, welcher oben aus der Hütte
„gehen soll, hindurch, jedoch so, daß man darunter weg-
„gehen kann. Das Ende des Fadens bindet mitten an die
„Ruhrstange oder Ruthe, und an dessen Spitze knüpfet ei-
„nen Faden, der so lang ist, daß der Vogel nicht von sei-
„nem Rasen kann, und fesselt den Vogel daran, oder schla-
„get in die Spitze der Ruthe eine kleine Krampe von Drabt,
„und in der Mitten der Ruthe ebenfalls, ziebet sodann den
„Ruhrfaden, anstatt daß ihr ihn an die Ruthe bindet, durch
„die mittlere und durch die vorderste Krampe. An das
„Ende des Fadens bindet den Vogel, und machet einen
„Knoten vor der Krampe, daß sich der Faden nicht wieder
„zurückziehen kann. In der Hütte ziehet den Faden steif
„an, und klemmet ihn fest ein. Dieses geschieht um der
„Raubvögel willen, denn so bald ihr den Raubvogel gewahr
„werdet, so ziehet das Ruhr so oft, bis ihr ihn sehet ange-
„zogen kommen; alsdenn machet den Faden geschwind aus
„dem Kerb los, daß er lang wird; sobald dieses der Ruhr-
„vogel

„Vogel spüret, so wird er den Faden durch die Krampe
„durchziehen und sich in dem Beerengehecke verkriechen. Ob
„nun zwar gleich der Raubvogel plötzlich zufahren wird, so
„kann er ihn doch in dem Beerengehecke nicht gleich ergreifen,
„mithin könnet ihr unterdessen die Wände zurücken und ihn
„fangen. Hierbey ist zu merken, daß die Ruhre nur ge-
„braucht werden, ehe die Vögel anbuschen, denn wenn sie
„angebuscht sind, so darf man nicht ruhren, sonst werden
„sie scheu. Es hilft aber das Ruhr bey weitem nicht so
„viel, als sich einige einbilden, und weil es viel Mühe
„kostet, so lasse man es lieber weg und halte dafür einen
„guten Locker. — Setzet ferner die Posten, so wie ich es
„beym Finkenheerde gelehret habe. Wenn alles dieses in
„Ordnung gebracht worden, so graset den Heidelerchen-
„heerd ab, und streuet schwarze Erde darauf, wenn er
„nämlich nicht umgraben ist. Machet alsdenn ein Schwe-
„beruhr darauf, welches ihr bey dem Zurucken in der Hüt-
„te allemal los machen müsset. Es muß aber ja nicht mit-
„ten auf dem Heerde, sondern gerade den Lorfen stehen,
„denn sonst schlaget ihr den Ruhrvogel mit den Leinen todt.
„Machet ferner ein paar Läuferfäden, und setzet die Stäbe
„zu den Lockvögeln hin. Da sich aber die Läufer sehr oft
„an den Fäden verdrehen, so könnet ihr kleine Wirbel von
„Draht machen, und zwar folgendergestalt: Nehmet Mes-
„singdraht so stark als eine Stecknadel, glühet ihn fein aus,
„daß er geschmeidig wird, machet beynahe am Ende einen
„Knoten, und ziehet ihn durch Hülfe zweyer Zangen so weit
„zu, daß man eine Stecknadel durchstechen kan, klopfet den
„Knoten ein wenig breit, bringet es in Form eines Finger-
„rings zusammen, und befestiget die Enden durch Hülfe
„einer Drahtzange mit zwey Oehren zusammen, stecket eine
„Stecknadel durch den Knoten, kneipet die Spitze ab und
„bieget an deren Statt mit der Drahtzange ein Oehr daran.
„In dieses Oehr schleifet den Läuferfaden, und stecket den
„Ring an den Spriegel, so ist es fertig, und der Faden
„kann sich an diesem Wirbel nicht so zusammendrehen.

„Damit

„Damit nun der Vogelsteller die dazu gehörigen Sa-
„chen alle auf einmal hinaustragen möge, so will ich die
„Art und Weise angeben, wie dieses am bequemsten zu
„bewerkstelligen sey. Zu den Vogelbauern machet eine ge-
„rade und glatte Stange, welche so lang ist, daß ihr alle
„Bauer mit den Henkeln daran hangen könnet. Am En-
„de bindet eine Schnur, die etwas länger ist, als die
„Stange, reihet die Vogelbauer alle daran, so daß die
„Krippen auf einer Seite stehen; mitten an der Stange
„lasset ein paar Schuhe breit Raum, und ziehet mit der
„Schnur die eine Hälfte der Vogelbauer dicht zusammen,
„so daß sie nicht hin und her klappen können. Schlaget
„die Schnur an der Stange einmal um, und wo sich der
„andere Theil der Vogelbauer anfängt, da schlaget sie
„wieder einmal um die Stange, und ziehet mit diesem
„Ende den andern Theil der Vogelbauer auch zusammen.
„Machet alsdenn an der Jagdtasche einen eisernen Haken
„fest, dergestalt, daß er noch nicht völlig auf die Hüfte
„herunter reichet. An diesem Haken hänget die Stange in
„der Mitte an, wo sie die Waage hat, und haltet sie mit
„der Hand vor dem Schwunge. Wenn Euch aber die Vo-
„gelbauer im Gehen hinderlich sind, so bindet den Haken
„höher; auf diese Art kann man so viel Vogelbauer tra-
„gen, als man nöthig hat, ohne daß man ihnen das
„Futter und Wasser verschüttet. Die Netze werden auf
„den Stäben dicht aufgewickelt und mit der Ruckleine zu-
„sammengeschnüret. Mit dieser Leine machet zugleich ein
„Trageband, wie der Riemen an einer Flinte, und hän-
„get sie damit auf die Schulter; auf diese Art bepackt,
„kann ein Vogelsteller ganz allein alles auf einmal fortbrin-
„gen. Wenn ihr wieder nach Hause kommt, so hänget die
„Stange mit den Vogelbauern in eine Kammer und gebet
„den Vögeln Futter und Wasser, so sind sie des Morgens
„gleich wieder fertig.

„Auf diese Weise muß man das ganze Jahr Ordnung
„halten, und ihnen allemal des Mittags Futter und Wasser
„geben;

„geben; dahingegen müssen die großen Vögel, und vor„nehmlich bey warmen Wetter, wo das Schroot hart und „trocken wird, und wenn man überdem keine großen Krip„pen hat, des Tages zweymal Futter bekommen, des „Morgens und des Mittags, oder weil man des Morgens „allemal vor Tage auf den Heerd gehet, so ist es besser, „wenn man ihnen des Abends ihr Futter giebt. Zu dem „Trinkgeschirr kann man Ochsenklauen nehmen, denn wenn „man im Winter stellet, so frieren die Büchsen entzwey. „Den Läufern auf dem Heerde kann man auch Ochsenschuhe „in die Erde schlagen und ihnen Wasser hinein geben; je„doch ist dieses eben so nöthig nicht, denn sie können gar „wohl einen halben Tag Durst leiden, aber hungern können „sie nicht so lange, deswegen muß man sie damit gehörig „versehen. Damit man aber mit dem Futtern nicht so „viel Zeit zubringen möge, so machet man in die Futter„säcke eine Röhre von Holz, oder welches noch besser ist, „von Blech, die vorne breit gedrückt oder schrägzuge„schnitten wird. Diese wird in die Säcke gebunden und „alsdenn das Futter durch die gelassene Oeffnung über der „Krippe eingeschüttet; so ist man geschwind damit fertig. „Den Krammetsvögeln giebt man mit einem kleinen Spatel „das weiche Schroot in die Mulden und drücket es mit „den Fingern fest ein, daß sie es nicht so leicht heraus„werfen können.

„Wenn ihr nun alles im Stande habt, so machet „Euch, ehe es Tag wird, aus den Federn, und thut Fut„ter in die Tasche, um es auf den Heerd zu streuen. Man „thut am besten, wenn man hierzu Hanf und Hirsen un„ter einander menget, denn dieses fressen alle Vögel gern, „welche auf dem Heerde gefangen werden. Ueberdem muß „man auch jeglichem Läufer ein wenig Futter bey seinem „Spriegel streuen, den Zeisigen aber muß man Mohn ge„ben. Desgleichen nehmet ferner Zwirn, Messer, und „alles, was ihr nöthig habt, bey Euch, packet alles zu„sammen

„sammen und gehet auf den Heerd. Ergreifet alsdann
„den Dornbesen und kehret den Finkenheerd ab. Hier-
„nächst nehmet die Strauchnetze, ergreifet die inwendigste
„Wand, hänget sie hinten an dem Pfahl an, so wie ich
„es gelehrt habe, wickelt es auf und setzet den Stab ein;
„hänget die Unterleinen an ihre Haken und wickelt weiter;
„setzet den vordersten Stab ein und hänget die Leinen am
„Schnellbaum an, richtet die Wand auf und spannt sie
„mittelmäßig steif an; ziehet alsdann die kleine Leine so
„steif als möglich an und hänget die Querleine in den
„Kopf des Bolzens, verfahret mit der andern Wand eben
„so, und sehet zu, daß Stab auf Stab passet; leget
„hierauf beyde Wände nieder und leset den Busen ein.
„Zuletzt hänget die Ruckleine mit ihren Oehren oben an
„die Stäbe und ziehet sie in die Hütte. Wenn es nun
„noch nicht Tag ist, so lasset die Lockvögel noch in Ruhe
„und stellet erst die Finkennetze auf. Ergreifet von die-
„sen eine Wand und gehet damit an den hintern Schwipp-
„pfahl, hänget den Ring an und setzet den Stab ein,
„nehmet Euch aber in Acht, daß er sich nicht verdrehe.
„Hänget das Oehr der kleinen Leine an den Pflock an
„und wickelt es ab, setzet den vordersten Stab ein, hal-
„tet es steif und schlaget die Wand zu. Spannet es mit-
„telmäßig steif, die kleine Leine aber spannet so steif als
„möglich, und sehet wohl zu, daß ihr die Leinen nicht
„hinter die Pfähle herum spannet, sondern vorn herum,
„das ist, auf der Seite, wo die Netze zuschlagen, so wie
„es einmal abgepasset ist; alsdann ergreifet die andere
„Wand und stellet sie eben so, daß die Stäbe wohl auf
„einander passen. Spannet hierauf die kleinen Leinen,
„schlaget beyde Wände zurück und leset den Busen ein.
„Nehmet die Ruckleine, schlaget sie erstlich eines Schuhes
„lang von des Stabes Spitze herunter einmal um den
„Stab, und hänget das Ende mit seinem Oehre oben am
„Stab, traget das Ende der doppelten Leine in das Ruck-
„loch und machet den Heidelerchenheerd auf gleiche Weise.
„Endlich

„Endlich nehmet die Lockvögel; ordnet erstlich die „großen, denn die Drosseln kommen öfters schon in der „Dämmerung an. Setzet jeglichen auf seinen Posten und „von jeder Art einen in den Strauch. Wenn ihr aber „nur einen von jeder Art habt, so setzet sie alle in den „Strauch. Bindet den Ruhrvogel an. Diesem muß „man des Tages vorher den Schwanz mit einem Faden „fest zusammen binden. Die beyden Enden des Fadens „werden beynahe eines Zolles lang mit einem Knoten zu- „sammen gebunden, und daran bindet man den Ruhrfa- „den mit einem Schleifknoten an. Gegen den Rasen setzet „man einen Locker, so daß der Bauer mit der Krippe an „den Rasen zu stehen kommt, damit der Ruhrvögel mit „daraus fressen kann. Zulezt ziehet die Ruckleine steif an, „machet einen Schleifknoten dafür, stecket den Knebel durch „und setzet den Stab mit seiner Gabel darunter. Nehmet „alsdann die Lockvögel des kleinen Heerdes, ordnet einen „jeden auf seinen Posten so, daß die besten Locker auf „den Vorposten zu stehen kommen, und hänget ein Paar „gute Gesangfinken an den Heerd. Zulezt nehmet die „Läufer, bindet zuerst den Ruhrvogel und alsdenn die Läu- „fer an, stecket bey den leztern den doppelten Faden von „unten auf durch die zusammen gebundenen Flügel, und „wenn er an die Spitzen desselben gehangen worden, so „wird er fest zugezogen. Man muß aber den Faden recht „hinter dem Bande der zusammengebundenen Flügelspitzen „anhängen, sonst streifen sie ihn wieder ab. Bey den Auf- „läufern der Vögel müsset ihr dahin sehen, daß nicht jede „Art allein, sondern durch einander gesezt wird, das ist:

1.) einen Finken,

2.) einen Quäcker,

3.) einen Schwunsch, u. s. w.

„Streuet jedem Läufer etwas Futter hin, und auch etwas „auf dem Heerd herum. Wenn ihr nun hiermit zu Stande „seyd, so ordnet die Lockvögel auf dem Heidelerchenheerde,

„und nach diesem gehet in die Hütte, und passet auf, ob
„etwas kommen will. Es ist aber nicht genug, daß man
„nur auf dem Heerde herumsiehet, und zurücket, wenn et-
„was darauf gefallen ist, sondern man muß fleißig nach
„dem Gelocke der Lockvögel hören; denn so bald dieselben
„anfangen zu locken, so ist es ein gewisses Zeichen, daß
„Vögel ankommen. Ergreifet alsdann auf dem Heerde, wo
„sie locken, sogleich das Ruhr, ziehet es ein paarmal, und
„sehet Euch wohl um, ob ihr die Vögel in der Luft gewahr
„werdet. Uebersehet alsdann solche in der Geschwindigkeit,
„ob es viel oder wenig sind, damit ihr nicht etwa nach
„wenigen rücket, und die mehrsten fortjaget, daher habe
„ich schon bey dem Hüttenbau gesagt, daß die Gucklöcher
„so beschaffen seyn müssen, daß man sich allenthalben um-
„sehen kann. Wenn die Vögel angebuscht sind, so haltet
„mit dem Ruhre still, und habt Acht, ob sie gute Lust zum
„Fallen haben, oder nicht, wornach ihr Eure Maasregeln
„bey dem Zurücken nehmen müsset. Sollter ihr aber weiter
„keine Lockvögel als nur die nöthigen Gesangfinken haben,
„so setzet den schlechtesten Gesangvogel mit dem Bauer auf
„den Heerd, und machet einen Spriegel darüber, auf daß
„ihr ihn nicht mit dem Netze umreisset. Nehmet die Decke
„vom Bauer ab, und passet wohl auf: so bald nun einer
„auffällt, so rucket gleich zu; nehmet ihn in die linke Hand,
„mit dem Kopfe hinterwärts, ergreifet beyde Flügel, leget
„die Spitzen eines Querfingers lang übereinander, und fas-
„set sie mit dem Daumen und Zeigefinger zusammen; neh-
„met einen Zwirnfaden, welcher an einen Pflock angebunden
„ist, bindet sie damit etlichemal fest zusammen, schneidet
„die Enden ab, und rupfet die kleinen Mastfedern, welche
„um den Hintersten herum stehen, aus, denn wenn diese
„stehen bleiben, so kleistert der Hinterste sehr leicht im Bau-
„er zu, daß sie daran sterben müssen. Traget den gefan-
„genen Finken hinaus, und läufert ihn auf, und wenn
„mehrere kommen, so rücket sie immer einzeln hinweg, bis
„ihr Läufer genug habt. Mit den Quäckern und andern
„Vögeln

„Vögeln muß man ebenfalls einen so lange mit dem Bauer
„auf den Heerd setzen, bis man einen Läufer hat. Wenn
„man einen Gesangvogel hat, welcher nicht singen will, so
„kann man ihn so lange aufläufern, bis man mehrere fän-
„get, er muß aber nicht blind seyn, jedoch muß man die-
„ses mit einem guten Gesangvogel gar nicht thun. Was
„den Ruhrvogel anbetrifft, so muß man diesem, den Tag
„vorher, den Schwanz zusammenbinden, denn sonst reißt
„er leicht aus, und wenn man einem Vogel, so bald als
„er gefangen worden, den Schwanz binden will, so hält
„er öfters nicht so lange, als man darüber bindet. Einige
„stechen ihm eine Feder durch den Steiß, und binden sie
„mit in den Schwanz, es ist aber unnöthig, daß man dem
„Vogel solche Schmerzen verursachet, denn wenn man
„ordentlich, und nicht zu ungestüm damit zu Werke gehet,
„so wird der Schwanz sowohl bey den großen, als kleinen
„Vögeln sehr gut halten. Hierbey ist zu bemerken, daß
„man nicht unnöthiger Weise ruhret, und sobald man sie-
„het, daß der Ruhrvogel müde wird, so muß man ihn ru-
„hen lassen. Auf diese Art muß dann der Vogelsteller be-
„ständig auf seine Lockvögel sehen und Acht haben; nach
„ihrem Gelocke muß er fleißig hören, und aus demselben
„urtheilen können, ob Vögel fliegen oder nicht; er muß
„ferner aus dem Gelocke verstehen, ob sie nahe oder weit,
„ob es viel oder wenig sind, ob sie anbuschen werden oder
„nicht. Er muß ihr Gelocke und Angstgeschrey gar wohl
„von einander zu unterscheiden wissen, und auf das letztere
„sogleich hinzulaufen und sehen, was ihnen fehlet, denn
„die Raubvögel und Wieseln sind sehr schädliche Gäste an
„dem Vogelheerde. So bald die Vögel mit ihrem Gelocke
„plötzlich schweigen, so muß man sich gleich nach den Läu-
„fern umsehen, wenn diese sich nun alle niedergedrückt ha-
„ben, so ist es ein Zeichen, daß der Raubvogel nahe am
„Heerde ist, und alsdenn muß man Acht haben, wo sie die
„Schnäbel hingerichtet haben, da sitzet er gewiß, und man
„kann ihn daselbst schießen. Hat man aber keine Flinte

 „bey

„bey der Hand, so greifet mit einer Hand nach dem Rück-
„knebel, und mit der andern nach dem Ruhrfaden; lasset
„den Ruhrvogel ein wenig flattern, und sobald der Raub-
„vogel herabkommt, so rücket gleich zu, ehe er den Ruhr-
„vogel ergreifet, alsdenn ist er gefangen. Die Wieseln
„sind noch weit gefährlicher, denn vor diesen kann sich der
„Vogelsteller und die Vögel nicht genug in Acht nehmen,
„weil sie alle Vögel auf dem Heerde in der größten Ge-
„schwindigkeit würgen, sie laufen sogar an den Stäben hin-
„auf, kriechen in die Bauer, und erwürgen die Vögel.
„Hier ist nun kein ander Mittel, als daß man die Stäbe
„in der Mitte etwa eines Schuhes lang mit Bleche be-
„schlage, und es mit einem Sandsteine fein glatt reibe,
„alsdann können sie nicht darüber laufen, und ein guter
„Gesangvogel ist dieser Mühe wohl werth. Sonst kann
„man sie auch mit Fallen fleißig hinweg fangen. Was nun
„die großen Vögel anlanget, so müsset ihr, wenn ihr gar
„kein Gelocke habt, so lange ohne Lockvögel stellen, bis sich
„etwa eine Zippdroßel von ohngefähr in dem Strauch ein-
„stellet, welches gar leicht geschiehet, oder stellet Sprenkel
„auf, und bemühet Euch, wie ihr am ersten dazu ge-
„langen könnet. So lange wie der Strich der Zippdros-
„seln dauert, so lange haltet eine im Strauche, eine auf
„dem Posten, und eine auf dem Ruhre. Wenn ihr eine
„Amsel fanget, so setzet sie mitten in den Strauch, um der
„Weindrosseln willen. Nach den Zippdrosseln stellet sich die
„Weindrossel ein. Setzet alsdenn abermals eine auf den
„Posten, und eine in den Strauch. Die Zippdrossel könnet
„ihr, wenn ihr wollt, so lange auf dem Ruhre behalten,
„bis die Ziemer kommen, und dann könnet ihr einen
„Ziemer auf das Ruhr binden. Wenn gar keine Drosseln
„mehr fliegen, so schaffet sie ab, und setzet vier gute Ziemer
„ein; setzet einen in den Strauch und zwey auf den Posten.
„Was die Anzahl der Läufer auf dem Finkenheerde anbe-
„trifft, so hat man gemeiniglich sechs bis acht nöthig, als
„zwey bis drey Finken, zwey Quäcker, einen oder zwey
„Schwun-

„Schwunsche, einen Grünschling und einen Zeisig. Meh-
„rere zu halten ist unnöthig, denn der Heerd wird von diesen
„voll genug werden. Wenn es nun Mittag ist, und ihr
„sehet, daß keine Vögel mehr fliegen, so nehmet alles fein
„ordentlich zusammen, machet die Läufer los, setzet sie in
„ihren Bauer, spannet die Netze auf, leset die Leinen am
„Stabe zusammen, wickelt die kleine Leine um den Stab,
„ziehet den Busen des Netzes hinauf, und wickelt es auf
„den Stab; wenn ihr an das Ende kommt, so hänget das
„Oehr der kleinen Leine oben am Stab, und wickelt das
„übrige Theil der großen Leine darum, und sehet wohl zu,
„daß sich nichts verschleifet. Zuletzt nehmet die Rückleine
„zusammen, lasset davon ein paar Klaftern lang übrig, und
„schnüret damit die Netze zusammen. Mit den Strauch-
„netzen verfahret auf gleiche Weise, und wickelt sie hinten
„so auf, wie sie liegen, wobey ihr aber Acht haben müs-
„set, damit sich in dem Busen oder Schwanze nichts ver-
„drehet, welches sehr leicht geschiehet. Es ist überhaupt
„eine sehr nothwendige Sache, daß man alles in gehöriger
„Ordnung zusammen nehme, denn wenn die Netze gut auf-
„gewickelt worden, so können sie auch wieder gut aufge-
„stellet werden; hat man aber alles durch einander ver-
„worren, so kann man sich des Morgens, wenn es noch
„dunkel ist, nicht heraus finden, wodurch dann die Zeit
„verschwendet, und mancher Strich, von welchem etwas
„hätte können gefangen werden, versäumet wird. Ich ha-
„be schon oben gesagt, daß man alle unnütze Dinge, wel-
„che viel Zeit zum Aufstellen erfordern, vermeiden, und sich
„so viel als möglich der Geschwindigkeit befleißigen müsse.
„Wenn man dieses thut, so wird man binnen einer Stunde
„alle drey Heerde aufstellen können.

„Mit einem Anfänger geht es freylich nicht so hur-
„tig, allein durch die Uebung wird sich alles nach gerade
„finden, jedoch muß man meinen vorgeschriebenen Regeln
„in allem genau folgen. Wenn die Netze sehr naß werden,
„so

„so laufen die Leinen stark ein, wodurch alles in Unordnung „kommt, derowegen muß man sie wieder trocknen, und die „eingelaufenen Leinen an den forderſten Stäben nachlassen, „bis sie wieder ausgetrocknet sind; (anstatt der hänfenen „Leinen kann man sich Leinen von gesottenen Pferdehaaren „machen lassen, diese bleiben im nassen und trockenen Wet„ter unveränderlich. Sie müssen aber ein ganzes Jahr „auf einem langen Boden aufgespannet stehen, und also ge„spannet durch siedendheißes Wasser gezogen werden, ehe sie „gebraucht werden.) alsdann werden sie wieder in vorige „Ordnung gebracht. Es ist daher am besten, daß man „bey starkem Regen gar nicht stellet, weil in solchem Wetter „theils nichts gefangen wird, theils die Garne verdorben „werden, und die Lockvögel, wenn sie sich so sehr besudeln, „umkommen. Gesetzt aber, daß nur ein kleiner Staubregen „fällt, oder es regnet nur Huschenweise, so kann man öf„ters auf dem Strauchheerde einen guten Fang thun.

„Nach vollendetem Vogelstellen, welches Ausgangs „des Novembers ist, schaffet die überflüßigen Lockvögel ab, „die Ziemer aber behaltet. Suchet alsdann schwarze „Traubelbeeren, die auf dem weißhärtern Holze wachsen, „desgleichen auch rothe, welche auf dem Maßholder wach„sen; mit diesen beyden Arten von Beeren zieret den Strauch „wohl aus; denn sie sind im Winter am dauerhaftesten, „und halten sich bis im Frühling. So bald nun der Win„terzug angehet, so kehret den Heerd ab, machet Ebe„reschenbeeren hinein, und stellet auf. Da es aber öfters „geschiehet, daß die Krähen und Elstern die Beeren aus „dem Strauche abgefressen haben, so muß man, um diesem „Uebel vorzubeugen, eine todte Krähe in den Strauch hän„gen. Wenn die Seidenschwänze stark ziehen, so kann „man im Winter seine Mühe öfters gut bezahlt kriegen. „Den ersten, welchen ihr fanget, setzet zum Gelocke ein, „wollet ihr zween einsetzen, so könnet ihr es auch thun, „mehrere aber hat man nicht nöthig. Ist nun der Winter-

„zug

„zug auch zu Ende gegangen, so schaffet die übrigen Lock„vögel ab, und behaltet nur einen, welchen ihr das Jahr „lang durchfüttern könnt. Im Frühjahre kommen alle „Vögel aus den warmen Ländern wieder zurück, und ein „jeder suchet dann wieder seine Heckstätte, bey dieser Ge„legenheit kann man sich einige Finken zum Gesange einfan„gen. Die Krammetsvögel versammeln sich um diese Zeit „ebenfalls zu großen Schaaren, besonders an denjenigen „Orten, wo viele Wiesen und niedrige Gebüsche sind; da„selbst suchen sie ihre Nahrung auf der Erde, und fressen „keine Beeren mehr, sie mögen so schön seyn, als sie wol„len, es wäre denn, daß sie ein starker Schnee und Frost „dazu zwinget. Weil ihnen nun um diese Zeit die Beeren „zuwider sind, und auch wenig Kraft darinne ist, so wer„den sie davon in etlichen Tagen so mager, daß sie das „Fangen nicht werth sind. Sonst wissen die Vogelsteller „im Frühling keine Krammetsvögel zu fangen. Ich will „aber auch zeigen, wie man sie um diese Zeit fangen könne; „vorher aber muß ich noch erwähnen: daß viele neben dem „Heerd fallen, und weil sie zu dieser Zeit überall ihre „Nahrung auf der Erde finden, so kann man diesem Uebel „nicht abhelfen; dahingen hat man aber auch den Vortheil, „daß sie nicht so bald wieder davon fliegen, als im Herb„ste, auch länger still liegen, und nicht so sehr mit ihrem „Zuge eilen.

„Suchet Euch also in dem Busche und Hecken einen „leeren Platz aus, der so groß ist, daß ihr die Finkenwän„de darauf stellen könnet, oder wenn die Lerchenwände grö„ßer sind, so nehmet diese dazu. Diesen Platz lasset im „Herbst glatt abgrasen, und machet die Stellung und Hütte. „Kehret ihn ferner rein ab und lasset ihn so bis auf das „Frühjahr stehen. Das Laub, das im Herbst darauf fällt, „muß darauf liegen bleiben, denn darunter begeben sich die „kleinen Krautschnecken, und diese sind die Lockspeisen, wo„mit man die Vögel auf den Heerd locket. Wollte man erst „im Frühjahre das Laub darauf streuen, so würde es zu

„locker

„locker liegen, und keine Schnecke sich darunter begeben;
„liegt es aber während des Winters, so säuget es sich fest
„auf der Erde an.

„Auf diesem Heerd machet ein Klippruhr, nehmet von
„jeder Art einen Läufer, und stellet die Locker auf ihre Po-
„sten. Auf einen solchen Heerd fallen die Drosseln sehr gut,
„besonders wenn es etwas windig und kalt ist, und des
„Nachts reifet. Die Ziemer hingegen fallen lieber auf die
„freyen und weitläuftigen Wiesen; wem also die Ziemer
„lieber sind, der mag sich einen Platz auf einer Wiese hart
„am Busche aussuchen. Kann man alda einen solchen
„Winkel finden, den die Winde nicht sehr treffen können, so
„ist es sehr gut. Auf der einen Seite muß der Heerd am
„Busche stehen, und auf der andern Seite muß er frey ohne
„alles Gezäune seyn. Richtet den Heerd eben so ein wie
„den vorigen, und machet ein Klipp- oder Schweberuhr
„darauf. Weil aber der Ziemer lieber nach den Regenwür-
„mern, als nach den Schnecken gehet, so müsset ihr ein
„Gefräß machen, womit ihr dieselben zusammenzieht.
„Hierzu ist am besten, wenn man allerley Blut sammelt.
„Dieses gießet man auf Sägespähne und trocknet sie wohl
„in einem Backofen; man kann auch allerley Fleisch, wel-
„ches nicht zum Essen taugt, im Backofen trocknen und auf
„einem Klotze zu Pulver klopfen und hacken. Dieses nun
„streuet öfters auf den Heerd, so werden sich die Regen-
„würmer häufig herbeyziehen. Die Krammetsvögel sind
„sehr scharfsichtig und sehen es gleich von ferne, wo sich
„dergleichen aufhalten. Wie ich dann einstmals selbst gese-
„hen, daß ein Maulwurf einen Hügel aufstieß und zugleich
„etliche Regenwürmer mit herausbrachte. Dieses sahe so-
„gleich eine Drossel, welche wohl vierzig Schritte davon
„auf einem Baume saß, sie flog alsbald dahin und fraß die
„Würmer auf.

Von

Von dem Lerchenschießen und Fangen.

Die Lerche verdient ihres bekannten Wohlgeschmacks wegen unter dem Federwildprett wohl unstreitig einen vorzüglichen Platz. Ich habe sie um so weniger übergehen mögen; als sie hier zu Lande häufig und in Menge angetroffen wird. Sie gehört unter die Ordnung der Singvögel. Linné giebt 11 Arten an, von denen sich jedoch bey uns außer der gemeinen Lerche, die in großer Menge herkommt, nur die Heidelerche, Pieplerche, Wiesenlerche, und zuweilen, jedoch selten, auch die Schneelerche, als Strichvögel einzufinden pflegen.

Die gemeine Lerche.

Die gemeine Lerche, die wegen ihres angenehmen Gesanges Sanglerche, wegen ihrer Gewohnheit, sich hoch in die Luft zu erheben, Himmelslerche, in Hinsicht auf ihren Aufenthalt aber Feld = oder Ackerlerche, auch Kornlerche genannt wird, unterscheidet sich von den übrigen Lerchenarten, mit denen sie einen schwachen, geraden, spitzigen Schnabel, gleich lange an der Wurzel nach unten klaffende Kinnladen, eine gespaltene Zunge und eine Hinterklaue, die länger als die Zehe selbst ist, gemein hat, durch folgende ihr besonders eigene Kennzeichen. Der Schnabel ist bis gegen die Spitze bräunlich, dort schwärzlich, der Kopf röthlich braun, schwarz gefleckt, über den Augen ein schmutzig weißer Streif, der Oberleib aschgrau mit untermischten rostfarbigen Federn, die Brust und der Bauch schmutzig weiß, erstere mit kleinen schwarzbraunen Strichen. Die Schwungfedern grau braun, die 5 ersten am Rande weißlich, die andern röthlich, die nächsten am Leibe grau,

die

die Deckfedern der langen spitzigen Flügel, vermöge denen sie sich sehr hoch schwingen und sehr lange in den Lüften schwebend erhalten kann, dunkelbraun. An den Seiten des braunen Schwanzes stehen zwey lange Steuerfedern, die einen weißen Rand haben. Das Weibchen unterscheidet sich nur sehr unmerklich durch seine dunkleren Deckfedern und die etwas kürzere Hinterklaue (Sporn) von dem Männchen. Sie hält sich gewöhnlich in Feldern und Wiesen auf, badet sich im Sande wie die Hühner, und legt meist immer 3 oder 4 weißgraue, mit bräunlichen Puncten und Flecken besprengte Eyer in ein ohne große Kunst von dürren Grashalmen und Haaren verfertigtes Nest. Sie brütet meist immer zwey ja dreymal des Jahres. Daß aber, wie einige Jäger behaupten wollen, die erste Brut jederzeit aus 5, die zweyte aus 4, und die dritte aus 3 Jungen bestehen soll, ist nicht erwiesen. Im Gegentheil ereignet es sich bey diesen wie bey mehreren an der Erde brütenden Vögeln nicht selten, daß, wenn die ersten Eyer oder auch die Brut durch ungünstige Witterung oder andere Zufälle verlohren geht, sie das zweyte oder auch wohl das drittemal mehr Junge, wie das erstemal brüten. Sie füttert die Jungen nicht blos im Nest, sondern trägt ihnen auch dann noch, wenn sie es verlassen haben, und dies erfolgt sehr bald und lange vorher, ehe sie fliegen können — in ihrem kleinen Schnabel Speise zu. Wenn man die Alten hin und wieder über dem Getreyde schweben und plötzlich einfallen sieht, so ist dies ein Zeichen, daß sie dort ihre Jungen aufsuchen, um ihnen Nahrung zuzutragen. Die Feldlerche nährt sich von Insecten, Würmern, Getreyde-Saamen — vorzüglich Hafer, den sie vorher ausspelzen, — und im Frühjahr von der grünen Saat. Sie wird im Herbst sehr fett, und ist dann überaus wohlschmeckend. Die aus der Gegend von Leipzig, Halle und Merseburg, sind vorzüglich wegen ihres guten Geschmacks, der von dem wilden Knoblauch herrühren soll, berühmt. Sie findet sich bey uns unter allen Strich- und Zugvögeln zuerst, und sobald nur bey warmer Frühlings-

witte-

witterung der Schnee auf den Feldern zu schmelzen anfängt, in großer Menge ein, verschwindet aber auch, wenn dieser entweder nicht bald abgeht oder aufs neue Schneegestöber erfolgt, plötzlich, bis wiederum günstigere Witterung eintritt, da sie denn wieder auf einmal zum Vorschein kommt. Ob sie sich, wie einige vorgeben, unterdessen in den Erdhölen und unter den Steinen verbergen, oder fortstreichen, ist noch nicht hinlänglich ausgemittelt. Das letzte kommt mir indessen am wahrscheinlichsten vor, und wenn man erwägt, was für große Strecken der Vogel nur in einer Stunde zurücklegen kann, so ist das plötzliche Verschwinden und Wiederkehren der Lerche meiner Einsicht nach sehr erklärbar. Vor ihrem Abzuge, der oft sehr spät erfolgt, findet man sie in ungewöhnlicher Menge beysammen. Ungeachtet sie in großen Schaaren und dem Anscheine nach sehr eilfertig fortstreichen, so dauert es doch lange, bis sie sich ganz verlieren, und man wird nicht selten, wenn jeder andere Zug- und Strichvogel längst fort ist, noch hin und wieder einige Lerchen in den Feldern antreffen. Sie singt meist immer in den Lüften schwebend, welches den andern Singvögeln nicht gemein ist, und schließt ihren Gesang gewöhnlich schon um Bartolomäi. Im Zimmer, wo sie am besten mit zerknirschtem Hanfsaamen, in Milch geweichtem Semmel, Ameiseyern, zerschnittenem grünen Kohl u. d. g. gefüttert wird — soll sie 8 bis 10 Jahre leben.

Die Heidelerche.

Die Heidelerche — sonst auch Waldlerche — Holzlerche — Baumlerche — Haubenlerche *) — Busch-

*) Nach der Angabe einiger Naturforscher ist die Haubenlerche eine andere besondere Gattung, die nur vorzüglich in Ita-

Buschlerche — Dullerche, imgleichen von einigen wie- wohl fälschlich Gereuthlerche genannt, ist etwas kleiner, als die gemeine Lerche. Der Schnabel ist, wie bey die- ser, an der Spitze schwärzlich, an der Wurzel fast fleisch- farben. Der Kopf ist röthlich braun mit langen geraden Federn, die der Vogel wie einen Busch erheben kann und durch die der Kopf breiter wie bey der gemeinen Lerche scheint, geziert. Um diesen Federbusch geht von einem Au- ge zum andern ein weißlicher Kranz. Der Oberleib ist röthlich braun, die Brust und der Bauch gelblich weiß, die Deckfedern der Flügel dunkelbraun, an der Achsel und den 4 ersten großen Deckfedern ein weißer Flecken; der sehr kurze Schwanz graubraun. Das Weibchen hat eine schönere und bestimmtere Zeichnung, welches bey andern Vögeln selten der Fall ist. Die Grundfarbe fällt mehr ins weiße, die Brust ist mehr gefleckt, der den Federbusch um- gebende weißliche Kranz deutlicher, die Backen heller wie bey dem Männchen. Sie findet sich bey uns meist um die- selbe Zeit, wie die Feldlerche, jedoch bey weitem nicht so zahlreich ein, zerstreut sich den Sommer über weniger wie jene, und bleibt mehr beysammen. Sie nimmt ihren Au- fenthalt größtentheils an denen nahe am Walde liegenden Feldern, und zwar seltener an Laub- als Schwarz- oder Nadelhölzern. Ihre Nahrung besteht aus Insecten, Ge- würmen, Sämereyen, Hirsen, Hafer u. d. g. Sie badet sich wie die Feldlerche im Sande, und schluckt wie diese und mehrere Vögel Sandkörnchen zur Verdauung herunter. Sie nistet unter Wacholdergebüschen; im Heyde- Kraut, in Gehegen und auf Feldern, die nahe an Schwarzhölzern sind. Sie brütet meist immer zweymal im Jahr, und wie einige Jäger behaupten, das erstemal 5, das zweytemal 4 Junge. Die Familie trennt sich nicht wie die andern Ler- chen-

lien und Frankreich angetroffen wird. Sie ist ihrer Be- schreibung nach größer wie die Heidelerche, und hat keinen Gesang.

chenarten, wenn die Jungen voll gewachsen sind, sondern bleibt bis sie wegstreichen beysammen und lockt sich, wenn sie durch Zufall aus einander kommt. Sie streichen ungleich früher fort wie die Feldlerchen, und zwar nur immer in kleinen Haufen. Ihr Gesang ist ungleich mannigfaltiger und angenehmer wie der Gesang der Feldlerche. Sie steigt, wenn sie singt, beynahe noch höher wie diese, hält sich mit ausgespreitetem Schwanze sehr lange auf einem Flecke in den Lüften schwebend, singt auch hin und wieder auf Bäumen und Gesträuchen sitzend, leidet aber, eifersüchtig auf ihren Gesang, nicht gern einen Nachbar neben sich. Sie schließt ihren Gesang sehr früh, oftmals schon um Johannis, stimmt aber solchen 14 Tage vor ihrer Abreise, um diese gleichsam kund zu machen, aufs neue, — und zwar wider die Gewohnheit anderer Vögel — eben so hell wie im Sommer, an. Sie fliegt meist immer Bogen- und Ruckweise; das letzte ist ihr auch im Laufen eigen, wobey sie, so oft sie im Laufen anhält, den Hals mit aufgesträubtem Federbusch in die Höhe hebt. Sie läuft sehr schnell. — Sie ist wie die Feldlerche der Verfolgung des Raubvogels und vorzüglich des Sperbers ausgesetzt. Sobald sie diesen erblickt, fällt sie wie jene gewöhnlich zur Erde, und drückt sich fest an den Boden, wird ihm aber auch, wenn er sie einmal im Auge hat, meist immer zur Beute. Im Zimmer, wo sie wegen ihres melodischen Gesanges, den sie oft vom Hornung bis zum August fortsetzt, viel Vergnügen macht, ist sie weichlicher und ekler wie die Feldlerche. Wenn man sie erhalten will, muß man mit dem Futter abwechseln und ihr außer dem zerdrückten Hanf und in Milch geweichter Semmel, hin und wieder weißen Mohnsaamen, süßen Quark (nach der hiesigen Benennung Glomse) Mehlwürmer, auch gedörrtes, auf einem Reibeeisen klein gemachtes Rinderherz geben; und mit diesem die andere Nahrung vermischen, im Frühjahr ihr aber vorzüglich frische Ameiseneyer (eigentlich die Ameisenpuppe) imgleichen, wo es Heuschrecken giebt, diese, und zwar die großen zerschnitten, die klei-

nen

nen lebendig vorsetzen, welches ihnen zur Gesundheit ge- reicht. Sowohl im Käfig als frey im Zimmer herumlaufend — und man erhält sie auf die letzte Art länger — muß man ihnen ein mit feinem Sande gefülltes Kästchen zum Baden hinsetzen, welches die Heidelerche vorzüglich liebt, besonders wenn das Kästchen so tief und geräumig ist, daß sie sich gleichsam im Sande vergraben kann. Nestvögel bringt man höchst selten auf.

Die Wiesenlerche.

Die Wiesenlerche, auch Brachlerche — Kothlerche — Gückerlein — braunfarbe Lerche genannt, ist kleiner wie die gemeine Lerche und unterscheidet sich von dieser wie von den andern Lerchenarten sehr merklich durch ihren schmalen Körper, ihren länglichen Kopf, langen Schnabel und kurze Hinterzehe. Der Oberleib ist dunkelbraun, über den Augen ein weißer Strich, Brust und Bauch gelblich-weiß mit schwarzen Flecken oder vielmehr Strichen geziert — die dem Weibchen fehlen. Sie hält sich vorzüglich in ebenen Wiesen auf, und nährt sich meist von Insecten und Gewürmern, liebt unter den ersten besonders eine gewisse Gattung kleiner schwarzer Käfer, die man häufig in ihrem Magen antrifft. Sie nistet einmal des Jahres und legt 4 bis 6 röthlich-gesprenkelte Eyer in ein aus Grashalmen bereitetes Nest. Sie hat keinen eigentlichen Gesang, ist sehr scheu und läßt sich hier zu Lande selten sehen.

Die Pieplerche.

Die Pieplerche — sonst auch Krautlerche — Gereuthlerche — Spießlerche — Jßperling genannt, ist

die

die kleinste Lerchengattung, von der einige noch bezweifeln wollen, ob sie nicht vielmehr zu dem Geschlechte der Bachstelzen gehört, mit der sie wegen der zitternden Bewegung ihres Schwanzes, so wie der Gestalt ihres Schnabels nach, wirklich einige Aehnlichkeit hat. Der Schnabel ist pfriemenartig und spitzig, der obere Kiefer braun, der untere weißlich. Der Kopf ist länglich, der Oberleib fast olivenbraun, schwarz gefleckt, der Schwanz braun mit einer schmalen weißen Kante geziert. Die Schwungfedern dunkelbraun mit einer doppelten weißlichen Querbinde über den Flügeln. Die Brust gelblich, schwarz gedüpfelt, der Bauch weiß, die hohen Beine fast fleischfarben, der Nagel der Hinterzehe lang und etwas mehr gekrümmt wie bey den andern Lerchenarten. Man findet sie häufig in Schweden — hier zu Lande selten. Sie hält sich vorzüglich in den gebürgichten Waldgegenden, wo sie am liebsten solche Plätze wählt, wo Holz ausgereutet wird — daher ihr Name Gereuthlerche. Ihre Nahrung besteht aus Pflanzengesämen und Insecten, unter denen sie die Kohlraupe vorzüglich liebt. Sie brütet spät, gewöhnlich erst im Monat Junius, und legt ihre Eyer unter alte Stöcke und Baumwurzeln, in Wacholdergebüsche, zuweilen auch in hohes Gras. Wenn man ihrem Neste nahe kommt, macht sie ein lautes Geschrey. Sie hat einen piependen, zischenden, fast dem Tone der Heuschrecken ähnlichen Ruf, daher man ihr den Namen Pieplerche beygelegt hat. Sie setzt sich gern auf die Gipfel der Bäume und steigt von diesen in vollem Gesange gerade in die Höhe, und läßt sich so wieder auf ihren Sitz herunter.

Die Schneelerche.

Die Schneelerche — sonst auch Berglerche — Winterlerche — Alpenlerche genannt, die man aber nicht mit dem

dem Schneevogel verwechseln muß, bewohnt außer Nordamerica, wo man sie häufig findet, auch die europäischen weiter nach Norden belegenen Gegenden, und streicht in die wärmeren — gleich dem Seidenschwanze — selten anders, als wenn es ihr in sehr kalten Wintern an Nahrung fehlt, herüber. Sie stellt sich dann aber gewöhnlich in großen Haufen ein, und wird von den Vogelstellern unter den ersten Strichvögeln gefangen. Sie ist größer, wie die gemeine Feldlerche, und von einer überaus schönen Zeichnung. Der Schnabel ist schwärzlich blau, der Kopf vorn hellgelb, in der Mitte schwarz, hinten braun; die Augen mit gelben weichen Federn besetzt; der Oberleib hellbraun mit schwarzen Flecken — die Kehle citronengelb, die Brust braun gesprenkelt und mit einem schwarzen Flecken, in Gestalt eines umgekehrten halben Mondes geziert; der Unterleib weiß, die Schwungfedern dunkelbraun, die großen Deckfedern der Flügel grau mit röthlichen und weißen Kanten, der Schwanz etwas gabelförmig, die Schwanzfedern schwarz, an den Spitzen weiß eingefaßt. — Das Weibchen unterscheidet sich vorzüglich durch eine blaßgelbe Stirne, schwarz und gelbliche Wangen, eine gelbliche weiße Kehle, und endlich auch dadurch, daß der auf der Brust befindliche Flecken ungleich kleiner und schmäler wie bey dem Männchen ist. Sie hält sich gern an den Seeufern und auf Sandhügeln auf, nährt sich von Sämereyen imgleichen von Baumknospen, auch Haferkörnern. Ihr Gesang hat mit dem der Feldlerche einige Aehnlichkeit. Sie fliegt sehr schnell, hält sich aber meist immer an der Erde auf.

Von dem Lerchenschießen.

Die beste Zeit zum Lerchenschießen ist das Frühjahr. Nur muß man einen stillen warmen Tag wählen, weil die Lerche bey kaltem windigen Wetter ungleich scheuer ist, alsdann

größten-

größtentheils Haufenweise unruhig hin und her streicht, und nicht gern den Jäger nahe kommen läßt. Bey warmer stiller Witterung breitet sie sich dagegen mehr einzeln aus einander, und ist — wenn sie singend in den Lüften schwebt — beynahe leichter, als wenn sie an der Erde sitzt — zu erlegen. Der Hühnerhund muß beym Lerchenschießen wegbleiben. Ihre Witterung ist ohnehin für ihn sehr anziehend, und man hat, wenn man in seinem Beyseyn Lerchen schießt und sie noch dazu von ihm auftragen läßt, den Verdruß, daß er beym Absuchen der Felder nach Hühnern oder anderm Wildprett, unaufhörlich Lerchen anzieht, und vor ihnen steht. — Man schießt sie übrigens am besten mit Dunst.

Von dem Lerchenstreichen.

Diese Benennung wird unter allen übrigen Arten des Lerchenfangens, von denen ich weiter unten einige anführen werde — ausschließend derjenigen beygelegt, vermittelst welcher die Lerchen, und zwar vorzüglich die gemeine Feldlerche, entweder zur Nachtszeit mit den Nachtnetzen bedeckt, oder in die Tagegarne eingetrieben wird. Das Nachtnetz — Nachtgarn — Streichgarn — oder Deckgarn wird von starkem Zwirn gestrickt. Man giebt diesem Lerchengarne ohngefähr die Größe eines Hühnertyrasses. Es wird über ein Strickholz von $1\frac{1}{12}$ Zoll Breite spiegelig gestrickt. Man macht mit einer Masche den Anfang, und wenn man herum gestrickt hat, wird eine Masche zugegeben, bis es sechs Klafter lang ist. Dann wird zwey Klafter lang auf einer Seite abgenommen und auf der andern zugegeben. Ist dies geschehen, so wird auf beyden Seiten abgenommen, bis man eine Masche behält. Das Netz ist dann sechs Klafter lang und vier breit. Rings um das Netz wird eine dünne Leine gezogen, auch wird auf jede Seite eine glattgehobelte Stange von Fichten- oder

Kiefernholz, zwey Zoll im Durchmesser haltend, mit sehr starkem festen Bindfaden, der von sechzehn zu sechzehn Zoll allezeit eine Schlinge macht, angebunden, deren jede vermittelst eines Tragriemens oder vom Seiler gestrickten Tragbandes, von einem Manne mit dem Garne getragen wird. Einige stricken hinten an das Netz Zipfel, auch Schweif und Sack genannt, welches blos eine dreyeckige Fortsetzung desselben ist, und diesen trägt ein dritter Mann niedrig über der Erde an einem Bindfaden; noch Andere knüpfen an das hintere breite Ende Lappfedern, oder 3 bis 4 Strohwische an, Wecker genannt, welche beym Streichen mit dem Garne hinten nachschleppen und die Lerchen wecken. Gewöhnlich sind aber weder Zipfel, noch Strohwische, noch Lappfedern nöthig, weil die Lerchen schon von selbst aufsteigen, wenn nur ein Mann kurz hinter dem Garne hergeht.

Bey dem Fange, welcher beyläufig erwähnt am besten im Herbst, wenn die Lerche näher zusammenrückt, vorgenommen wird, verfährt man folgendergestalt: Man untersucht bey Tage das Feld, um nachzusehen, ob und wo sich der mehreste Vogel findet. Sobald es dunkel wird, verfügt man sich mit dem Netze aufs Feld. Das ausgebreitete Netz wird von zwey Personen, nahe an der Erde, jedoch so, daß es den Boden nicht berührt, getragen, und sobald eine oder mehrere Lerchen unter demselben aufflattern, niedergelegt, der gefangene Vogel erwürgt, und durch die Masche hervorgezogen. Der Fang wird gewöhnlich bis um Mitternacht fortgesetzt. Man muß eine dunkele Nacht wählen. Beym Mondenlicht geht der Fang nicht wohl von statten. Einige lassen das Netz in einer schrägen Richtung, und zwar dergestalt, daß das hintere Ende an dem Boden schleift, tragen, andere, wie schon vorhin erwähnt, hinten an dem Netze einen Zipfel anstricken, und diesen von einer dritten Person nachschleppen.

Die erste Methode aber ist sicher die beste und bewährteste.

Ein

Ein Nachtnetz kostet mit Inbegriff des Stricker- und Einbindelohns 6 bis 7 Rthlr.

Vor einigen Jahren hat ein gewisser Cantor Lenk zu Zschorla bey Schneeberg in Chursachsen einen so genannten Lerchenwagen erfunden, der den Fang mit dem Nachtnetze angeblich sehr erleichtert. Hier ist die Anzeige, die der dortige Pfarrer Rosenfeld hierüber im Jahr 1805 — ich entsinne mich nicht mehr, in welchem Zeitungsblatte — bekannt gemacht hat.

„Es hat der hiesige Cantor Lenk vor 12 Jahren einen „Lerchenwagen erfunden, der den Lerchenfang ungemein er„leichtert und verannehmlicht. Es hat der Fang mit diesem „Wagen die entschiedensten Vorzüge vor dem mit dem Trag„netze, denn zu diesem sind 3 bis 4 Personen schlechterdings „nothwendig und das Tragen des Netzes selbst ist die an„greifendeste Strapaze, dahingegen 2 Personen einen Wa„gen mit der größten Bequemlichkeit die ganze Nacht fort„bewegen und den Fang verrichten können, selbst 2 Frauen„zimmer können dies auf der Ebene thun. Er schleicht so „geräuschlos einher, daß selbst die dem bedeckten Feldstücke „zunächst liegenden Lerchen nichts wahrnehmen. Das daran „befindliche Netz fällt auf einen einzigen Zug schnell herab „und deckt 24 bis 30 Ellen Raum, eben so schnell, durch „einen einzigen Druck, wird es wieder an den Wagen befe„stiget, man kann damit die weitläuftigsten Fluren in einer „Nacht bestreichen und nicht blos Lerchen sondern auch Repp„hühner, Wachteln und alles Geflügel fangen, das des „Nachts auf den Feldern ruht; sein Mechanismus ist ein„fach, daher ist er auch selten einer Reparatur unterworfen. „Er ist eben sowohl in bergigen als ebenen Gegenden anzu„wenden, daß er selbst vor den Tragnetzen Vorzüge habe, „ist aus dem bisher gesagten einleuchtend. Wollen Freunde „dieses nächtlichen Vergnügens von dieser Erfindung Ge„brauch machen, so sollen Sie für den Preis von 10 Thaler „ein sauber gearbeitetes Modell des Wagens, mit daran be-

 find-

„findlicher Form des Netzes, eine genaue Zeichnung und „Beschreibung desselben nebst der Anweisung zu seinem Ge„brauch erhalten. Unterzeichneter versichert bey der Würde „seines Standes, daß dies Anerbieten keine täuschende Erfin„dungströdeley sey. Jagdliebhaber können sich deshalb an den „Erfinder selbst mit Bestellungen und freyen Briefen wenden. „Zschorla bey Schneeberg in Chursachsen, d. 15. May 1805.

M. D. F. Rosenfeld,
Pfarrer daselbst.

Die Tagenetze — sonst auch Klebnetze — Klebgarne *) genannt, sind den Hochnetzen, deren beym Repphühnerfange erwähnt ist, ähnlich. Es werden mehrere Garne in einer Wand und mehrere Wände hinter einander aufgestellt. Einige sind mit zehn bis zwölf Wänden, die dreyfach hinter einander stehen, zufrieden. Doebel will zu einem vollständigen Lerchenfange achtzehn Garne in eine Wand, und diese in achtzehn Reihen gestellt haben.

Da mehrere Garne neben und hinter einander gestellt werden, so ist die Größe oder die Länge derselben willkührlich. Man macht sie bald größer, bald kleiner, länger oder kürzer und strickt sie auch, wenigstens dem Anfange nach, auf verschiedene Art. Das Strickholz muß von festem Holze, wo möglich von Mehl- oder Elzbeerbaum, und das Modell von Spindelbaum (Evonymus europaeus L.) seyn und der Regel nach $1\frac{3}{4}$ Zoll Breite haben, wenn die Maschen $2\frac{1}{2}$ Zoll Weite **) haben sollen. Zum An-

*) der Name Klebnetze oder Klebgarn wird ihnen deshalb beygelegt, weil die Lerche sich mit ausgebreiteten Flügeln, und zwar so, daß sie gleichsam in den Netzen kleben bleibt, fängt.

**) Man sollte glauben, die kleine Lerche könne durch Maschen von einer solchen Weite durchfliegen, welches aber, da sie mit ausgebreiteten Flügeln ankommt, nicht geschieht. Sie fängt sich im Gegentheil nur um desto eher. Wären die Maschen

Anfange und Ende nimmt man starken, dreydräthigen, ungebleichten Zwirn, allein zum Garne selbst festes ungebleichtes Garn oder auch feinen dergleichen Zwirn. Einige machen auch die erste Reihe Garne von grauer oder grüner Seide, weil diese besser fangen auch nicht so leicht zerreissen und verwirren.

Doebel, der die Garne größer als andere macht, nimmt 700 Maschen an. Wenn man also nach seiner Methode stricken will, so nimmt man Zwirn, und fängt mit einer Masche an, sticht in dieselbe und wirft sie sodann ab, und strickt auf diese Art immer so einzelne Maschen fort, bis man die verlangte Anzahl hat. Die 700 Maschen faßt man dann alle auf einen Bindfaden, strickt noch einmal an diesen Maschen mit dem Zwirne hin, und so fort mit dem feinern Zwirne oder ungebleichten Garn 36mal herum, oder vielmehr herunterwärts, weil ein Garn, das abwärts gestrickt wird, wodurch sich die Maschen mehr zusammen ziehen, besser fängt, als wenn es der Queere nach gestrickt wird. Unten an werden noch zwey Maschenreihen von dem obigen festern Zwirn gestrickt *) und auf diese Art ist dann ein solches Lerchen-Tagenetz oder Tagegarn verfertigt.

Andere machen die Garne etwas kleiner und beginnen auch das Stricken auf eine andere Art. Sie fangen nämlich mit einer Masche und zwar, wie vorhin erwähnt, mit Zwirn an, ziehen das Strickholz heraus und stricken so 1034mal hintereinander fort, so daß sie hiedurch 517 ganze Maschen

Maschen enger, so würde sie, anstatt sich zu fangen, zurückprallen.

*) Ungeachtet der Fang des Abends geschieht, wird das Netz deshalb Tagenetz genannt, weil die Stellung und Vorbereitung zum Fange schon am Tage geschehen müssen, zum Unterschied von den Nachtgarnen oder Nachtnetzen, die nur des Nachts gebraucht werden.

Maschen erhalten. Diese 517 Maschen ziehen sie dann auf einen Bindfaden und stricken an dieselben 20 ganze Maschen mit feinerm Zwirn oder festern Garn an, wodurch das ganze Garn 20 Maschen Höhe erhält.

Die bequemste Art, die man vorzüglich in Thüringen und Franken befolgt, ist nach Bechsteins Handbuch der Jagdwissenschafft, aus der ich dies entlehne, folgende: Man fängt mit 492 Maschen an und strickt deren 28 Reihen und zwar oben der Reihe nach an einen Bindfaden, als den Anhalt- oder Befestigungspunct. Dreymal strickt man mit Zwirn herum und 25mal mit Garn. Auf diese Art wird es 28 Maschen hoch. Es hat den Vorzug vor dem Doebelschen Garne, daß es seiner geringeren Höhe nach zum Stellen und Ausnehmen der Vögel bequemer ist.

Am obern Ende des Garns werden 12 Maschen weit von einander Ringe von Messing oder besser von Horn oder Bein, an dem eingezogenen Bindfaden eingeheftet, und durch diese die sogenannte Haupt- oder Hängeleine gezogen, damit sich die Garne beym Auf- und Abstellen leicht und geschwinde auseinander und wieder zusammen ziehen lassen. Diese Leinen sind von der Dicke eines Federspuls, vierzehn bis funfzehn Klaftern lang. Damit sie aber nicht zusammen laufen, so müssen sie vom Seiler aus gutem Hanf und widerwindig, d. h. die Theile derselben halb rechts halb links gedreht seyn. An beyden Enden derselben befindet sich ein Auge (Schleife, Oehr) wodurch sie beym Aufstellen geschwind über die Stellstangen geworfen und dadurch befestigt werden können. An das Ende jeder Wand kommen zweyklafterlange Windleinen welche durch einen Heft an die äußersten Stangen befestigt werden. Die Stellstangen (Gabeln oder Forkeln) werden von leichtem Holze, und da sie gerade seyn müssen, gern von Nadelholz, vorzüglich von Fichten (Rothtannen) gemacht. Sie müssen unten $2\frac{1}{2}$ Zoll stark und $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß hoch seyn. Einige, wie z. B. Doebel, machen, wenn die Stellung der Netze

auf

auf einem ganz ebenen Terrain erfolgt, die zweyte Stangenreihe 3 Zoll höher und so fort, so viel nämlich Wände vorhanden sind. Die Anzahl der Stangen richtet sich nach der Zahl der Garne und Wände. Da allezeit zwey Garne an eine Stange angeheftet werden, so hat jede Wand eine mehr nöthig, als Garne sind. Wenn man sich Dorbels ganz vollständiges Tagezeug anschaffen wollte, so würde man überhaupt 152 Stellstangen nöthig haben.

Daß das in der vorbeschriebenen Art verfertigte Zeug in mehreren Wänden hintereinandergestellt wird, habe ich bereits vorhin erwähnt. Es muß aber auch zwischen jeder Wand ein Raum von 10, 15 — 20 Schritten mehr oder weniger gelassen werden. Es wird nun solches, nachdem man zuvor das Feld untersucht hat, in der vorbeschriebenen Art etwa um 2 oder 3 Uhr Nachmittags, und zwar in Hinsicht auf die Himmelsgegend am besten gegen Morgen, sonst auch gegen Mittag oder Mitternacht, nie aber gegen Abend — weil es hier nicht hinlänglich verdunkelt wird — aufgestellt. An den beyden äußersten Enden der vordersten Wand wird, und zwar an jeder, ein Gestelle mit einem Haspel, auf dem eine sehr lange Leine Treibleine genannt — sie ist nach Verhältniß des Terrains 600 — 800 ja 1000 Klafter lang — gewunden ist, aufgerichtet. An jede dieser Leinen, die einige zum bessern Aufschrecken des Vogels mit Lappfedern, auch Strohwischen versehen, wird ein Pferd angespannt, und alsdann die Leinen durch die bey dem Gestelle stehenden Personen abgehaspelt, durch die vorgelegten Pferde aber, in einer geraden Richtung fortgezogen. Die zum Treiben bestellten Leute müssen neben der Leine hergehen, und solche mitschleppen helfen, auch wenn sie an den Stoppeln hängen bleibt, losmachen. Sobald die Leinen völlig abgewunden sind, rücken die Pferde in einem Bogen zusammen, um die beyden Enden der Leinen an einander zu bringen. Die Pferde werden sodann abgenommen, und die Leinen zusammen geknüpft. Die Vorberei-

bereitung zum Treiben ist nun veranstaltet, und es kommt jetzt darauf an, ob man der Tageszeit nach mit dem Treiben vorgehen kann. Um dies zu beurtheilen, muß man auf die Größe des Feldes, das man umzogen hat, und auf die Zeit, in der man mit dem Treiben fertig zu werden glaubt, Rücksicht nehmen. Gemeinhin wird, wenn die Sonne sich zu neigen anfängt, mit dem Treiben der Anfang gemacht. Die an den Haspeistellen befindlichen Personen winden sodann die Leinen langsam und allmählig auf, dagegen die in einer verhältnißmäßigen Entfernung vertheilten Treiber, der sich aufwickelnden und an der Erde schleppenden Leine ohne Lärm und Geräusch nachfolgen. Sobald man gewahr wird, daß die vor der Leine auffliegenden Lerchen, anstatt in einer kurzen Entfernung wieder einzufallen, in die Höhe gehen. und unruhig zu werden anfangen, so wird mit dem Treiben halt gemacht, bis der aufsteigende Schwarm sich entweder wieder gesetzt oder auch wohl, wenn einzelne Schwärme gerade nach den Netzen zufliegen, sich diese darinn gefangen haben. Ueberhaupt aber muß das Treiben nicht ununterbrochen in einem weg fortgesetzt, sondern dann und wann inne gehalten werden, um dem Vogel von Zeit zu Zeit Ruhe zu lassen. Vor allen Dingen aber muß man sich mit dem Treiben so einzurichten suchen, daß man noch vor Untergange der Sonne bis auf eine Entfernung von etwa 60 bis 80 Schritten von dem Zeuge vorgerückt sey, damit das wirkliche Eintreiben gerade um die Zeit, wenn — wie man zu sagen pflegt — sich Tag und Nacht scheiden, erfolgen könne.*) Alsdann werden

*) Dies leidet bisweilen eine Ausnahme. Es ereignet sich hin und wieder, daß der Vogel, wenn man gleich noch so vorsichtig treibt, nicht halten will, sondern vielmehr unruhig aufschwärmt, und sich einzeln in den Netzen fängt. Sobald dies erfolgt, muß man, ohne länger zu warten, mit dem Eintreiben vorgehen.

werden die Leinen geschwinder aufgehaspelt, die Treiber gehen rascher, und die zwischen den Leinen und dem Zeuge eingeschlossenen Lerchen werden nun mit Macht aufgescheucht, und in die Garne eingetrieben. Man muß übrigens zu dem Lerchenstreichen einen solchen Tag wählen, wo die Luft ruhig ist. Bey windigem Wetter geht der Fang nicht gut von statten, dagegen solcher bey günstiger Witterung, wenn anders die gehörigen Veranstaltungen getroffen werden, sehr reichhaltig ausfallen, oft einige hundert Lerchen auf einmal gefangen werden können.

Von einigen andern Arten des Lerchenfangens.

Ungeachtet das Lerchenstreichen, und besonders das mit dem Tage-Netze, wohl unstreitig vor jeder andern Art sie zu fangen den Vorzug verdient, so ist solches doch, sowohl des dazu erforderlichen Zeuges als der übrigen Veranstaltungen wegen, mit einigen Kosten verknüpft. Minder kostbar, aber auch allerdings minder reichhaltig ist das Lerchenfangen mit dem Tyras, dem Schlaggarne, dem Stecknetze, der Leimruthe u. s. w.

Von dem Lerchenfange mit dem Tyras.

Um die Lerche mit dem Tyras zu decken, muß man entweder einen abgerichteten Falken haben, oder sich in Ermanglung dessen eines ausgestopften, oder auch von Holz geschnitzten Falken bedienen. Die beste Zeit zum Tyrasiren ist der Herbst, jedoch wohl verstanden, wenn die Felder völlig leer sind. Man begiebt sich, mit dem Falken auf der Hand, auf Stoppelfelder, wo man Lerchen anzutreffen glaubt. Sobald eine Lerche aufsteht, merkt man sich den

Ort, wo sie einfällt. Man geht langsam auf sie zu und hebt den auf der Hand sitzenden Falken schaukelnd — damit er die Flügel bewege — in die Höhe, oder schwingt, wenn man einen ausgestopften Vogel hat, diesen mittelst einer Stange, an der der Vogel mit einer Schnur befestigt ist, in der Luft herum. Die Lerche drückt sich dann fest an den Boden, und man kann sie ohne Mühe mit einem kleinen Tyras, und wenn man keinen Gehülfen hat, mit der Lerchenhaube (einem in Gestalt eines Fischhaamens verfertigten, und an einem mäßig langen Stecken befestigten kleinen Netze) bedecken.

Von dem Fange mit dem Schlaggarn.

Des Schlaggarns oder der Schlagwand bedient man sich vorzüglich bey Eintritt des Frühjahrs, wenn die Lerche so eben angekommen ist, und noch etwas Schnee auf den Feldern liegt. Man läßt sodann einen hinlänglich großen Platz auf dem Felde mit einem Besen abkehren, bestreut diesen mit Hafer, stellt vorlängst der einen Seite des Platzes ein Schlaggarn auf, und bleibt, die Ruckleine in der Hand haltend, in einer verhältnismäßigen Entfernung stehen, bis sich eine hinlängliche Anzahl Lerchen auf dem Platze eingefunden hat, und man diesen mit dem Schlaggarne bedecken kann. Wenn der Schnee bereits fort ist, setzt man, anstatt den Platz mit Hafer zu bestreuen, eine angebundene Lerche zum Lockvogel hin, und ruckt solche vermittelst eines Fadens, daß sie in die Höhe flattert, läßt sodann durch einen Gehülfen die auf dem Felde befindlichen Lerchen auftreiben, da dann die vorüberstreichenden, wenn sie die aufflatternde Lerche gewahr werden, nach dieser hinfliegen, und so ebenfalls mit dem Netze bedeckt werden.

Von

Von dem Fange mit dem Stecknetze.

Die Stecknetze, deren man sich zur Herbstzeit zum Lerchenfangen bedient, werden auf ähnliche Art wie die Wachtel-Stecknetze, jedoch mit noch engern Maschen gestrickt. Man muß aber zu einem solchen Fange wenigstens 24 St. Garne haben die 15 Ellen lang sind. Sie sind vorzüglich bey windigem Wetter, wo man mit den Tagenetzen wenig ausrichten würde, gut zu gebrauchen. Man stellt sie auf den Stoppelfeldern, wo sich Lerchen aufhalten, queer den Furchen auf, und treibt die Lerchen alsdann von der andern Seite etweder mit Treibleinen wie beym Tagnetze, oder auch mit einem lebendigen, auf der Hand sitzenden oder ausgestopften Falken nach dem Garne hin. Man muß ihnen aber, während daß man sie treibt, nur immer in einer gewissen Entfernung folgen, weil sie sich, wenn man ihnen mit dem Falken zu nahe kommt, anstatt vorlängst den Furchen nach dem Garne hin zu laufen, augenblicklich niederdrücken und nicht treiben lassen.

Von dem Fange mit Leimruthen.

Zu dieser Art des Fanges wird im Frühjahr, wenn die Felder noch mit Schnee bedeckt sind, auf ähnliche Art wie bey dem Fange mit dem Schlagnetze ein hinlänglicher großer Platz mit dem Besen abgekehrt, sodann mit Hafer bestreut, und mit Leimruthen besteckt, an denen die Lerchen sodann kleben bleiben.

Die Vogelsteller bedienen sich der Leimruthe zum Fangen der Pieplerche oder Gereuthlerche noch auf eine andere Art. Sie schneiden nähmlich einer bereits gefangenen Gereuthlerche, und zwar einem Männchen, die Flügel ab, binden ihr sodann eine kurze, an der Spitze mit Vogelleim bestrichene Ruthe auf den Schwanz, und setzen solche, wenn

sie eine andere Pieplerche auf dem Baume gewahr werden, unter diesen hin. Sobald die auf dem Baume sitzende Lerche die an der Erde laufende gewahr wird, fährt sie gewöhnlich sehr schnell auf sie herab, und bleibt dann auf der Leimruthe kleben.

Von dem Lerchenspiegel

Der Lerchenspiegel, dessen sich die Vogelsteller hier zu Lande häufig zum Lerchenfange bedienen, wird auf folgende Art verfertigt. Man nimmt ein etwa 8 Zoll langes, 6 Zoll breites und 2 Zoll dickes Brett, und giebt diesem vermittelst des Hobels die Form eines Prisma. Man belegt es sodann rings um mit vielen kleinen Spiegelscherben, die sehr genau an einander gefügt werden müssen. Bey dem Fange selbst, der aber nicht anders als bey hellem Sonnenscheine und an einem Tage, wo der Horizont unbewölkt ist, erfolgen kann, geht man folgendergestalt zu Werke.

Man stellt auf einem bereits vorher ausgewählten und zum Fange zubereiteten Platze, zwey gegen einander schlagende Wände auf, schlägt sodann in der Mitte des Platzes zwischen die beyden Schlagwände eine Spindel in die Erde, und zwar dergestalt, daß sie etwa 2 Zoll hoch aus der Erde hervorragt. Man steckt den Lerchenspiegel auf die Spindel und setzt sich in einer verhältnißmäßigen Entfernung in eine in die Erde gegrabene Grube, um den Fang abzuwarten. Sobald man eine oder mehrere Lerchen vorüber streichen sieht, wird der Spiegel vermittelst einer langen Schnur immerwährend hin und her gedreht. Die Lerchen nähern sich gar bald Haufenweise dem Spiegel, und werden, während daß sie um diesen herum flattern, mit den Schlagwänden bedeckt und gefangen. —— Man kann sich übrigens des Lerchenspiegels auch zum Lerchenschießen bedienen. Man muß aber auf solchen Fall einen Gehülfen neben

neben sich haben, der den Spiegel bewegt, um den Schuß gerade zu rechter Zeit anbringen zu können.

Von den Staaren.

Das Geschlecht der Staare, von dem Linné 5 Arten angiebt, gehört unter die Ordnung der Singvögel. Die Staare haben einen pfriemenförmigen, eckigen Schnabel, eine gespaltene spitzige Zunge, und Nasenlöcher, die oben gerändelt sind. Ich werde mich hier blos auf den gemeinen Staar, der sich hier zu Lande allein findet, einschränken. Der gemeine Staar, sonst auch Staarmatz — Sprehe — Spreche — Sprehm genannt, ist von der Größe einer Weindrossel. Der Schnabel ist gelb, der Kopf schwärzlich, der Hals und ein Theil des Rückens, imgleichen die Brust mit glänzenden, ins stahlblaue und purpurrothe spielenden Federn geziert, der Schwanz dunkelaschgrau, der übrige Körper schwarzgrau mit weißen Puncten besetzt. Die hohen starken Füße sind fast fleischfarbig, die Klauen schwärzlich. — Es giebt aber auch ganz schwarze, schwarz und weiße, schwarzgrüne und schwarzblaue Staare. — Das Weibchen hat sowohl am Kopf als am Halse, vorzüglich aber an der Brust, größere weiße Puncte wie das Männchen, so wie denn auch der Schnabel mehr schwarzbraun als gelb ist. — Er kommt in großen Schaaren als Zugvogel zu uns, und überwintert größtentheils in Egypten. Es ist mithin ein Irrthum, wenn Büffon in seiner Naturgeschichte behauptet, daß der Staar in der Gegend, wo er gebohren ist, ohne jemahls weiter zu reisen, bleibt. Er brütet meist immer in hohlen Bäumen, und wählt unter diesen vorzüglich gern die Espe. Das Weibchen legt gewöhnlich zwey auch dreymahl im Jahr 4 bis 7 blaßgrüne Eyer. Nicht selten nisten mehrere Staare

Staare in einem Baume beysammen. Wenn man ihnen ein Kästchen an einen Baum hängt, so nistet das Weibchen in diesem, welches jedoch nur vorzüglich dann geschieht, wenn sie keine Höhlungen im Baum antreffen, die sie auf jeden Fall vorziehen. Die Jungen sind anfangs lichtgrau, und erhalten nicht eher als nach der ersten Mäuserung die Farbe der Alten. Sie halten sich theils auf Aeckern und Wiesen, theils aber und am liebsten auf Viehweiden auf, wo man sie als sehr gesellige Vögel, oft in ungewöhnlich großen Schaaren mitten unter dem Vieh antrift, und wo man sie, ungeachtet sie sehr scheu sind, am ersten mit der Flinte anschleichen, und wenn man beym Auffliegen den rechten Zeitpunkt wählt, einige auf einmahl erlegen kann. Man muß nämlich den Augenblick zu treffen suchen, wo die ganze Schaar dem Mittelpunct zufliegt, und dies erfolgt, der den Staaren, wenn sie Haufenweise ziehen, ganz eigenen Art zu fliegen nach, abwechselnd.

„Der Instinct," sagt Büffon „treibt sie, sich stets dem „Mittelpuncte des Haufens zu nähern, da die Schnelligkeit ihres Flugs sie stets davon zerstreut. Diese Menge „von Vögeln machen durch ihr beständiges Ab- und Zufliegen, durch ihr Herumziehen und Durchkreuzen nach allen Seiten zu, eine Art von starken Wirbel, dessen ganze „Masse, ohne einer gewissen Richtung zu folgen, unter sich „selbst eine allgemeine Bewegung der Entwickelung zu haben „scheint, die aus den besondern Bewegungen eines jeden „Gliedes entsteht. Der Mittelpunct der Schaar sucht sich „beständig zu entwickeln, wird aber stets durch entgegen „gesetzte Kraft der umgebenden Linien, welche über ihm „schweben, gedruckt und zurückgestoßen. Der Mittelpunct ist daher beständig dichter als die ihn umgebenden „Linien, und diese sind desto dichter, je näher sie dem Mittelpunct sind."

Ihre Nahrung besteht in Sämereyen, Beeren und unter diesen besonders Hollunderbeeren, verfaulten Graswurzeln,

wurzeln, Raupen, Engerlingen — die sie hinter dem Pfluge aufsuchen, und anderen Insecten und Gewürmen. Den Weinbergen, in denen sie häufig einfallen, sind sie eben so gefährlich, als sie dagegen den Feldern, wo sich Heuschrecken aufhalten — die sie sehr begierig fressen — nützlich sind. Zuweilen fallen sie auch, ungeachtet sie von Natur sehr reinlich sind, und sich oft waschen und baden — das Aas an. Sie nehmen, obwohl sie in den Wäldern brüten, nie ihre Nachtruhe daselbst, sondern meist immer im Schilf und Rohr. Das Fleisch dieses Vogels ist, wenn ihm die Haut abgezogen wird, schmackhaft, sonst aber bitter. Obwohl der Staar von Natur und im Zustande der Wildheit einen nichts weniger als angenehmen, sondern vielmehr einen aus vielen verwirrten Tönen zusammen gesetzten Gesang hat, so ist er doch bekanntlich im Zimmer sehr gelehrig. Nicht nur das Männchen, sondern — was bey andern Vögeln selten der Fall ist — selbst das Weibchen lernt Lieder nachpfeifen, Thierstimmen nachahmen, ja sogar Wörter nachsprechen. Man wirft ihm indessen Unbeständigkeit vor. Sobald er etwas neues hört, vernachlässigt er das, was er gelernt hat, und sucht nur immer das, was ihm noch neu und fremd war, nachzuahmen. Er läßt sich leicht zähmen, und ist, besonders wenn man ihn im Zimmer frey *) herum laufen läßt, sehr lustig und aufgeräumt. Man füttert ihn gewöhnlich mit Würmern, Hollunder und Ebereschenbeeren, imgleichen mit in Milch eingeweichtem Semmel und Gerstenschroot, auch gekochtem Fleisch,

*) Im Voigtlande behandelt man die Staaren, wie Bechstein sagt, wie die jungen Tauben; man nimmt ihnen nähmlich die Jungen aus, ehe sie ausfliegen. Auf diese Art hecken sie auch im gezähmten Zustande dreymal des Jahres, die letzte Hecke läßt man aber gewöhnlich ausfliegen, theils um den Stock zu erhalten, theils die Alten zu vermögen, daß sie sich nicht weggewöhnen.

Fleisch, welches letztere man ihm aber — wenn man ihn gesund erhalten will, sparsam und wenig gesalzen geben muß.

Vom Staarenfange.

Der Staarenfang wird in einigen Ländern und zwar gewöhnlich nach Johannis, häufig betrieben, und ist unter gehöriger Veranstaltung so reichhaltig, daß oft mehr denn tausend auf einmal gefangen werden. *) Man fängt sie sowohl bey Nacht als bey Tage.

Um sie bey der Nacht zu fangen, wird in denen mit Rohr und Schilf verwachsenen Teichen, wo sie des Abends häufig einfallen — ein großes mit zwey hohen Seitenwänden und einer Decke (Himmel) versehenes Netz — von etwa 80 bis 100 Fuß Länge, und 60 bis 70 Fuß Breite — an 4 starken Stangen aufgerichtet, und an diesen dergestalt befestigt, daß die Stricke beym Fange in der größten Geschwindigkeit gelöset, und die Staare mit dem Netze bedeckt werden können. Um das Netz desto leichter und bequemer überziehen zu können, werden die durch eiserne Ringe laufenden Zugleinen mit Seife beschmiert, und dadurch schlüpfrig gemacht, auch an den Enden mit starken Handgriffen versehen. Wenn die Staare zur Abendzeit im Rohr einfallen, werden sie anfangs von der Gegend, wo das Zeug steht, abgehalten, sobald aber die Dämmerung einbricht, von allen Seiten auf Kähnen nach dem Garne hingetrieben, und sodann die Decke sammt den Seitenwänden, auf ein gegebenes Zeichen, mit der größten Schnelligkeit über

*) Ich habe bey Wien in Oesterreich einem Staarenfange beygewohnt, bey welchem 2731 an einem Abend gefangen wurden.

über die hineingetriebenen Staare gezogen, diese sodann erdresselt, und des andern Morgens herausgenommen. — Eine andere Art, sie bey der Nacht zu fangen, ist folgende. Es wird ohnweit ihrem nächtlichen Aufenthalte ein, wie ein Fischhaamen gestaltetes und gleich dem Rebhühner Treibzeuge mit Seitenflügeln versehenes Garn aufgestellt, auf einen hinter dem Garne eingerammten Pfahl aber eine Laterne mit einem brennenden Lichte gesetzt. Sobald es völlig dunkel ist, werden die Staare vermittelst einer Schnur mit Schellen von ihrer Lagerstäte aufgescheucht, und in das Garn, nach welchem sie, durch den Schein des Lichtes irre geleitet, hinziehen — hineingetrieben.

Bey Tage werden sie auf dem Heerde gefangen. Es wird nämlich ohnweit ihrem gewöhnlichen Aufenthalte ein hinlänglich großer Platz glatt abgegraset, Erde darauf gestreut, und wenn alles gehörig zubereitet worden, zwey wohlverdeckte Schlagwände aufgestellt. Sowohl auf dem Heerde als neben demselben, werden die gewöhnlichen Ruhr- und Lockvögel, und zwar die ersten an der Erde ausgesetzt, die letzten aber an Bäumen oder Stangen in Käfigen angehangen. Wenn ein Schwarm ankommt, werden die Ruhrvögel angezogen (angeruhrt) und der Schwarm, sobald sich dieser gegen den Boden senkt, mit den Schlagwänden bedeckt.

Von den wilden Tauben.

Das Taubengeschlecht gehört nach Linné zu der Ordnung der Singvögel. Zwar nähern sie sich in Hinsicht auf ihren an der Spitze etwas niedergesenkten Schnabel, und ihre länglichen, mit einer weichen aufgetriebenen Haut halb bedeckten Nasenlöcher, den Hausvögeln, unterscheiden sich aber von diesen durch ihre Lebensart und vorzüglich dadurch,

daß sie sämmtlich in der Monogamie leben, beyde Männchen und Weibchen ihre Jungen wechselsweise ausbrüten, diese mit den in ihrem Kropfe erweichten Körnern aus dem Schnabel füttern und in die Höhe fliegen. Linné bringt das Taubengeschlecht unter zwey Abtheilungen. Zu der ersten zählt er mit Inbegriff der zahmen Tauben, diejenigen, die einen geraden Schwanz haben, dessen Ruderfedern gleich lang sind; zu der andern die, deren Schwanz groß und keilförmig ist. Von denen zur ersten Abtheilung gehörig giebt er 35, von den andern 5 Arten an. Für den Jäger ist indessen Büffons Eintheilung, der die Tauben in dem natürlichen Zustande auf 3 Hauptarten, die Bergtaube, von welcher die zahme Taube mit allen durch die Zucht der Menschen hervorgebrachten Spielarten und Varietäten abstammt, — die Ringeltaube und Turteltaube zurückbringt, die passendste.

Die Ringeltaube.

Die Ringeltaube sonst auch große Holztaube genannt, ist unter unsern einheimischen wilden Tauben die größeste, daher einige Naturkündiger auch der Meinung sind, daß die großen Haustauben eigentlich von der Ringeltaube, die kleineren zahmen Tauben aber, von der Bergtaube abstammen, dagegen andere hinwiederum die Bergtaube allein für die Stammmütter sämmtlicher zahmen Tauben anerkennen wollen. Der Schnabel beym Täuber ist hinten roth, vorne weiß und roth unter einander, bey der Täubin mehr gelb, der Kopf bläulich, die Augen roth, der Hals mit schönen glänzenden bläulichen Federn und einem weißen Ringe — von dem sie den Namen Ringeltaube hat — geziert; der Oberleib aschgrau, die Schwungfedern haben einen weißen Rand, der Schwanz aschgrau, gegen die Spitze zu schwarz, der Unterleib fast braunroth, bey einigen weiß und

und aschfarben untermischt, die Füße röthlich. Sie kommt gewöhnlich im Monat April, bey ungünstiger Witterung auch später, als Zugvogel zu uns, und verläßt größtentheils im Monat October, oft früher die hiesigen Gegenden. Sie nistet auf den starken Aesten der Eichen und Tannen zweymahl im Jahr, und legt in das aus einigen dürren Reisern ohne große Kunst bereitete Nest, bey jeder Brut, nie mehr als 2 weiße ovale Eyer. Sie brütet gemeinschaftlich mit dem Tauber ihre Jungen gemeinhin in 17 bis 18 Tagen aus, und wie die Jäger bemerkt haben wollen, fast immer ein Männchen und ein Weibchen. Ihr Aufenthalt sind die nahe an Feldern belegnen Wälder, ihre Nahrung Getreide und Sämereyen, unter denen sie neben dem Kiehn- und Tannen-Saamen vorzüglich den Hanf- und Wolfsmilch-Saamen liebt. *) Sie hat einen lauten, auf eine weite Entfernung hörbaren Ruf (heult, nach dem Jäger-Ausdruck). Sie ist sehr scheu, und man kann ihr selten anders, als wenn man sich unter abgestandenen Eichen, auf denen sie häufig fußet, anstellt, beykommen.

Die Bergtaube.

Die Bergtaube, sonsten auch Waldtaube — Blochtaube — Lochtaube — weil sie ihr Nest in den Löchern der Bäume macht — hier zu Lande gewöhnlich Holztaube auch Blautaube genannt, ist von der Größe der gemeinen Haustauben, die dieser Taubenart, wie bereits vorerwähnt, ihre Abstammung und Ursprung zu danken haben. Es gilt dies wenigstens mit Gewißheit von denjenigen zahmen Tau-

ben,

*) Die alt gefangenen Ringeltauben lernen schwer fressen und die meisten sterben lieber Hungers, wenn man sie nicht wie junge Tauben stopft. Sonst werden sie ziemlich zahm.

ben, die unter dem Namen Feldtauben oder Feldflüchter bekannt sind, dagegen die andern Haustauben, welche hinwiederum Abkömmlinge der Feldtauben sind, sich merklich von den wilden Tauben entfernen, und schon mehr die Kennzeichen der eingeschränkten Freyheit an sich tragen. „Die „Bergtaube," sagt Büffon, „läßt sich in den Feldflüchtern, „die unsere Taubenhäuser entvölkern, und so gern die Ge„wohnheit auf Bäumen zu sitzen wieder annehmen, gar „nicht verkennen. Das ist schon der erste und stärkste Zug „ihrer Rückkehr zu ihrer natürlichen Freyheit. Wenn gleich „diese Tauben im häuslichen Zustande erzogen, und allem „Ansehen nach wie die andern, zu einem beständigen Auf„enthalt und einer gemeinschaftlichen Lebensart mit andern „Haustauben gewöhnt sind; so verlassen sie doch leicht ihre „Wohnung, entsagen ihrer Gesellschaft und suchen sich wie„der in Wäldern ordentlich niederzulassen. Sie kehren also „auf Antrieb ihres natürlichen Instincts zu ihrer natürlichen „Lebensart zurück."

Ueber die durch die Bemühung der Menschen erfolgte Umschaffung der wilden Tauben zu Hausvögeln, drückt sich Büffon folgendergestalt aus: „Es war leicht, "schreibt er, „so schwere Vögel als die Hähne, Puter und Pfauen, zu „Hausvögeln zu machen; leichte Vögel aber mit einem „schnellen Fluge, erforderten schon mehr Kunst, wenn man „sie unter das Joch zu bringen gedachte. Eine niedrige „Hütte in einem umzäunten Bezirk ist hinlänglich unser Fe„dervieh zu fassen, um darinn erzogen und vermehrt zu wer„den. Um die Tauben an sich zu locken, anzuhalten, und „ihnen einen schicklichen Wohnplatz anzuweisen, sind schon „hohe, besonders erbaute, von außen wohl bekleidete oder „verwahrte, und von innen mit genugsamen Abtheilungen „und Nestern versehene Taubenschläge nöthig. Sie (die „Tauben) können in der That weder als vollkommene Haus„thiere wie die Hunde und Pferde, noch als Gefangene, „wie die Hühner, sie müssen vielmehr als freywillige oder

„als

„als flüchtige Gäste betrachtet werden, welche sich in der „ihnen angewiesenen Wohnung nicht länger aufhalten, als „es ihnen da gefällt, oder als ihnen diese durch überflüßige „Nahrung, gute Nester, und alle Arten von Bequemlich„keit des Lebens angenehm gemacht wird. Sobald sie nur „das geringste Mißfällige bemerken, verlassen sie gleich ihren „Aufenthalt, um sich anderwärts zu zerstreuen. Außerdem „sehen wir auch in dieser Gattung alle Abweichungen der „Wildheit bis zur Zahmheit allmählig und nach einer stu„fenweisen Abartung sich darstellen u. s. w.

Ich kehre wieder zur Bergtaube zurück. Der Schnabel ist weißlich, der Kopf dunkelgrau, der Hals ins goldgrüne glänzend, der Oberleib aschfarben, die vier äußersten längsten Schwungfedern schwärzlich, die kürzesten röthlich, die mittelsten grau, an der Spitze schwärzlich, der Schwanz und die Füße wie bey der Ringeltaube. Sie unterscheidet sich in ihrer Lebensart von der Ringeltaube beynahe nur dadurch, daß sie nicht auf den Aesten, sondern in den Höhlungen der Bäume nistet, wo sie auch ihre Nachtruhe hält. Sie brütet übrigens wie die Ringeltaube zweymal im Jahr, legt bey jeder Brut nur 2 Eyer, nährt sich wie jene von Getreide und Sämereyen, und ist, wo sie häufig einfällt, dem Getreide nachtheilig. Ihr Ruf ist der nämliche, nur mit dem Unterschiede, daß sie, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, in einem geschwinderen Zeitmaß ruft (heult). Sie ist nicht völlig so scheu wie die Ringeltaube, und leichter zu zähmen, wenn sie gefangen wird. Da sie, wie mehrere Zugvögel, bey ihrer Wiederkehr im Frühjahr sehr gern die nämliche Brütestäte bezieht, in der sie das vorige Jahr genistet hat, so legt man auswärtig in einigen Gegenden Taubengehäge zur Beförderung ihrer Fortpflanzung an. Es werden nämlich aus kernfaulem Kiefern- oder auch Espenholz künstliche Brüthöhlen verfertigt, und diese an den Bäumen angehangen. Die Holztaube soll sich an diese, wenn sie gut eingerichtet und gehö-

gehörig vor Wind und Regen gesichert sind, gar bald gewöhnen und darinn jährlich nisten. Nur müssen sie nicht durch Schießen gescheucht, und ihnen die Jungen im ersten Jahr gelassen werden. Um sie an diese Bruthöhlen desto besser zu gewöhnen, wird eine Baizze aus Lehm, Salz, Urin und Heringslake bereitet, diese in einem Kasten unter dem Baume hingesetzt, und jährlich erneuert. Das Fleisch der Bergtaube wird für gesunder als das der zahmen Tauben gehalten.

Die Turteltaube.

Die Turteltaube ist unter den wilden Taubenarten die kleinste. *) Sie ist eine nahe Verwandte der Lachtaube, die von einigen Naturkündigern für eine Abartung von dieser gehalten wird. Der Schnabel ist braun, inwendig roth, der Kopf ins bläuliche spielend; um die Augen ein rother Ring: am Halse ein schwarzer Flecken mit weißen Queerstrichen, der Oberleib dunkelgrau mit untermischten schwärzlichen Federn, die Brust röthlich, der Bauch weißlich, der Schwanz, den sie im Fluge wie einen Fächer ausbreitet — braun, mit einer weißen Einfassung, die Füße roth und nach Verhältniß kürzer, wie bey den andern Tauben. Sie brütet und nährt sich wie die Ringeltaube, kommt wie diese als Zugvogel im Frühjahr zu uns, und verläßt bey dem ersten Frost die hiesigen Gegenden. Sie ist weniger scheu wie die Ringel- und Holztaube, und man kann sie, wenn man vorsichtig heranschleicht weit eher erle-

*) In America giebt es eine Art Turteltauben, die nicht größer als ein Sperling ist, und daher Sperlingtaube genennt wird.

erlegen. Sie läßt sich leicht zähmen, und wird im Zimmer, wo sie leicht nistet — gefüttert, sehr fett.

Da sie sehr reinlich ist, und man an dem Männchen eine besondere Zuneigung zu dem Weibchen wahrnehmen will, so wird sie als Sinnbild der Reinlichkeit und der ehelichen Treue angeführt.

Der Trappe.

Naturgeschichte.

Der Trappe, sonst auch Trappgans genannt, gehört in den mehresten Ländern zur hohen, nach der Preußischen Forstordnung aber zur kleinen Jagd, daher ich denn auch kein Bedenken trage, ihm hier einen Platz einzuräumen. Linné setzt den Trappen unter die Stelzenläufer; Herr Professor Leske nach seinem abgeänderten System, unter die Ordnung derjenigen Vögel, die einen großen Körper und kleine Flügel haben, und die entweder gar nicht oder doch wenig fliegen können; Herr Bechstein aber unter die Hausvögel. Linné giebt 4 Arten an, 1) der gemeine Trappe, auch Ackertrappe genannt, 2) der arabische Trappe, 3) der kleine Trappe, auch Zwergtrappe imgleichen Feldente genannt, und 4) der Aethiopische Trappe. Ich werde mich blos auf die erste Gattung, den gemeinen Trappen, einschränken, weil dieser allein in den hiesigen Gegenden zu finden ist. Dieser Vogel, welcher ausser Pohlen — Preußen und Deutschland häufig in Frankreich und Engeland, selten aber in dem südlichen und nördlichen Europa angetroffen wird, wird von einigen Schriftstellern mit Unrecht unter die Zugvögel gezählt. Er verläßt zwar zu Winterszeiten die kälteren Gegenden, streicht aber blos bis zu den gemäßigten Himmelsstrichen, und wird daselbst den

Winter

Winter über häufig angetroffen. Er ist unter den europäischen Vögeln einer der größesten. *) Er hat einen länglichen, eben nicht wohl gestalteten, aschgrauen, zur Seite mit weißlichen Federn versehenen Kopf, der Hals ist nach hinten zu rothbraun, an der Seite mit schwarzen Wellenlinien, vorne aber grau gefleckt, die Ohrlöcher weit geöffnet; die Augen groß, der Augenring weiß, der Regenbogen gelb; der Schnabel ist etwa 3 Zoll lang, stark und sehr hart; an beyden Seiten des Unterkiefers hängen lange schmale, weißliche Bartfedern **) herab; die Zunge ist von außen fleischig, inwendig hat sie einen knorplichten Kern, der am Zungenbande festsitzt. Seine Ränder sind mit spitzigen Hervorragungen versehen. Unter der Zunge, neben dem Schlunde, liegt eine taschenförmige Oeffnung, die einen Fuß lang, und so groß ist, daß sie über 6 Pfund Wasser ***) fassen kann. Der Oberleib ist röthlich mit unter-

*) Es giebt Hähne, die bis 4 Fuß lang, 6 Fuß breit sind, und 20 bis 26 Pfund wiegen.

**) Die jungen Trappen erhalten die Bartfedern nicht eher, als nach der ersten Mauserung. Wenn der Vogel böse wird, imgleichen wenn er falzt, (sich begattet) bläßt er die Bartfedern auf, und sieht dann um so ansehnlicher aus.

***) Man will behaupten, daß der Trappe den neben dem Schlunde befindlichen Sack mit Wasser anfüllt, um sich dessen, wenn er sich auf großen trockenen Ebenen aufhält, im Nothfall zu bedienen. Latham sagt in seiner allgemeinen Uebersicht der Vögel, der Wasserbeutel diene dem Trappen, wenn das Weibchen über dem Neste, das gewöhnlich in einiger Entfernung vom Wasser wäre, oder auch die Jungen, bis sie sich selbst vom Neste entfernen könnten, zu tränken. Bechstein widerspricht in den Zusätzen zu seiner Naturgeschichte Deutschlands mit Recht dieser Behauptung. Der Trappe lebt in der Polygamie, das Weibchen, ist zur Brütezeit allein

untermengten schwarzen Federn; die Brust, Bauch und Schenkel weiß. Die zehn ersten Schwungfedern sind schwarz, die sieben folgenden weiß, die zwey folgenden von der nämlichen Farbe, nur mit dem Unterschiede, daß diese gegen die Spitze schwarz und röthlich gelb gefleckt, dagegen die übrigen schwarz, röthlich, weiß und braun gemischt sind. Der beynahe 8 Zoll lange, mit zwanzig Schwungfedern versehene Schweif, ist röthlich mit schwarz und weiß gesprenkten Querbinden. Die Füße sind hoch, mit schmutzig grauen Schuppen bedeckt, und mit drey Vorderzehen — statt der Hinterzehe ist eine Art von Sohle an den Füßen vorhanden — versehen. Die Nägel an den Zehen sind stumpf, wenig gebogen und hornfarbig. — Das Weibchen ist kleiner wie das Männchen, unterscheidet sich aber von diesem auch dadurch, daß der Unterleib mehr aschgrau als weiß, das Gefieder von nicht so lebhafter Farbe wie bey jenem ist, und daß ihm die Bartfedern fehlen. Der Trappe lebt in der Polygamie, und es ist ein Irrthum, wenn Linné angiebt, daß sich jedes Männchen ein Weibchen aussucht. Die Hähne kämpfen während der Falzzeit *) (Paarungszeit) gleich den Auerhähnen, beißen einander ab und züchten sich an 6 ja mehreren Hühnern. Wäh-

lein und die Jungen laufen gleich aus dem Neste, sobald sie ausgekrochen sind. Bemerkenswerther ist das, was Latham bey dieser Gelegenheit weiter erzählt. Zu Marokko sagt er, wo man die Habichte nach den Trappen fliegen läßt, hat man gesehen, daß der Trappe sich beym Angriff des Habichts seines Wasserbeutels bedient, um ihn gegen seinen Gegner auszuspritzen, der nicht selten dadurch in die Flucht geschlagen wird.

*) Dieser Ausdruck gilt in der Regel nicht von dem zur kleinen Jagd gehörigen Federwildprett. Ich bediene mich dessen, weil der Trappe, wie bereits vorerwähnt, auswärtig zur hohen Jagd gehört.

Während des Falzens breitet der Hahn die Schwanzfedern aus, und bläßt sich gleich dem Trut- und Auerhahne auf, giebt aber keinen starken Laut, sondern blos ein dumpfes Knurren von sich, welches er auch thut, wenn er zornig wird. Die Weibchen sondern sich nach der Begattung ab, und legen zwey bis drey ins grünlichte spielende, mit kleinen Flecken gesprenkelte, sehr hartschaalige Eyer, die etwas größer als die Gänseeyer sind. Sie brüten gewöhnlich in den Haferfeldern, *) wo das Weibchen eine Grube mit den Füßen scharrt, und die Eyer ohne andere Vorbereitung hineinlegt. Die Brütezeit, welche in den Monat April fällt, währt gewöhnlich 4 Wochen. Das Weibchen verfügt sich mit seiner Familie nicht eher als im Herbst, wenn die Felder leer sind, zu dem Männchen und lebt bis dahin abgesondert von diesem. Ungeachtet der Trappe äußerst scheu ist, so sitzt das Weibchen während des Brütens im Gegentheil sehr fest, und steht, wenn man ihm gleich nahe kommt, nicht leicht von den Eyern auf. **) Sie halten sich gerne in ebenen niedrigen Feldern, wo man sie vorzüglich im Herbst, in großen Truppen beysammen findet. Ihre Nahrung besteht aus Getreide-Saamen, Mohrrüben ***) Kräutern, Insecten, Gewürmen u. s. w. auch verschlu-

*) Nach Kleins Angabe sucht das Weibchen gewöhnlich solche Oerter auf, wo der Hafer niedrig ist, um, wenn sie auf den Eyern sitzt, mit dem Kopfe überzuragen, und die umliegende Gegend übersehen zu können. Büffon widerspricht dieser Angabe, und behauptet im Gegentheil, daß das Weibchen der Sicherheit wegen in hohen Getreiden nistet.

**) Einige Schriftsteller behaupten, daß das Weibchen, wenn es im Brüten zum Aufstehen genöthiget wird, die Eyer unter den Flügeln mit sich nimmt. Obwohl dies fabelhaft scheint, so ist dagegen gewiß, daß sie die Eyer, sobald diese berührt werden, auf immer verlassen.

***) Sie halten sich vorzüglich gern in den Rübenfeldern.

verschlucken sie wie der Strauß und andere Vögel kleine Steine und sogar Stücke Metall. Daß sie — wie einige behaupten wollen — kleine Vögel, ingleichen Mäuse und Maulwürfe fressen sollten, ist bis jetzt nicht erwiesen. Der Trappe läuft ungeachtet seines dem Anscheine nach schwerfälligen Ganges — von welchem man seinen Namen, — und zwar von dem Worte Trappen herleitet *) — äußerst schnell, wozu ihm seine breiten Flügel, die er während dem Laufen aus einander breitet, nicht wenig beförderlich sind. Er fliegt dagegen seines schweren Körpers wegen mit Mühe, und nicht anders, als wenn er zuvor eine große Strecke gelaufen ist, auf, daher er denn auch, wenn man ihn mit schnellen Windhunden in einer kurzen Entfernung anhetzt, wohl zuweilen von diesen eingeholt wird. Er ist indessen, wie ich schon erwähnt habe, äußerst scheu, und läßt die Hunde, vor denen er eine ungewöhnliche Furcht hat, selten so nahe herankommen. Die Pferde scheut er, wie beynahe jedes Wildprett, ungleich weniger, woraus einige den sehr irrigen Schluß ziehen, als ob er eine besondere Zuneigung zu diesen Thieren **) hätte.

Jagd.

*) Büffon findet in der Etimologie des deutschen Worts Trappgans — das er aus Mangel der Sprachkunde mit einem z. am Ende Trappgansz schreibt — eine Zweydeutigkeit, und meint, daß es theils die Vergleichung der Gans, theils den Superlativum des Worts Trappen, und mithin ganz oder viel Trappen bezeichne. Herr Professor Bekmann hat diesen Irrthum des großen Naturforschers in seiner physicalisch öconomischen Bibliothek mit Recht gerügt.

**) Nach einigen alten Schriftstellern soll diese Neigung so weit gehen, daß sie bey Anblick des Pferdes ihnen entgegen, und beynahe zwischen die Füße laufen. „Wenn man dies für „richtig annehmen wollte, sagt Büffon, so könnte man viel„leicht einen Grund davon angeben, wenn man sagte, der

„Trappe



Jagd.

Um sie zu erlegen, muß man sie im Monat September, wo sie sich häufig auf den Feldern einfinden und sehr fett sind, entweder mit dem Schießpferde, oder auch mit der Karrenbüchse anziehen, oder auch tiefe Gruben in die Erde graben, und sich in diese hereinstellen, alsdann aber Jemanden zum Treiben abschicken, da man sie dann im Vorüberziehen schießen kann. Einige Jäger pflegen ihnen Tellereisen, und noch besser Schwanen Hälse — von beiden wird in der Folge dieses Werkchens gelegentlich nähere Auskunft gegeben werden — aufzustellen, und sie in diesen zu fangen. In der Gegend von Straßburg fängt man sie zur Winterszeit, wenn die Felder mit vielem Schnee bedeckt sind, vermittelst eines aufgestellten Schlaggarns, mit einem Zugseile von eines Ackers Länge. Man lockt sie durch ausgestopfte Trappenbälge herbey, zwischen denen man Kohlköpfe in die Erde steckt. Wenn der Trappe mit dem Garn bedeckt wird, giebt er keine andere Stimme von sich, als daß er bläßt und schnaubt.*) Schließlich bemerke

„Trappe fände in dem Pferdemist noch halb verdaute Kör„ner, die zur Zeit eines dringenden Mangels ihnen zu stat„ten kämen.„ Die ganze Sache scheint indessen wohl blos darauf hin aus zu gehen, daß der Trappe die Pferde weniger scheut, weil er aus Erfahrung weiß, daß er von ihnen keine Gefahr zu besorgen hat.

*) Nach Aelians Erzählung sollen die Füchse die Trappen dadurch an sich locken, daß sie sich auf der Erde ausstrecken, ihren Schwanz aber in die Höhe richten, und diesem das Ansehen und die Bewegung eines Vogelhalses geben. Dies scheint, wie Büffon sehr richtig anmerkt, beym Fuchse viel Verschlagenheit, beym Trappen viel Dummheit, beym Schriftsteller, der es erzählt, aber viel Leichtgläubigkeit vorauszusetzen.

ke ich noch, daß das Fleisch der jungen Trappen wohlschmeckend, das der alten aber hart und zähe, an beyden aber von zweyerley Gattung, zum Theil weiß, zum Theil braun ist. Die Losung (der Koth) soll ein bewährtes Mittel gegen die Räude der Hunde seyn, wovon ich jedoch bis jetzt keine Erfahrung gemacht habe.

Der Reiher.

Naturgeschichte.

Der Reiher auch Reyger genannt, gehört nach der hiesigen Jagdordnung ebenfalls zur kleinen Jagd.

Linné — und mit ihm Herr Professor Leske — setzt ihn unter die Ordnung der Stelzenläufer, und giebt von dem Reihergeschlechte, zu dem er aber auch die Kraniche, Störche, und Rohrdommel zählt, 25 Arten an. Der hier zu Lande allein bekannte gemeine graue Reiher, auch Fischreiher genannt, ist ein Zugvogel, der sich als solcher im Frühjahr bey uns einfindet, und im Herbst nach den südlichen Himmelsstrichen zurückzieht. Er ist etwas kleiner als der Storch, hat aber einen längeren Hals, und auch längere Zehen, von denen die mittlere wie eine Säge gezackt, und mit den äußern durch eine kleine Haut verbunden ist. Der Schnabel ist etwa 5 Zoll lang, größtentheils gelblich, an der Spitze schwarz, übrigens gerade, spitzig, etwas zusammengedrückt, und mit schmalen Nasenlöchern, von denen eine Vertiefung nach der Spitze zu läuft, versehen. Der Kopf ist bläulich grau, von der Scheitel bis zum Nacken hängen lange schwarze Federn herab, *) den Hals

*) Die Kopffedern der andern hier zu Lande nicht bekannten Reiherarten, von denen einige mit weißen, andere mit braunen,

Hals und Rücken aschgrau. Der Unterleib weiß, an der Brust wie am Unterhalse mit länglichten schwarzen Streifen, die Schwungfedern schwarz ins Blaue glänzend. Die sehr langen Füße sind grünlich und weit über den Knieen kahl. Das Weibchen unterscheidet sich vorzüglich dadurch, daß die am Kopfe herabhangenden schwarzen Federn bey weitem kürzer sind. Der Reiher hat einen langsamen, schweren Flug, kann sich aber sehr hoch schwingen. Ehe er sich in die Höhe schwingt, fliegt er gewöhnlich zuvor in einem Kreise herum. Er fliegt mit zurückgelegtem Halse, daher er im Fluge aussieht, als ob er einen Kropf hätte. Er hält sich vorzüglich an einsam belegenen Teichen und Waldseen; besucht diese besonders beym Auf- und Niedergange der Sonne *) und nährt sich dort von Fischen, Fröschen, Krebsen, Schnecken, Schlangen u. s. w. daher er den fischreichen Teichen, besonders aber den Karpfenteichen sehr vielen Schaden zufügt. **) Er horstet (nistet)

nen, oder auch purpurfärbigen Federbüschen geziert sind, werden in Persien und der Türkey sehr hoch gehalten, und von den großen Herrn an den Mützen und Turbanen getragen.

*) Sie wählen diese Tageszeit, wie man sagt, hauptsächlich deshalb, weil der Instinct sie lehrt, daß die Fische alsdann nicht durch ihren Schatten erschreckt werden.

**) Da die Reiher nur auf einige Schritte vom Ufer in die Teiche und Seen waten, und dort oft lang auf einer Stelle stehen bleiben, um die herbeyschwimmenden Fische in Empfang zu nehmen, so hat dies sowohl unter den Jägern als Fischern zu der Sage Anlaß gegeben, als ob die Witterung der Reiher und besonders die Ausdünstung ihrer Füße etwas Anziehendes für die Fische habe. Mir kommt indessen die Meinung derjenigen, welche behaupten, daß die Fische durch die Losung der Reiher herbeygelockt werden, weit wahrscheinlicher vor.

(nistet) auf den Wipfeln der höchsten Bäume, vorzüglich auf Eichen und hohen Kiehnen, die, wie man behaupten will, durch seine äußerst ätzende Losung (Mist) verderben und absterben. Das Weibchen legt seine 3 bis 5 grünlichen Eyer in ein aus Reisern, Gras und Wolle verfertigtes Nest, und brütet die Jungen größtentheils in Zeit von 3 Wochen, und zwar ohne Unterstützung des Männchens aus. *) Die Eltern füttern die Jungen im Nest und tra-gen

*) Die gemeinen Reiher lassen sich, wenn sie jung gefangen werden, zähmen. Bechstein erzählt in den Zusätzen zu seiner gemeinnützigen Naturgeschichte Deutschlands, und zwar im zweyten Anhange pag. 844., ein Graf Mattuschka habe einen gezähmten Reiher besessen, welcher weder Fische noch Frösche, sondern am liebsten Hühnergedärme gegessen, außerdem aber auf dem gepflasterten Hofe täglich drey bis vier Sperlinge gefangen habe. Wenn die Hühner gefüttert wurden, sagt Bechstein, stellte er sich mitten unter sie mit ganz eingezogenem Halse. Nun kamen die Sperlinge von den benachbarten Dächern herab, und nahmen Antheil an der Mahlzeit. Diese beobachtete der Reiher auf das genaueste, zog den langen Hals völlig an dem Leibe herunter, so daß der Kopf dicht am Rücken zu stehen kam. In dieser Stellung blieb er so lange, bis einer der herumhüpfenden Sperlinge nahe genug zu ihm kam, daß er ihn mit ausgestrecktem Halse erreichen konnte, dann schnellte er plötzlich den Hals heraus und fing so sicher seine Beute, die selten seinem Schnabel fehlging. Schwebend zerdrückte er dem Sperling den Kopf, oder erwürgte ihn an der Kehle, alsdann trug er ihn zu dem Trinknapf, benetzte ihn ganz, drehte ihn so lang herum, bis der Kopf nach der Kehle zu lag, und verschluckte ihn dann ganz mit Federn und Knochen. Noch führt Bechstein als eine Merkwürdigkeit an, daß dieser Reiher sich in vier Jahren in den großen Reiher verwandelt habe, wodurch ein Irrthum der Naturkündiger berichtigt wird, die den großen Reiher eine beson-

gen ihnen in dem unter der Zunge befindlichen Sacke kleine Fische zu. Sobald die Jungen fliegen können, zerstreuen sie sich bald einzeln, um ihrer Nahrung nachzugehen. Kurz vor ihrem Abzuge rücken sie indessen wie alle Zugvögel näher zusammen, und treten dann ihre Reise Schaarenweise an. Das Fleisch der jungen Reiher soll sehr schmackhaft seyn, daher sie denn auch in einigen Ländern theils deshalb, theils aber auch blos um des Vergnügens der Reiherbaitze *) wegen geheegt, und zur hohen Jagd gerechnet werden.

Jagd.

besondere Art ausmachen lassen, welches hiernach nicht der Fall ist.

*) Unter dem Ausdruck Baitze oder Baisse versteht man in der Jägersprache diejenige Art von Jagden, wo mit abgerichteten Raubvögeln, theils Federwildprett, als Reiher, Rebhühner, Lerchen u. s. w. theils auch Haasen und andere geringe wilde Thiere, gefangen werden. Die Reiherbaitze gehört unter die vorzüglichsten Jagden dieser Art. Man bedient sich hierzu einer Art Falken, (falco gentilis L.) die zu diesem Behuf ausdrücklich gezähmt und abgerichtet werden. Man wählt mehrentheils solche, die noch nicht aus dem Nest geflogen sind, (Nestlinge,) weil diese leichter als die sogenannten Wildfänge, das heißt solche, die erst dann, wenn sie bereits ausgeflogen, gefangen werden, zu zähmen sind. Obwohl die letztern, wie einige behaupten, die mühsamere Zähmung abgerechnet, besser zu brauchen sind, als die Nestlinge, weil diese nie die Kraft und den Muth wie alte Falken erhalten. Um sie zu zähmen, bediente man sich ehemals folgender Methode. Man legte ihnen anfangs lederne Fesseln (Fußschienen) an, hing sie in schwebenden Ringen auf, und wiegte sie einige Tage unablässig, um sie nicht schlafen zu lassen, da sie dann theils hiedurch, theils durch Hunger gezähmt wurden. Diese Methode, welche ich während meinem vormaligen Aufenthalt in Wien sah, ist indessen, wie ich aus der mir so eben zu Hän-

den

J a g d.

Sie sind ausserordentlich scheu, und man muß, wenn man sie mit dem Schießpferde oder dem Wisch anziehr sehr behutsam zu Werke gehen, um ihnen beyzukommen. Zur Zeit, wenn die Jungen zu fliegen anfangen, schweben sie, um sich zu üben, über den hohen Bäumen ihrer Nester, da man sie dann mit starkem Hagel aus der Luft herabhohlen, aber auch bey dieser Gelegenheit die Schußweite des Gewehrs prüfen

den gekommenen in den vorjährigen Ergänzungsblättern der allgemeinen Litteratur Zeitung No. 122 befindl. Rezension des siebenten Theils der alten Ausgabe meines Werkes ersehe, nicht mehr gewöhnlich, die an deren Stelle eingetretene mir aber nicht bekannt geworden. Um sie zum Fange abzurichten, bindet sie der Falkenier, (Falkenjäger) anfänglich an eine 9 bis 10 Ruthen lange Schnur, damit sie nicht durchgehen oder nach der Jägersprache irre werden, läßt sie sodann im Zimmer oder Garten von der Hand in die Luft fliegen, und schwingt, wenn sie zurückkehren sollen, unter einem gewissen Zuruf den sogenannten Vorlaß, — ein aus Holz oder rothem Tuch verfertigter Vogel, der die Gestalt desjenigen Federwildprets hat, auf das sie abgerichtet werden, der zu dem Ende mit den natürlichen Federn des Vogels (Federspiel) bekleidet, und auf dem der Falke täglich geäzet (gefüttert werden muß) — in die Höhe, bis sie endlich ohne Schnur und Vorlaß auf den bloßen Zuruf des Falkeniers zu seiner Hand zurückkehren, und gute Handvögel werden. Sie werden hierauf im freyen Felde geübt, und ihnen jedesmahl, wenn sie gefangen haben, ihr Jagdrecht, ein Stück vom gefangenen Raube, das Herz, Hirn, Eingeweide u. s. w, gegeben. Bey der Jagd selbst ist der Falkenier zu Pferde und trägt den Falken gehaubt, (den Kopf mit einer ledernen Kappe bedeckt) auf der Hand. Zu der Reicherbaitze wählt man gewöhnlich einen schönen stillen Tag.

prüfen kann, weil, wenn die Bäume sehr hoch sind, ein vorzügliches Gewehr dazu gehört, um sie herabzuschießen.

Tag. Sobald die Stüber Hunde einen Reiher auftreiben, und der Falkenier solchen in der Luft gewahr wird, wird der Falke, nachdem ihm zuvor die Haube abgenommen worden, an den Reiher gelassen oder abgeworfen. Der Reiher steigt gewöhnlich beym Anblick des Falken, nachdem er sich zuvor, um seinen Flug zu erleichtern, von dem Fraße geleert hat, in die Höhe, wobey er den Hals auf den Rücken legt, und den Schnabel, an dem sich junge unerfahrne Falken oft spiesen, über sich hält. Der Falke schwingt sich anfangs (steigt) ebenfalls hoch in die Lüfte, und stößt nicht eher, als bis er seinen Vortheil wahrgenommen, auf den Reiher, giebt ihm, oft zu wiederhohltenmalen, einen Fang, und kommt mit ihm endlich zur Erde, da ihm denn der Falkenier, der unterdessen mit unverwandten auf den Falken gehefteten Blicken scharf zureitet, den Reiher abnimmt, und solchen der der Jagd beywohnenden Herrschaft bringt. Es wird ihm sodann gewöhnlich ein mit dem Namen der Herrschaft, auch der Tages- und Jahreszahl versehener blecherner Ring umgelegt, und er wieder in Freyheit gesetzt; daher es sich oft ereignet, daß Reiher gebaitzt werden, die mehrere dergleichen Blechringe an den Füßen haben, und die mithin bereits einigemal gefangen worden. Ein junger unerfahrner Falke wird gewöhnlich in Gesellschaft eines alten an den Reiher gelassen. Es gehören übrigens schnelle, sichere Pferde, und ein sehr ebener Boden zu der Reiherbaitze, wobey ich noch bemerke, daß sie kein Gegenstand der kleinen Jagd ist, und daß ich diese kurze Beschreibung blos für diejenigen Liebhaber, die diese Jagd hier zu Lande nicht kennen zu lernen Gelegenheit haben, hergesetzt habe.

Der Kranich.

Naturgeschichte.

Daß Linné den Kranich zu der Ordnung der Stelzenläufer, und zwar zum Reihergeschlechte zählt, habe ich bereits vorhin erwähnt. Sein eigentliches Vaterland ist Africa, von wo er sich in die übrigen Welttheile zerstreut hat. Er ist hiernach ein würklicher Zugvogel, der blos in der wärmeren Jahreszeit zu uns herüber kommt, im Herbst aber nach den heißen Himmelsstrichen zurückzieht. Er wird beynahe in allen europäischen Ländern angetroffen, Engeland ausgenommen, wo er sich nie einfindet. Der Kranich ist zwar, seinem langen Halse und hohen Beinen nach, ein großer Vogel, jedoch sehr schmal und klein am Leibe. Seine Höhe beträgt 3 Fuß, sein Gewicht nach Büffon 10 Pfund. Er hat einen 4 Zoll langen, geraden, spitzigen, vorn mit einer schwärzlichen Hornhaut überzogenen, übrigens grünlichen, auf den Seiten platten Schnabel. Der Wirbel des Kopfs ist mit einigen wenigen haarigen, oder seidenartigen schwarzen Federn besetzt, der Kopf fast kahl, mit rothen Wärzchen und einigen einzelnen dünnen Haaren bedeckt; die Backen weiß, der obere Theil des Halses mit einem dreyeckigen Fleck von aschgrauen Federn geziert; der übrige Theil wie die Kehle, dunkelbraun, der Oberleib, Brust und Bauch aschgrau. Die sehr weiten Flügel bestehen aus 24 großen schwarzen Schwungfedern, die kleineren fallen ins röthliche. Ueber den Schwingen jedes Flügels sind zwey an den Spitzen gekräuselte Federbüsche, die der Vogel nach Gefallen aufheben und niederdrücken kann. Der Schwanz besteht aus 12 gewölbt herabhangenden theils aschgrauen, theils schwarzen Federn. Die sehr hohen Beine sind schwarz, über den Knieen kahl, die äußere Zehe mit dem letzten Gelenke der mittleren durch eine dicke Haut verbunden. Die Luftröhre dieses Vogels ist von einem äußerst merkwürdigen Bau und Einrichtung. Sie unterscheidet sich sowohl

wohl ihrer Gestalt, als ihrem Gange nach von den Luftröhren der übrigen Vögel dadurch, daß sie anstatt sich in der Brusthöhle, wie gewöhnlich in zwey Röhren zu theilen erst innerhalb des Brustknochens der Länge nach fortgeht, alsdann in der Höhlung desselben einige Krümmungen und Beugungen macht, *) dann wieder nach der Brusthöhle zurück geht, und sich nun endlich in zwey Lungenflügel theilt. Da sie beynahe 2 Ellen lang und über $\frac{1}{2}$ Zoll weit ist, und hiernach ungemein viel Luft fassen kann, so trägt dies viel zum hohen und langen Flug des Vogels bey, dagegen die vielen Krümmungen und Beugungen, deren man blos in der Höhlung des Brustknochens 10 an der Zahl antrift, und wornach die aus den Lungen gestoßene Luft hier allein zehnmal abprellt, die äußerst starke und zum Theil fürchterliche Stimme dieses Vogels **) erklärbar machen. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß der Hinterkopf nicht kahl, sondern mit Federn bedeckt ist, so wie denn die Luftröhre des Weibchens nur bis zur Hälfte des Brustknochens, und nicht die ganze Länge desselben heruntergeht. Sie halten sich theils in großen sumpfigen Gegenden, theils aber und vorzüglich des Nachts in den Kornfeldern auf, wo sie große Verwüstungen anrichten, und das Getreide zu Boden treten. Ihre Nahrung besteht außer Saat und Körnern, die sie am liebsten fressen, in Kräutern, Würmern, Insecten, Fischen, Schnecken, Eidechsen

*) Der Brustknochen hat zu dem Ende keine scharfe Kante, wie der Brustknochen anderer Vögel, sondern ist rund, um der Luftröhre zu den vielen Umbeugungen Raum zu verschaffen.

**) Ihr Geschrey ist unter allen Vögeln das lauteste. Man hört es oft hoch in den Wolken, wenn man sie gleich nicht sehen kann. Sie können aber auch, vermöge der Einrichtung ihrer Luftröhre, mancherley verschieden modificirte Töne hervorbringen, auch mit dem Schnabel ein klapperndes Geräusch machen.

Eidechsen u. s. w. Sie nisten an sumpfigen Oertern, wo das Weibchen zwey aschgraue, hellbraun gesprenkelte Eyer, von der Größe der Schwaneneyer legt. Die Jungen laufen außerordentlich schnell, lernen sehr bald fliegen, und werden, wie man sagt, sobald sie fliegen können, von den Alten, nachdem diese sie an Oerter, wo sie ihre Nahrung finden, gebracht, mit großem Geschrey verlassen. Man behauptet, daß sie ihr Alter bis auf 40 Jahre bringen, und daß ihre Federn im Alter schwarz werden. Man findet sie selten einzeln, größtentheils in großen Schaaren von 40 bis 50 beysammen. Man erzählt von ihnen, daß wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, immer einige unter ihnen Schildwache stehen, die die andern bey Annäherung eines Feindes, unter denen ihnen vorzüglich die Adler und Geyer gefährlich sind, durch ein lautes Geschrey warnen. Wenn sie fortziehen, versammlen sie sich in großen Schaaren, stellen sich dann gewöhnlich in zwey in einem Winkel zusammenlaufenden Linien, und treten in dieser keilförmigen Figur, die ihnen das Durchschneiden der Luft erleichtert, ihre Reise an. Um sich ihren Zug noch mehr zu erleichtern, legt immer der nachfolgende, wie man erzählt, seinen Kopf auf den Schwanz des voranziehenden. Wenn der Anführer, der sich diese Erleichterung nicht verschaffen kann, müde ist, fliegt dieser, wie man weiter erzählt, nach hinten, dagegen der nachfolgende seinen Platz einnimmt, und den Zug so lange anführet, bis auch er der Ermüdung wegen sein Amt an den ihm zunächstfolgenden abtritt. Sie ziehen unter immerwährendem Geschrey, und wehren sich, wenn sie auf der Reise von Adlern und Geyern angefallen werden, auf die nämliche Art wie die Reiher, mit aufgerichtetem Schnabel. Der gemeine Mann hält den Kranich für einen Propheten der Jahres- und Witterungszeit. Aus seinem frühen Abzuge, und wenn er in großen Haufen zieht, pflegt er auf einen nahen Winter, wenn die Reise spät und in kleinen Schaaren erfolgt, auf einen späten Winter zu schließen. Wenn er hoch und stille zieht, soll es

eine

eine schöne Witterung, wenn er niedrig und mit vielem Geschrey zieht, sich auch dabey oft auf die Erde senkt, soll dies Regen und Gewitter anzeigen. So soll auch ihre frühe Ankunft im Frühlinge einen fruchtbaren Sommer und angenehmen Herbst, ihr längeres Ausbleiben ein unfreundliches Frühjahr ankündigen. Der Kranich steht, wenn er schläft oder ausruht, auf einem Beine; daß aber, wie man vorgiebt, während der Zeit, daß einige schlafen, andere Schildwache stehen, und diese, um sich des Schlafs zu erwehren, einen Stein in den Krallen halten sollen, scheint — ungeachtet man sie so als Simbol der Wachsamkeit abgebildet findet — fabelhaft. *) Der Kranich läßt sich, ungeachtet er im Zustande der Freyheit äußerst wild und scheu ist, sehr leicht zähmen, besonders wenn er aus dem Nest genommen wird. Er ist zur Lustigkeit aufgelegt, und kommt, wenn man ihm zupfeift, oder auch sein Geschrey nachahmt, hüpfend und tanzend herbey. „Er hat" wie Büffon sagt „einen sehr ernsthaften bedächtigen Gang, „doch wechselt seine Ernsthaftigkeit mit allerley lustigen Possen ab. Bisweilen springt er herum, wirft Steine in „die Luft, und stellt sich als ob er sie mit dem Schnabel „wieder auffangen wollte. Oft pflegt er auch mit andern „Kranichen einen Wettlauf anzustellen."

Das Fleisch des jungen Kranichs ist sehr zart und wohlschmeckend, und wurde bey den alten Römern nur auf großen Tafeln vorgesetzt. Das Fleisch der alten ist dagegen hart

*) Die Alten erzählen vom Kraniche unter mehreren Fabeln auch die, daß die Pygmäen, vermeintlich kleine Menschen, die auf kleinen Pferden ritten, und sich in den indischen Gebürgen in Höhlen aufhielten, sich auf Widder gesetzt, und mit Pfeilen bewaffnet an das Meer begeben, und dort jährlich drey Monate mit den Kranichen Krieg geführt haben, um ihre Eyer zu zerbrechen, und ihnen die Jungen zu rauben.

hart und zähe, und hat dabey die sonderbare Eigenschaft, daß es durch Einwässern noch härter und ungenießbarer wird. Klein gehackt und gekocht, soll es eine äußerst kräftige Brühe geben.

Jagd und Fang.

Wenn man auf sie Jagd machen will, muß man sie entweder mit dem Schießpferde oder der Karrenbüchse anziehen. Sie werden wie die Reiher mit Falken gebaitzt.

Um sie zu fangen, pflegen die Jäger tiefe, aber enge Gruben zu machen, in diese Getreide zu werfen, über die Grube aber starke von Pferdehaar verfertigte und an einen Stock befestigte Schlingen zu legen, oder auch lange papierne mit Vogelleim beschmierte Duten in die Gruben zu stecken, unten Erbsen oder Bohnen hinein zu legen, da ihnen dann die Duten, wenn sie den Kopf nach den Erbsen hineinstecken, kleben bleiben, und sie so lebendig ergriffen werden.

Ende des dritten Theils.



